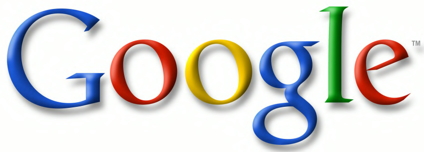




Kernfragen

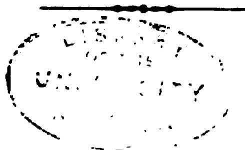
des

Höheren Unterrichts.

— Neue Folge. —

Von

Dr. Oskar Weißenfels,
Professor am Königl. Französischen Gymnasium in Berlin.



Berlin 1903.
R. Gaertners Verlagsbuchhandlung
Hermann Heyfelder.
SW. Schönebergerstraße 26.

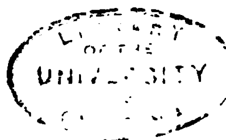
Vorwort.

Nach der freundlichen Aufnahme, die vor zwei Jahren eine unter dem Titel „Kernfragen des höheren Unterrichts" von mir veröffentlichte Sammlung pädagogischer Aufsätze gefunden hat, ist mir der Entschluß nicht schwer geworden, eine neue Folge solcher Aufsätze zu veröffentlichen. Was man dem ersten Teile nachgerühmt hat, daß er sich nicht bloß mit den wechselnden Gestaltungen der Schulverfassung beschäftigt, sondern, wie sein Titel das in Aussicht stellte, auf den Kern der Sache zielt und Fragen von dauerndem Interesse behandelt, wird man gewiß auch willig sein, diesem zweiten Teile zuzugestehen, Vielleicht verdient er dieses Lob sogar in höherem Grade. Jedenfalls gibt es keine wichtigeren pädagogischen Themata als die in den vier ersten, umfangreicheren Aufsätzen behandelten, man mag über die Ausführung im übrigen denken, wie man will. Von den Aufsätzen der zweiten Hälfte wird man beim Lesen der Überschriften allerdings zunächst vielleicht finden, daß ihr Gegenstand ein zu spezieller ist, als daß man darin noch eine Behandlung von Kernfragen des höheren Unterrichts erblicken dürfte. Ich wage gleichwohl zu hoffen, daß einsichtige und wohlwollende Beurteiler auch in diesen den Zug zum Kernhaften deutlich erkennen werden, sollten sie auch über manche darin behandelte Punkte anders denken. Die größte Gefahr droht unseren höheren Schulen jetzt von seiten des Nebensächlichen, das fortwährend in breitem Strome herangeflutet kommt und die Aufmerksamkeit von dem in erster Linie Wichtigen ablenkt. Die Aufsätze der zweiten Hälfte wollen nun, um es offen zu gestehen, an einigen Beispielen zeigen, wie es mit der im ersten Teile aufgestellten Forderung, die gewissermaßen die Seele des Buches ist, daß alles Unterrichten den Weg zum

Philosophischen nehmen müsse, eigentlich gemeint sei. Möge die Fachwissenschaft, wie das bei dem gegenwärtigen Stande ihrer Entwickelung ganz natürlich ist, fortfahren nach den **personis Horatianis** und **Ciceronianis** zu forschen, von jedem Briefe Ciceros, von jeder Epistel des Horaz genau das Jahr der Abfassung zu bestimmen suchen, von den zahlreichen berühmten und unberühmten Römern, die in den philosophischen und rhetorischen Schriften Ciceros erwähnt werden, herauszubekommen sich abmühen, wann sie geboren und wann sie gestorben sind, in welchem Jahre sie selbst oder ihr Vater oder ihr Großvater Konsuln gewesen sind und was sie für Gesetze beantragt haben: wer Horaz und Cicero auf dem Gymnasium interpretiert, darf derartiges nur **submissa voce** und **quasi praeteriens** einfügen und muß der Hauptsache nach eine substanziellere Kost bieten, d. h. auf den Kern der Sache zielen. Wie das wohl zu machen sei, habe ich an einigen Beispielen zu zeigen versucht. Vielleicht können sich jüngere Lehrer daraus einiges entnehmen. Jedenfalls sind die Primaner, die ich seit mehr als dreißig Jahren auf diese Weise für das Griechische und Lateinische zu gewinnen suche, in unserer dem Altertum so wenig günstigen Zeit während der Unterrichtsstunden wenigstens frisch und interessiert gewesen, wenn sie natürlich auch, außerhalb der Schule, oft gleich wieder der Flachheit des lärmenden Lebens zum Raube fielen. Viel anders ist es übrigens auch früher nicht gewesen. Dem Sokrates z. B., **si parva licet componere magnis**, ist es mit Alcibiades genau ebenso gegangen.

Gr. Lichterfelde bei Berlin.

Oskar Weißenfels.



I. Das Inkommensurable des Unterrichtsproblems.

1.

Man hat von der Geschichte der Philosophie spottend gesagt, sie sei eine Geschichte der menschlichen Irrtümer. Wer kein Freund böswilligen Spottens ist, wird sie vielmehr als die Geschichte von Teilwahrheiten definieren wollen, in deren Gesamtverlaufe sich das Streben nach Überwindung und Ausgleichung der Gegensätze geltend macht. Ähnlich steht es mit der Geschichte der pädagogischen Praxis wie der pädagogischen Theorie. Auch hier ist das Heil auf grundsätzlich verschiedenen Wegen gesucht worden, aber nach einiger Zeit sind die Gegensätze immer wieder durch die innere Kraft der Wahrheit in stufenweisen Übergängen einander angenähert worden.

Leider kann man nicht mit derselben Gemütsruhe auf beiden Gebieten der allmählichen Überwindung oder Umgestaltung des Falschen oder Halbwahren entgegensehen. Zwischen der Einwirkung philosophischer Lehren und den Wirkungen der Schule ist eben ein großer Unterschied. Eine falsche Philosophie entfaltet nur auf verwandtem Boden eine stark wuchernde Kraft, während die weiteren Kreise der Gebildeten, um von der großen Masse des Volkes zu schweigen, sich ihr entweder instinktiv verschließen oder sich nur langsam und zum Teil erobern lassen. Die Schule hingegen ist mit äußerer Gewalt ausgerüstet. Man überliefert ihr die jungen Seelen, in denen sich zunächst zwar immer eine gewisse Sehnsucht nach Bildung regt, denen sie aber, auch nachdem der Widerspruch erwacht ist, noch lange Jahre hindurch mit der Autorität geistiger Überlegenheit gegenübersteht. Da hilft kein Zappeln und Sträuben; sie singt wie Sarastro in der Zauberflöte: „Zur Liebe kann ich euch nicht zwingen, doch schenk' ich euch die Freiheit nicht." Auch genügt ihr nicht an der körperlichen Gegen-

wart ihrer Zöglinge: wer nicht den Mut hat, ganz mit ihr zu brechen, muß sich, wenn auch in bescheidenen Grenzen, zu einer aktiven Teilnahme in ihren Räumen bequemen. Erwägt man ferner, daß sie den Mächten, welche dem späteren Leben gebieten, der Zeit nach vorangeht und das große Vorrecht genießt, der noch unbeschriebenen Tafel des Geistes, wie man zu sagen pflegt, die ersten, fast unauslöschlichen Zeichen eindrücken zu dürfen, so möchte man meinen, daß selbst das Papsttum in der höchsten Fülle seiner Macht sich mit der Schule, wie sie war, wie sie ist, wie sie stets sein wird, an unterjochendem Einflusse nicht messen kann. Karl Hillebrand sagt, vor dem dreißigsten Jahre gelinge es keinem Deutschen, die schädlichen Wirkungen unserer Universitäten zu überwinden. Kann man da hoffen, daß die reichen Erfahrungen eines ganzen Lebens imstande sind, den Schaden, welchen Verkehrtheiten der Schule angerichtet haben, wieder gutzumachen? Jedenfalls begreift man danach das allgemeine und lebhafte Interesse, welches in unserer Zeit der Organisation des Unterrichts entgegengebracht wird. Hier handelt es sich um Keime des Richtigen oder des Verkehrten, die, aufquellend, fortwachsend und um sich greifend, beglückenden Segen oder traurige Verwüstungen zur Folge haben müssen. Nur in ganz seltenen Ausnahmen hat der Impfzwang die Vergiftung eines reinen Blutes verschuldet, und doch haben manche mit Rücksicht auf diese traurige Möglichkeit die Abschaffung einer so heilsamen Einrichtung verlangt. Hätte man nicht ein tausendmal größeres Recht, die Abschaffung des Schulzwanges zu verlangen? Ganze Generationen sind in der Schule gerade während der Jahre, wo der Mensch sich willig zu ergeben Neigung hat, der täglichen Einwirkung halbwahrer oder verschrobener Theorieen preisgegeben worden. Außerdem muß allen besonderen Verkehrtheiten der einzelnen Lehrenden der weiteste Spielraum gelassen werden, trotz aller ausgleichenden Bemühungen erleuchteter Vorgesetzter. Wer kann da zweifeln, daß das Gedeihen der einzelnen, das Gedeihen ganzer Staaten von der Schule abhängt? „Le peuple qui a les meilleures écoles est le premier peuple“, sagt J. Simon gleich im Anfange seines Buches über die Schule, und er fügt hinzu: „S'il ne l'est pas aujourd'hui, il le sera demain“. Wenn die Unwissenheit dem Irrtum vorzuziehen ist, sollte es da nicht auch viel besser sein, die Natur und die mannigfaltigen erziehenden Mächte des Lebens selbst walten zu lassen, als die zarten

Seelen den Einwirkungen eines so häufig dumm und verschroben machenden Unterrichts auszusetzen? Und wenn das Verkehrte hier noch eine seltene Ausnahme wäre! Aber nein, jedes kommende Jahrhundert spottet über das vorhergehende und beweist ihm, daß es mit Eifer falschen Zielen nachgejagt hat. Darf man hoffen, daß nun endlich alle Möglichkeiten des Irrens erschöpft sind, daß endlich nach langem Hinundherschwanken das Zünglein an der Wage für immer stillstehen wird?

Die Schwierigkeiten, welche eine reine Lösung des Unterrichtsproblems bisher verhindert haben und, trotz aller Verbesserungen, auch in Zukunft verhindern werden, fließen teils aus der Natur des zu Bildenden, teils aus der Natur des Bildners, teils schließlich auch, wie vor allem in unserer Zeit, aus der ganzen, den pädagogischen Bemühungen widerstrebenden Tendenz des Lebens. Unter diesen Schwierigkeiten sind einige, die sich allmählich werden überwinden lassen, andere, die immer wieder in jeder Zeitperiode, immer wieder mit jeder neuen Schüler- und Lehrergeneration hervorsprießen werden, schließlich auch solche, die völlig zu besiegen objektiv unmöglich ist.

Der Pädagog will nicht nur durch eine geschickte Methode das Wissen gewisser wissenswerten Dinge mitteilen — das würde nur in späteren Jahren genügen, wenn man bloß zum Zwecke praktischer Verwertung dieses oder jenes nachlernt —, er will zugleich bildend wirken. So lautet wenigstens jetzt die Parole. Ja selbst eine Bildung des Geistes, die nicht zugleich stählend und stärkend auf den Charakter wirkt, wird von der heutigen Pädagogik nicht als echt anerkannt. Der Bogen ist von den Herbartianern zu straff gespannt worden; aber man kann nicht leugnen, daß der Kern jenes Gedankens gesund und entwickelungsfähig ist. Deshalb findet sich auch Ähnliches bei allen, welche je dem pädagogischen Problem etwas tiefer nachgedacht haben, wie auch alle besseren Lehrer zu allen Zeiten nicht bloß mitzuteilen, sondern zugleich auch heilsam zu bewegen und zu erregen gesucht haben. Die strenge Wissenschaft fordert nun, daß die Methode wie das Ziel des Unterrichts auf die klar erkannte Natur des zu Bildenden berechnet werde. Hier beginnen aber die unentrinnbaren Schwierigkeiten. Den Menschen glaubt nur zu kennen, wer ihn nicht kennt. Eine psychologische Grundlage aber braucht man. Wo nun eine solide und tragfähige finden? Man hat sie bei Herbart gesucht. Eigentlich aber waren es die gründlichen pädagogischen Erwägungen

dieses Philosophen gewesen, welche zu ihm hingezogen hatten, und, einmal im Banne seiner Lehre, hatte man sich — die meisten wohl anfangs widerstrebend — die überaus künstliche und fragwürdige Psychologie, auf welche er seine Pädagogik aufgebaut hatte, gefallen lassen; nicht umgekehrt war man von seiner Psychologie zu seiner Pädagogik gelangt. Das Verzwickte stößt zunächst ab. Führt ihm aber ein glücklicher Zufall einige ausdauernde Verehrer zu, die etwas von der Art eines Apostels haben, so wird, was zunächst seltsam schien und abschreckend wirkte, zu einem mächtigen Reizmittel. Man liebt schließlich die Schwierigkeiten, mit denen man lange gerungen hat.

Welche Psychologie man aber auch für die richtige halten mag, dieser Satz steht unerschütterlich fest, daß alles Unterrichten und Erziehen auf die Natur des zu Bildenden berechnet sein und daß auch die Reihenfolge, in welcher man die Mittel der Erziehung anwendet, psychologisch geordnet sein muß. Sicherlich haben sich das viele lange vor Pestalozzi und Herbart gesagt; aber es soll den eifrigen Vorkämpfern der Herbartischen Lehre das Verdienst nicht vorenthalten werden, durch häufiges und nachdrückliches Wiederholen diesen Satz zu einem unverlierbaren Besitz des allgemeinen pädagogischen Bewußtseins gemacht zu haben. Um das freilich, was von Pestalozzi und Herbart aus diesem Grundgedanken abgeleitet wird, als endgültige und allem Zweifel entrückte Offenbarungen zu begrüßen, dazu bedarf es einer wahrhaft fanatischen Hingabe. Auch wenn von eifrigen Jüngern noch so viel geschrieben wird, für die ausgeklügelten Einzelheiten jener Theorieen wird sich nie in weiteren Kreisen die Anerkennung erringen lassen.

Welche andere Psychologie aber könnte man der Pädagogik zu Grunde legen? Es ist zu allen Zeiten viel Richtiges, viel Beherzigenswertes über den Menschen gesagt worden; aber eine auch nur in ihren Hauptsätzen unanfechtbare Psychologie ist bisher noch nicht aufgestellt worden. Mehrere Auffassungen stehen sich unvermittelt gegenüber. Daraus ist so viel klar, daß die Pädagogik, deren Grundlage ja die Psychologie ist, immer noch mehr eine Sache des Meinens als des Wissens ist. Ja, ist überhaupt noch anzunehmen, daß je die Lösung des Rätsels gefunden werden wird? Epikur lehrt, die Atome seien ewig und unzerstörbar, und er begründet dies so. Wären sie zerstörbar, sagt er, so würden sie während der unendlichen zurückliegenden

Zeit schon längst zerstört worden sein. Wäre das Rätsel des Lebens und das Rätsel des Menschen lösbar, könnte man fast mit demselben Rechte schließen, so müßte es schon längst gelöst sein. Auch die großen Fortschritte unseres stolzen Jahrhunderts würden in dieser Hinsicht nicht zuversichtlich stimmen können. Betreffen sie ja doch nur das Abgeleitete, während das weder Meßbare noch Sezierbare heute in dichtere Finsternis gehüllt ist, als je zuvor. Wer wagt es demnach, mit der Sicherheit, welche der Wissenschaft ziemt, zu sagen: „Dies ist das Ziel der Erziehung. Dies sind die Mittel, durch welche es erreicht werden muß"? Denn Ziel und Mittel bestimmen sich ja nach der Natur des zu Bildenden. Ehe also der Schleier gefallen ist, der infolge des Zerrens und Zupfens sich nur fester um den Hauptgegenstand unserer Erkenntnis zusammengezogen hat, werden wir auf eine eigentliche Wissenschaft der Pädagogik verzichten und uns an leidlich richtigen und vernünftigen Meinungen genügen lassen müssen.[1])

Je dürftiger freilich der Ertrag der Wissenschaft war, um so ergiebiger sind zu allen Zeiten die ohne wissenschaftliche Ansprüche gemachten psychologischen Beobachtungen gewesen. So hat sich denn allmählich in den Seelen aller Denkenden und mit einigem Bewußtsein Lebenden ein Gesamtbild des Menschen herausgearbeitet, dem es weder an Klarheit noch an scharfen Umrissen fehlt. Leider vermag man nicht sicher zu sagen, ob es nicht doch zahlreiche konventionelle Elemente enthält. Auch dieses steht außer Zweifel, daß jene subjektiven und konventionellen Zutaten nicht loslösbare Zusätze sind, sondern mit dem, was als Widerschein des Objektes gelten darf, eine innige Verbindung einzugehen und so die Färbung des Gesamtbildes zu beeinflussen pflegen. Denn fragen wir uns, woher uns eigentlich jene Auffassung des Menschen stammt, so können wir uns nicht verhehlen, daß auf unsere eigene, durch keine prinzipielle Voreingenommenheit gemachte Erfahrung doch nur sehr wenig kommt. Fast das meiste leitet sich, ohne daß wir es oft nur ahnen, aus der Auffassung anderer her. Es gehört freilich ein hoher Grad von Besinnung dazu, sich das zu gestehen. Die Eindrücke auszunutzen, dem schon vorhandenen Vorrate von Erfahrungen an passender Stelle einzufügen und daraus einen wirklichen Zusatz bewußter Einsicht zu gewinnen,

[1]) Ich verweise auf die besonnen abwägende Abhandlung von R. Lehmann, Ist Pädagogik eine Wissenschaft? (Zeitschrift f. d. Gymnasialwesen, 1900, S. 1—19.)

ist nicht jedermanns Sache. Von Zeit zu Zeit erscheint dann aber ein lichtspendender Genius, dessen Klarheit die Nebel verscheucht und der dem dunkel Gefühlten ein Interpret wird. Aber die Interpreten, die nie etwas willkürlich unterlegen, sind selten. Ganz lauter ist diese Quelle der Einsicht also nicht, so reich sie auch fließt. Wer sich nach Klarheit und Wahrheit sehnt, kann sich aber dieses zum Troste sagen, daß das Subjektive meist bald durch eine andere Form des Subjektiven entkräftet wird oder einer Reaktion zum Opfer fällt. Erst wenn der übergewaltige Einfluß eines leitenden Genius einem über das Ziel hinausschießenden oder mit Falschem vermischten Gedanken allgemeine Anerkennung verschafft hat, wird das Bild vom Leben und vom Menschen, welches sich in den Köpfen einer ganzen Generation gebildet hat, dadurch partiell gefälscht. Zum Glück aber findet jeder Mächtige einen Mächtigeren. Die Führer wechseln, und eine kommende Zeit, die an einem anderen Punkte vielleicht das Maß überschreitet, richtet doch das Verzerrte der vorhergehenden meist wieder ins Gerade. So hat sich im Laufe der Jahrtausende eine Psychologie gebildet, die in den Hauptzügen immerhin als richtig wird gelten dürfen, und neben welcher die Elaborate einiger neuesten Kathederpsychologen, so zuversichtlich diese sich vielleicht auch gebärden, wirklich von nur sehr geringem Gewichte sind. Die Besten und Erleuchtetsten aller Zeiten und Völker haben zu der in unseren Köpfen heute lebenden Auffassung des Lebens und des Menschen ihren Beitrag geliefert. Gerade deshalb ist anzunehmen, daß etwas durchaus Neues nicht mehr hinzugefügt werden wird. Handelt es sich hierbei doch auch um Probleme, welche den neu erworbenen Mitteln unserer Zeit nicht zugänglich sind. Denn daß sich die Psychologie je in Physiologie umsetzen lassen werde, ist nicht wahrscheinlich. Was die neue Wissenschaft der physiologischen Psychologie aber betrifft, so beschäftigt sie sich, im Vergleich zu dem, was man früher Psychologie genannt hat, nur mit vorbereitenden Fragen. Erst in ihrem letzten Stadium fängt sie an sich mit der Pädagogik zu berühren.

Eine Grundlage für die Pädagogik wäre also wohl vorhanden. Freilich fehlt ihr die straffe systematische Gestaltung. Aber man braucht sich deshalb nicht einer grämlichen Skepsis zu ergeben. Die neuere Akademie unter Carneades verzweifelte an der Wahrheit. Dem Menschen, lehrte sie, sei nur erreichbar, der Wahrheit nach Abwägung

aller Meinungen möglichst nahe zu kommen. Eine solche Erkenntnis schien ihnen aber für eine sichere Lebensführung durchaus ausreichend. Dasselbe gilt vielleicht von jener eben charakterisierten Psychologie, welche der Niederschlag des vielfältigen Nachdenkens über das sich unablässig unserem Geiste aufdrängende Hauptproblem ist: fehlt ihr auch das Festgefügte der wahren Wissenschaft, so kann sie doch zur Selbsterziehung wie zur Erziehung anderer recht brauchbar genannt werden, zumal wenn man bedenkt, daß auch auf allen anderen Gebieten unser Tun eitel Stückwerk ist.

Mit alle dem soll aber keineswegs einer Pädagogik vom Standpunkte des gesunden Menschenverstandes das Wort geredet werden. Besser allerdings der bloße gesunde Menschenverstand als die Verschrobenheit und trügerische Ausstaffierung einer scholastischen Wissenschaft, besser per humum repere als nubes et inania captare, besser mit einfachen Worten etwas, als mit hochtönenden Terminis nichts zu sagen. Aber man soll das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. Jene sonst recht schätzenswerte Eigenschaft, die man als gesunden Menschenverstand bezeichnet, neigt doch sehr zur Plattheit: serpit humi tutus nimium timidusque procellae. Es wäre traurig, wenn über die harmlose Erkenntnis, welche dem gesunden Menschenverstande zugänglich ist, nicht hinauszugelangen wäre. Der Philosophie muß ihre Ehre bleiben, wenn auch unter ihrer Maske sehr viel mit Worten gekramt worden ist, und wenn sie auch, so wenig auf diesem Gebiete wie auf irgendwelchem anderen, bisher mit voller Sicherheit das letzte Wort hat aussprechen können. Vor allem aber gilt es zu bedenken, daß auch die Pädagogik ihre Mysterien und Antinomieen[1])

[1]) Ich bin hoch erfreut, diesen hier von mir gebrauchten Ausdruck auch in der neuesten Schrift von W. Münch zu begegnen. In seiner Neuen Folge vermischter Aufsätze (Über Menschenart und Jugendbildung) findet sich einer, der die Überschrift trägt: Die Antinomieen der Pädagogik (S. 187—192). Hier eine Aufzählung jener Normen von auseinanderstrebendem Sinne, die eine die andere auszuschließen scheinen und doch gleichzeitig Geltung beanspruchen:

„Die Erziehung soll den Willen beugen und doch den Willen stark werden lassen. Sie soll die Lebenstriebe mäßigen und dämpfen und doch dem Wesen Frische belassen. Sie soll die Natur schonen und doch in allseitige Zucht nehmen. Sie soll feste Gewöhnung erzielen und doch über bloße Gewöhnung erheben, vor der Herrschaft solcher Gewöhnung bewahren. Sie soll der Autorität unterwerfen

hat. Für derartiges ist der gesunde Menschenverstand nicht gemacht. Ihm scheint alles zu einfach: er begreift nicht, daß der gerade Weg nicht immer der beste ist, und einem fernen, idealen Ziele zu Liebe

---

und doch zu innerer Unabhängigkeit heranbilden. Sie soll zum Glied der Gemeinschaft machen und doch gegen den Druck der Gemeinschaft stärken. Sie soll vor der Macht der Versuchung behüten und doch gegen die Versuchungen des Lebens abhärten; vom gemeinen Leben der Wirklichkeit noch fern halten und doch dieses Leben allmählich verstehen lehren; für die Wirklichkeit des Lebens ausstatten und doch dieser Wirklichkeit gewissermaßen von vornherein entrücken, über sie emporheben."

„Eine zweite Reihe ergibt sich bei der Aufgabe der Lehre und Bildung. Es gilt, vielerlei nebeneinander zu lehren, und doch zu verhindern, daß die Eindrücke sich gegenseitig neutralisieren; ein vielseitiges Interesse zu wecken und doch zu sorgen, daß überhaupt Interesse (wirkliches, lebendiges, persönliches Interesse) vorhanden bleibe, mit anderen Worten: vielseitig zu interessieren und doch fruchtbar zu interessieren. Es gilt, allgemeine Bildung zu geben und doch Oberflächlichkeit nicht großzuziehen; auch allgemeine Bildung zu geben und doch individuelle Anlage nicht zu erdrücken. Es gilt, die Reflexion zu entwickeln und doch die wertvollen instinktiven Kräfte darüber nicht absterben zu lassen; den Intellekt eindringlich in Anspruch zu nehmen und doch die Stärke des Willens darüber nicht verkümmern zu lassen; das Gedächtnis nicht zu belasten und doch auf die Grundlage des Gedächtnisses allen wertvollen Geistesbesitz zu bauen; den Reiz des Wechsels zu gewähren und doch den Geist und Willen zur Stetigkeit zu führen; nur zu fordern, was die Kraft leisten kann, und doch die vorhandene Kraft über sich selbst zu erheben; die Arbeit dem Zögling leicht genug zu machen und doch auch dafür zu sorgen, daß sie ihm schwer genug sei; die nötige Hilfe ihm nicht vorzuenthalten und doch ihn zu selbständigem Tun zu bringen; den Ernst zusammenhängender Arbeit und konstanter Pflicht ihm einzuflößen und ihm doch den freien, heiteren Jugendsinn zu bewahren." Dazu kommen dann die widerstrebenden Aufgaben, die aus dem gemeinsamen Unterrichte so vieler erwachsen, ferner die untereinander streitenden Aufgaben, welche die Methodik der einzelnen Fächer an den Lehrer stellt. „Kommen wir dann schließlich zu rein persönlichen Anforderungen, so muß der öffentliche Erzieher allezeit lebendig und beweglich sein und doch allezeit ruhig und fest; die rechte Ferne den Zöglingen gegenüber nicht aufgeben und doch ihnen innerlich durchaus nahe kommen; sich fürchten machen (soweit es nötig ist) und doch auch sich lieben machen (soweit es den Herzen möglich ist); zur Liebe immer bereit bleiben und doch auf den Empfang der Liebe verzichten; jung sein können mit der Jugend und doch der Jugend objektiv und meisternd gegenüberstehen; unablässig beaufsichtigen und beobachten und doch weder wirklich noch scheinbar belauern; kein hervorgetretenes Symptom der Wesensart aus dem Gedächtnis verlieren und doch nichts Übles nachtragen; unparteiisch entscheiden und auch unparteiisch erscheinen und doch den Unterschieden der Individualität gerecht werden u. s. w."

wird er nicht leicht auf nähere Vorteile verzichten wollen. Er leistet vortreffliche Dienste für die praktischen Aufgaben des individuellen wie des staatlichen Lebens; aber er ist unzureichend für die Kunst wie für die Philosophie, obgleich er auch hier an untergeordneter Stelle gute Dienste leisten kann. Meist vom Standpunkte des gesunden Menschenverstandes ist das Gymnasium während der jüngsten Zeit des Schulkampfes scharf angegriffen worden, und man kann gerade nicht sagen, daß es von seinen Freunden mit Eifer und Geschick gegen rationalistische Scheinwahrheiten verteidigt worden sei. Sicherlich war es nicht bloß in Wirklichkeit, sondern auch der darüber schwebenden Idee nach weit von der Vollkommenheit entfernt; aber man hätte doch auf das Gerede über das Unnütze und Unzeitgemäße des auf dem Gymnasium erworbenen Wissens mit tiefer geschöpften Argumenten antworten können. Es ist verdienstlich, wenn der gesunde Menschenverstand die Spinnewebe öder pädagogischer Wortkramerei zerstört; aber es liegt doch auch in seinem Wesen, jede merkliche Erhebung über das farblos Gewöhnliche und im gemeinen Sinne Natürliche zu meiden wie zu hassen. Treibt man freilich den vollen etymologischen Wert dieses Ausdrucks ein, so steht die Sache wesentlich anders. Denn wird der gesunde Menschenverstand als gleichbedeutend gefaßt mit jener **sana mens** und **iudicii sanitas**, deren höchste Potenz die **incorrupta iudicii integritas** ist, so gibt es allerdings keine höhere Instanz. Gewöhnlich aber wird das Wort heute in demselben abgeschwächten Sinne gebraucht wie **bon sens** im Französischen. Was aber ist der **bon sens**? Die Fähigkeit, **l'aptitude à bien juger sans aucune culture et dans un ordre de vérités un peu terre à terre et toutes pratiques.** Daß sich früher mit dem Worte ein vornehmerer Sinn verband, beweist der Anfang des **Discours de la méthode** von **Descartes**, wo geredet wird von der **puissance de bien juger et de distinguer le vrai d'avec le faux, qui est proprement ce qu'on nomme le bon sens ou la raison.**

Die Pädagogik wird also doch eine psychologische Grundlage suchen und sich im Umgange mit der Philosophie für ihr Tun stärken müssen. Will sie aber warten, bis eine unanfechtbare und allgemein anerkannte Psychologie in allen Teilen ausgebaut ist, so wird sie nie ihre Zeit gekommen glauben. Sie darf es nicht wie ungeschickte Gelehrte machen, die vor lauter Vorbereitungen und über dem ewigen

Wegschaffen von Hindernissen ihr ganzes Leben hindurch nicht zur Sache kommen. So lange die Menschen sich selbst gleich sind, werden wechselnde Meinungen, reine Irrtümer, Falsches mit Wahrem gemischt in endlosem Strome sich an uns vorbeibewegen.

Rusticus exspectat, dum defluat amnis. At ille
Labitur et labetur in omne volubilis aevum.

Da gilt es mutig hineinzuspringen, an sich und an die Wahrheit zu glauben. Muß, was nicht auf einen Felsen gebaut ist, darum gleich in einen Sumpf oder auf Flugsand gebaut sein? Wer aber eine reine Lösung des pädagogischen Problems in nächster oder ferner Zeit für möglich hält, der hofft zu viel. Um stets mit Sicherheit auf den werdenden Menschen wirken zu können, müßte man erstens den Menschen überhaupt, zweitens dieses Individuum von Grund aus kennen.

Überdies ist zwischen der praktischen Pädagogik und der Theorie der Pädagogik zu unterscheiden. Eine unanfechtbare Theorie der Pädagogik ist allerdings nur auf der Grundlage einer unanfechtbaren und reich ausgeführten Psychologie möglich. Der praktische Pädagoge aber übt, in seiner Eigenschaft als Pädagoge, nicht sowohl eine Wissenschaft als eine Kunst. Was ihm vor allem not tut, ist vielmehr die Fähigkeit, mit intuitiver Sicherheit die Eigentümlichkeit seines Zöglings zu erfassen und dieser entsprechende Einwirkungen ausüben. Auch sonst im Leben sind die bis ins einzelne genau berechneten und mit voller Klarheit des Bewußtseins auf das Wollen anderer ausgeübten Wirkungen sehr selten. Immerhin aber gibt die Theorie solchen, in denen die Natur nicht mit reiner und voller Kraft waltet, ein Gefühl der Sicherheit und bewahrt sie vor ängstlichem Tasten und Fehlgreifen. Mag auch das pädagogische Genie die pädagogische Kunst mit der Sicherheit ausüben, mit welcher der Gebildete seine Muttersprache gebraucht, die große Mehrzahl der Pädagogen wird im besten Falle damit verfahren, wie gute Schüler, am Ziele angelangt, mit den fremden Sprachen verfahren, die man sie gelehrt hat. Auch hier gilt der Satz, daß das Genie der Urquell der Regeln ist. Aber die Zahllosen, die keine Genies sind — und die heutige Zeit mit ihrem sehr verbreiterten und hochgesteigerten Bildungsbedürfnis hat sehr viel Pädagogen nötig —, werden immer darauf angewiesen bleiben, die gar leise in ihrem Innern tönende und durch allerhand fremd-

artiges Geräusch fortwährend übertönte Stimme der Natur durch das Studium der Theorie zu verstärken. Der Lehrtrieb freilich ist dem Menschen so gut wie der Lerntrieb angeboren. Aber man baue nur nicht so fest darauf. Was ist dem Menschen nicht alles angeboren! Eben weil er die Keime zu allem Möglichen in sich trägt, ist die Durchschnittsbegabung ohne künstliche Stützung und Stärkung kaum für ein Gebiet recht ausreichend. In jedem normalen Menschen steckt auch etwas von einem Dichter. Aber aus der breiten Masse ragen nur wenige hervor, die auch nur Erträgliches hervorzubringen vermögen. Schöpfungen nun vollends, die den Dichter überdauern oder gar in ferne Jahrhunderte hineinreichen, werden wie Wunder angestaunt, wie geglückte Besteigungen in majestätischer Einsamkeit thronender Bergesriesen.

Von der im engeren Sinne künstlerischen Begabung kann man nun freilich sagen, daß sie nicht echt ist, wenn sie überhaupt eine künstliche Steigerung und Stärkung nötig hat, und darum besser tut, sich im Nachempfinden des von anderen Geschaffenen zu betätigen, als sich unter Not und Qual doch nie recht gelingendes Eigenes abzuringen. Soll man über die Kunst des Pädagogen auch so streng urteilen? Soll man auch hier nur das wirklich Vortreffliche gelten lassen und mit Horaz ausrufen:

Mediocribus esse magistris
Non homines, non di, non concessere parentes?

Sicherlich ist auch das pädagogische Genie eine nur hier und da auftauchende Seltenheit. Der Bedarf an eigentlichen Pädagogen ist aber ein zu großer, als daß man auf diesem Gebiete die Dienste der Mittelmäßigkeit verschmähen dürfte. Künstler, Dichter, Philosophen, Schriftsteller aller Art sind freilich auch Erzieher des Menschengeschlechts. Sie sprechen aber von höherer Warte aus, mit weithin vernehmlicher Stimme. Ja der blöden Menge, die sie umsteht, unverständlich, werden ihre Worte weiter tönend oft erst verständlich, werden nicht selten erst sinnvoll für künftige Geschlechter. Die Tätigkeit des eigentlichen Pädagogen hingegen ist an seine Person gebunden, und es sind immer nur wenige, auf welche sie sich zugleich erstrecken kann. Wie soll da der Bedarf gedeckt werden, wenn man allen nur mäßig Begabten prinzipiell das Recht, als Pädagogen zu wirken, aberkennen wollte? Die pädagogische Theorie möchte also doch wohl

unentbehrlich sein. Sie allein kann der bescheidenen Anlage die Richtung und Wirkungskraft geben. Vor allem unentbehrlich ist der elementare Kursus dieser Theorie, der leicht zu lehren, leicht zu lernen und leicht zu handhaben ist.

Aber mit jedem hinzukommenden Lebensjahre wird leider der Zögling schwerer zu behandeln. Zahlreicher, mannigfaltiger, unübersehbarer werden die Einwirkungen von außen, verwickelter sein Inneres; immer besser lernt er es, dem beobachtenden Blicke sich zu entziehen, immer geringer wird seine Willigkeit sich zu ergeben, auf sich wirken zu lassen. Sokrates, der Pädagoge *κατ᾽ ἐξοχήν*, das leuchtende Vorbild aller Erzieher, hat vergebens versucht, dem Willen des Alcibiades die dauernde Richtung auf das Vernünftige und Gute zu geben. Dem Seneca, einem der größten Kenner des menschlichen Herzens, der noch dazu frei war von theoretischem Eigensinn und sich anzubequemen wußte, ist es nicht gelungen, das Ungeheuer in Nero zu bändigen. Die Bemühungen des ernsten, strengen, mit größter Konzentration auf das Wesentliche gerichteten Bossuet, aus dem Sohne Ludwigs XIV. etwas zu machen, endigten mit dem eklatantesten Mißerfolge, den man sich vorstellen kann. Als Katharina II. von Rußland durch die glänzendsten und schmeichelhaftesten Bedingungen d'Alembert aus seinem Mansardenstübchen in Paris nach Petersburg zu locken und als Erzieher für ihren Sohn, den Thronfolger, zu gewinnen suchte, gab er ihr diese denkwürdige Antwort: „Il y a trente ans que je travaille uniquement à ma propre éducation, et il s'en faut bien que je sois content de mon ouvrage. Jugez du peu de succès que je devrais me promettre d'une éducation infiniment plus importante, plus difficile et plus étendue“. Wer an diese und ähnliche Beispiele denkt, dem muß bei seinen pädagogischen Bemühungen bange werden, um so banger, je größer sein Eifer und sein Pflichtgefühl ist. Man wird also gestehen müssen, daß in der Natur des zu Bildenden Schwierigkeiten liegen, über welche zu siegen selbst die größten Meister der Unterrichts- und Erziehungskunst nicht sicher sind.

Aber auch mit Rücksicht auf die Natur des Lehrers und Erziehers selbst muß das Unterrichtsproblem als ein inkommensurables gelten. Die pädagogischen Genies sind ebenso selten wie die Dichtergenies. Aber selbst wenn man von der Erfüllung des Ideals absieht, wie vielen Hindernissen begegnet der Lehrer und Erzieher in seinem eigenen

Wesen, um auch nur gewöhnliche Wirkungen erzielen zu können! Es gibt keinen Beruf, der höhere und vielseitigere Anforderungen stellte. Wie gering an Zahl sind die Berufstätigkeiten, für welche es überhaupt einer vollen und gereiften Menschlichkeit bedarf! Wer sich durch Titel nicht täuschen läßt, wird gestehen, daß, wenn man von einer verschwindend kleinen Anzahl Stellen absieht, selbst die Aufgaben der höheren Beamten mit durchaus subalternen sittlichen wie geistigen Kräften bewältigt werden können.

Erwägt man im Gegensatz dazu, welche Vereinigung höchster geistiger und sittlicher Eigenschaften zu einem vollkommenen Lehrer und Erzieher nötig ist, bedenkt man ferner, daß sogar, um einer vollen und durchaus erfreulichen Wirkung sicher sein zu können, auch eine hervorragende körperliche Ausrüstung für diesen Beruf erforderlich ist, so wird man zweifeln, ob das Ideal des Lehrers überhaupt schon jemals verwirklicht worden ist. Zum Glück aber ist das unter allen Umständen Unentbehrliche durch Lehre und Erziehung verhältnismäßig leicht zu verschaffen. So mühevoll deshalb auch die Tätigkeit des Elementarlehrers sein mag, unter gewöhnlichen Verhältnissen kann er des Erfolges sicher sein. Erstens kommt ihm die natürliche Lernlust des Schülers mit einer Stärke und Frische entgegen, die sie eben nur in ihrem ersten Stadium haben kann. Dazu kommt die völlig unanfechtbare Autorität, mit der er seinem Zögling gegenübersteht. Nicht bloß der äußere Gehorsam ist hier das Natürliche und Gewöhnliche — dieser ist von allen Altersstufen verhältnismäßig leicht zu erzwingen und bei dem gemeinsamen Unterrichte eine unerläßliche Forderung —, sondern hier ist der Regel nach auch jene innere Willigkeit vorhanden, die durch keinen Zweifel, durch keine individuelle Auflehnung getrübt ist. Die Einwirkung des Bildners begegnet also keinem nennenswerten Widerstande. Ohne Zögern, gern, voll Vertrauen öffnet sich ihm die junge Seele. Die Sache ferner, die er zu lehren hat, ist objektiv betrachtet eine so einfache, daß auch die bescheidenste Lehrerintelligenz ausreicht, sie im Grunde zu erfassen und sich ihrer völlig zu bemächtigen. Und auch seine erzieherische Tätigkeit hat es nur mit den großen, in der natürlichen Richtung des werdenden Charakters liegenden Hauptsachen, nicht mit einem feinen Ausbau des Innern zu tun. Daher auch der Ausdruck der Zuversicht und Sicherheit, der auf dem Gesichte des Elementarlehrers liegt: er weiß genau, was er zu erstreben

hat, er kann seine Wirkungen genau berechnen, und klar erkennbar ist auch der Erfolg seiner Bemühungen. Es ist deshalb auch von dem Augenblicke, wo man angefangen hat mit Besinnung zu unterrichten, der Traum der Methodiker gewesen, dem Lehrer der höheren Stufen dieselben Vorzüge zu verschaffen. Dabei hat es nicht an ungerechten Klagen über die Gymnasiallehrer gefehlt. Vor allem hat man die Schwierigkeiten des späteren Unterrichtens und Erziehens unterschätzt. Gewisse grobe didaktische Hauptsachen bleiben allerdings für alle Stufen dieselben. Wie erweitert sich aber mit jedem Jahre der Kreis des Unterrichtsobjekts! Wie verwickelt, wie schwer zu erkennen, zu würdigen, zu beeinflussen ist im Laufe weniger Jahre das Innere des Schülers geworden! Zu äußerem Gehorsam, zu regelmäßiger äußerer Pflichterfüllung ist er ja immer noch durch den männlichen Willen des Lehrers zu zwingen. Aber sein Geist wie sein Charakter ist immer häufigeren, immer tiefer gehenden Einwirkungen ausgesetzt, über welche der Lehrer, zumal beim öffentlichen Massenunterrichte, keine Macht hat und die sich meist sogar seiner Aufmerksamkeit entziehen. Dazu kommt die mehr und mehr erstarkende Individualität des Schülers, welcher der allgemeine Unterrichtsbetrieb nie genau entsprechen kann und die fortwährend durch das Aufzwingen eines stets zum Teil antipathischen Unterrichtsstoffes gereizt wird. Wie eine harmlose Wunde durch langes Reiben gefährlich werden kann, so wird auch die anfänglich nur leise Abneigung des Schülers bisweilen infolge der täglichen Berührung mit dem Fremden, sich ihm Aufnötigenden zu einem wahren Hasse. Aber *ψυχῇ βίαιον οὐδὲν ἔμμονον μάθημα*, sagt Plato. Die Seele muß sich willig ergeben, sonst kann von einer ernsten, den Geist und das Herz wirklich bildenden Einwirkung nicht die Rede sein. Hat sich der Haß gegen die Schule aber überhaupt erst in der Seele eingenistet, so wird auch alles andere, was der individuellen Begabung und Neigung des Schülers sehr wohl entsprochen haben würde, trotzig zurückgewiesen. Welche imponierende geistige wie sittliche Reife muß ein Lehrer besitzen, der allen sichtbaren und unsichtbaren feindlichen Mächten, die ihm die Arbeit erschweren, zum Trotz auf ein schon weiter fortgeschrittenes Wesen einen wirklichen Einfluß gewinnen will! Zum Zwecke des Examens und um Berechtigungen zu erlangen, wird ja vieles bereitwillig gelernt, und nicht selten zieht die äußere Willigkeit, zu der man sich eben bequemen muß, auch eine Art von innerer

Willigkeit nach sich. Aber von da bis zu jener vertrauensvollen, nach Anregungen heiß verlangenden Hingabe ist doch noch ein weiter Schritt. Ein Lehrer, der diese Wirkung mit Schülern einer höheren Stufe erzielen will, und zwar nicht bloß hin und wieder in einer Unterrichtsstunde, muß etwas wahrhaft Dämonisches in seinem Wesen haben, muß mehr als ein Mensch sein. Denn man vergesse nicht, daß die Schule eine künstliche Einrichtung ist und stets bleiben wird. Es ist objektiv unmöglich, zumal bei dem Massenunterrichte, mit allen lehrenden und erziehenden Einwirkungen immer gerade im richtigen Augenblicke einzusetzen. Der Regel nach wird demnach der Schüler, sobald sein Bewußtsein zu reifen angefangen hat, die lästige Empfindung haben, daß da fremder Stoff sich ihm aufdränge. Was ihm geboten wird, ist nur ausnahmsweise gerade das, wonach er verlangt. Zum Glück liegt es nun im Charakter des Menschen, sich anbequemen zu können. So entsteht denn bei normaler Geschicklichkeit von seiten des Lehrers ein erträglicher Mittelzustand, der immerhin zahlreiche, nach Betätigung verlangende innere Kräfte in heilsame Bewegung setzt. Um aber allen Hemmnissen einer mehr oder weniger widerwilligen Individualität, allen Einflüsterungen einer schulfeindlichen Umgebung, einer schulfeindlichen Zeit zum Trotz auf den Geist wie auf den Charakter des Schülers eine unterjochende Kraft auszuüben, natürlich im Namen des Guten und Vernünftigen, dazu bedarf es der gemeinsamen Arbeit zahlreicher Eigenschaften, von denen jede schon selten genug ist, die aber in dieser Vereinigung ein schwer zu verwirklichendes Ideal darstellen. Man lasse sich durch den Schein nur nicht täuschen. Ein Lehrer von ernster und strenger Männlichkeit wird kaum je Schwierigkeiten haben, auch eine mittlere oder obere Klasse in Ordnung und willigem Gehorsam zu erhalten. Ohne alle störenden Zwischenfälle wird sich die Unterrichtsarbeit vollziehen; so ziemlich alle werden, soweit das kontrollierbar ist, bei der Sache sein, und auch zu Hause wird man die Mühe der regelmäßigen täglichen Vorbereitung nicht scheuen. Besitzt der Lehrer außerdem Wärme und Beredsamkeit, so werden die Schüler, in ihrer Mehrzahl wenigstens, sogar an seinen Lippen hangen und mit Eifer auf das Gebotene eingehen. Aber erstens werden warme und beredte Lehrer immer seltene Ausnahmen sein; sodann wird selbst von solchen Samenkörnern nur ausnahmsweise eins so intensiv lebenskräftig sein, daß es sich den gleich wieder in

Aktion tretenden zerstörenden und dem Unterrichte feindlichen Kräften gegenüber behaupten kann. Um wirklich auf längere Zeit, um nicht zu sagen für immer, einen Stachel in der Seele zurückzulassen, um Fermente in das Innere des Schülers zu senken, die sich weiter und weiter ausbreiten und schließlich von seinem ganzen Wesen Besitz nehmen, dazu bedarf es einer im Moralischen wie im Intellektuellen übergewaltigen Lehrerpersönlichkeit, wie sie deren die Wirklichkeit, auch wenn man mit noch so freundlicher Bereitwilligkeit das Gute anerkennt, doch nie in größerer Anzahl bieten wird.

Schon deshalb wird die Aufgabe des Unterrichts und der Erziehung auch mit Rücksicht auf die Persönlichkeit des Lehrers als eine überaus schwer zu lösende bezeichnet werden müssen, weil das bloße Fehlen einer Eigenschaft zweiten Grades die Wirkungskraft aller übrigen lähmen kann. Lessing läßt den Maler Conti sagen, Rafael würde als das größte malerische Genie gelten müssen, auch wenn er unglücklicherweise ohne Arme wäre geboren worden. Es ist das eine geistreiche Paradoxie, durch welche der höhere innere Wert jener faculté maîtresse im Vergleich zu den andern, nur Unterstützung bietenden Nebenfähigkeiten sehr glücklich veranschaulicht wird. Handelt es sich aber um die wirkliche Ausübung eines Talentes, so steht die Sache doch anders. Man braucht dabei gar nicht an Hindernisse von so brutaler Größe zu denken, wie fehlende Arme es für ein malerisches Genie sein würden. Es gibt unter denen, die nie gedichtet haben, viel geborene Dichter. Wie viele besitzen Anschauung und eine wie auf Flügeln sie bald zu kühnen Höhen, bald in weite Fernen forttragende Einbildungskraft, dazu ein Herz, fähig, was der ganzen Menschheit an Freuden und Schmerzen zuerteilt ist, zu durchfühlen, und die Proteusgabe, mit fremdem Kopfe zu denken, mit fremdem Herzen zu empfinden und ihre Einsamkeit mit lebendigen, klar und scharf sich abhebenden Gestalten zu bevölkern. Aber ihnen fehlt vielleicht die Gabe der Mitteilung. Voll reicher Anschauung, voll tiefer Empfindung, dazu fähig, wechselnde und mannigfaltige Gestalten vor ihr inneres Auge zu beschwören, sind sie doch unfähig ihren inneren Reichtum in wirkungskräftiger Rede zum Ausdruck zu bringen und so in fremde Seelen hinüberzuleiten. Und steht es mit dem Redner anders? Man spricht viel von den äußeren Schwierigkeiten, mit denen Demosthenes zu ringen hatte. Sie waren schwerlich sehr ernster Natur.

Aber ein kleiner organischer Fehler ist vollständig ausreichend, um die ganze Beredsamkeit, die in dem geborenen Redner glüht, an dem Hervortreten zu hindern. Man glaube doch nur überhaupt nicht, daß ein Hindernis ebenbürtig sein müsse, um über das innerlich Bedeutsame zu siegen. Wie oft hat eine unvorhersehbare Laune des Zufalls die tiefdurchdachten Pläne des Feldherrn zunichte gemacht! Wie oft sind die glücklichsten staatsmännischen Gedanken an gemeinen äußeren Schwierigkeiten gescheitert! Aber ich denke jetzt nicht an die zahllosen Einwirkungen des Lebens und der Umgebung, welche dem Pädagogen seine fein gezeichneten Zirkel stören können und dabei außerhalb seiner Machtsphäre, zum Teil sogar außerhalb seines Gesichtskreises liegen. Nur an die Hindernisse will ich erinnern, welche seine pädagogische Kunst in anderen, oft recht untergeordneten Teilen seiner sittlichen oder geistigen Begabung, selbst in gewissen vornehmen Eigenschaften findet.

Ein lebhaftes geistreiches Wesen z. B. ist eine unschätzbare Himmelsgabe, die bei Menschen und Schülern angenehm macht und selbst störrische Gemüter mit siegreicher Gewalt unterjocht. Glücklich der Lehrer, der sie besitzt, und glücklich die Schüler, die den Unterricht eines solchen Lehrers genießen! Aber ihre erfreuliche Wirkung wird gehemmt, bisweilen gar in ihr Gegenteil verkehrt, wenn ihr jedes Gegengewicht fehlt. Pädagog und Pedant werden von vielen als Synonyma gebraucht. Das heißt geringschätzig von unserem Berufe denken. Aber die immer wieder hervortretende Neigung, in der schwerfälligen Pedanterie eine charakteristische Eigenschaft des Lehrers zu erblicken, ist doch nicht bloß einer unfreundlichen Auffassung entsprungen. Beim Unterrichte hat manches Bedeutung und Gewicht, was für den Laien bedeutungslos ist. Jeder Stand macht zu besonderen Fehlern geneigt, wie er auch für besondere Tugenden den passendsten Nährboden bietet. So erzieht den Lehrer selbst sein tägliches Tun zu einer steten, ruhigen Pflichterfüllung, zu einer nichts überstürzenden Aufmerksamkeit. Aber dieses Mittlere im Sinne der Aristotelischen Ethik ist nur ein schmaler Bezirk, jenseits dessen das öde Reich der Pedanterie beginnt. Ein Lehrer anderseits, der seine Lebhaftigkeit, und wäre sie mit noch so viel Geist verbunden, nicht zu der in der Schule nun einmal nötigen Bedächtigkeit und liebenden Wertschätzung des Kleinen herabzustimmen vermag, wird bald selbst seines Berufes

überdrüssig werden, — und doch ist, was ihm fehlt, vielleicht sehr wenig im Vergleich zu den vornehmeren Eigenschaften, die er vor der großen Menge seiner Berufsgenossen voraus hat.

Nehmen wir als Gegensatz einen anderen, der mit ruhigster Gleichmäßigkeit die Gedankenbahn hinschleicht, alles stets sieht und alles stets ordnet, keines übermütigen Wortes, keiner geistreichen Aufwallung je fähig ist, der die größten und possierlichsten Dummheiten anhören kann, ohne weder in Zorn zu geraten, noch je darüber zu lachen oder gar zu spotten. Still, gesammelt, bewegungslos sitzen die Schüler vor ihm. Von Zeit zu Zeit schallt wohl aus der gegenüberliegenden Klasse eines anders gearteten Kollegen eine Lachsalve herüber. Hier aber flammt kein Auge auf: für immer scheint man hier das Lachen hinter sich gelassen zu haben. Dabei ist dieser Lehrer nicht streng: Strafen verhängt er so gut wie keine. Es ist vielmehr eine Suggestion, die er ausübt. Hier ist doch wohl das Ideal erfüllt. Doch nein! Um den wahren Lehrer zu finden, muß man jenen ersten und diesen addieren und dann durch zwei teilen. Oder meint man, es komme darauf an, die Erregbarkeit der Jugend in Schlaf zu senken? Da würde man doch eine mächtige und köstliche Bundesgenossenschaft verschmähen.

Und ähnlich steht es in mehr als einer anderen Hinsicht. Auch wenn man ganz von dem Ideal des Lehrers absieht, welches hoch über dem gewöhnlichen Schultreiben thront, schon der im gewöhnlichen Sinne gute Lehrer muß als eine sehr glückliche und seltene Ausnahme gelten, wenn man nämlich sein Tun an den Anlagen und an der Leistungsfähigkeit des normalen Menschen mißt. Daraus ergibt sich mit einer unentrinnbaren Sicherheit, daß das Problem des öffentlichen Unterrichtens nie in einer befriedigenden Weise gelöst werden wird. Nur ein Teil der für einen guten Lehrer unentbehrlichen Eigenschaften läßt sich eben durch methodische Übung und durch das Studium der Theorie erwerben. Andere aber, ja vielleicht die wesentlichsten, wenn man tiefer gehende Wirkungen erstrebt, sind Sache der natürlichen Begabung und des Temperaments. Wer also glaubt, daß wir bald, wenn man nur fleißig fortfährt Methodiken und praktische Pädagogiken zu schreiben, eine dem ungeheuren Bedürfnisse genügende Anzahl von auch nur im empirischen Sinne guten Lehrern haben werden, beweist damit, daß seine Psychologie eine zu optimistische ist.

Die eigentümliche Schwierigkeit des Lehrerberufs, mit Rücksicht auf welche das Unterrichten und Erziehen in höherem Grade als alles andere menschliche Tun nach der christlichen Lehre immer Stückwerk bleiben wird, ist daraus herzuleiten, daß entgegengesetzte geistige und sittliche Eigenschaften in dem wahren Lehrer in besonders glücklicher Weise gemischt sein müssen. Er muß eben, um volle Wirkungen zu erzielen, ein ganzer Mensch sein und eine **particula undique desecta** in sich haben. Vielseitig und gleichschwebend temperiert soll er sein und darf dabei doch nicht charakterlos und temperamentlos werden. Der wahre Lehrer ist lebhaft und besonnen zugleich, er ist streng und zugleich geduldig und von großer Güte. Sich herablassend zu den Schülern steht er doch stets über ihnen, sich ihnen gleich machend zieht er sie zu sich hinauf. Er hat ein starkes Bewußtsein seines Wertes und dabei nicht bloß Liebe zur Jugend, sondern sogar eine Art von Bewunderung für die Vorzüge dieses Alters. Das Schwierigste aber ist dieses, daß er auch als Mann und an der Schwelle des Greisenalters nicht aufhören darf jung zu sein. Es gibt vortreffliche, gewissenhafte Menschen von reichem Wissen und klarem Urteil, über die aber schon beim Austritt aus dem Jünglingsalter der stumpfe Ernst und die Umständlichkeit eines nicht glücklichen Alters gekommen ist. An sittlicher und geistiger Autorität wird es diesen ja nicht fehlen. Sie werden auch manches mit Erfolg lehren. Aber ihr Unterricht kann nicht jene gewinnende und einschmeichelnde Kraft besitzen, ohne welche nichts über die Oberfläche weit hinausdringt. Kinder im ersten Lebensalter lernen von Kindern am meisten. Auch später gedeiht der Knabe und Jüngling bei den Lehrern am besten, die in ihrem Wesen jugendlich und elastisch sind. Doch soll man zwei Arten von Jugendlichkeit unterscheiden. Es gibt Lehrer, die an den Spielen und an dem Geplauder der Jugend mit einem Interesse teilnehmen, als wenn es auch für sie nichts Höheres gäbe. Eine solche Jugendlichkeit ist für die Zwecke der Schule weder wünschenswert noch förderlich. Der Lehrer muß stets für den Schüler der Repräsentant einer höheren Welt bleiben. Aber es gibt noch eine andere, eine, so zu sagen, poetische Jugendlichkeit. Diese muß der wahre Lehrer besitzen. Worin aber besteht sie? Sie ist der Gegensatz zu dem nüchternen, praktischen Sinne des Bureaukraten und Geschäftsmannes, der Gegensatz auch zu der kühlen, am Nächsten und Kleinsten sich so

gern genügen lassenden Besonnenheit des Fachgelehrten. Auch ist sie nicht bei denen, für welche die dem Boden unserer ältlichen, verwickelten und an konventionellen Elementen so reichen Zeit entsprossenen Meinungen feste Werte und Glaubensartikel sind. Diejenigen vielmehr besitzen sie, deren Sinn elastisch ist, die zum Aufnehmen und Staunen stets bereit sind, die inmitten der gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnisse, inmitten der Strömungen unserer Zeit ein leises Gefühl des Fremdseins nicht loszuwerden vermögen.

Dabei muß der Lehrer einen hohen Grad von Objektivität besitzen, eine gleichfalls sehr seltene Eigenschaft, zumal wenn es nicht jene Objektivität des späteren Alters sein soll, die meist durch ein starkes Opfer an Freude und Frische des Empfindens erkauft ist. Wer nicht aus sich herauszugehen, sich nicht in den Zustand der anderen zu versetzen versteht, dem fehlt eine wesentliche Eigenschaft des Pädagogen. Wie in einem aufgeschlagenen Buche müßte der Lehrer auf der Stirn seiner Schüler lesen und alle Regungen ihres Inneren schnell richtig deuten können. Im Grunde freilich mißt man fremdes Empfinden und Denken zunächst stets an dem Maßstabe der eigenen Natur. Darum eben muß, wer auf andere als Lenker und Erzieher wirken soll, ein, so zu sagen, ausgeweitetes Wesen haben und einer Orgel mit zahlreichen Registern gleichen. Mit den Jahren verengert sich der Sinn, zumal in Zeiten, wie die heutige, wo die meisten mit einem Kraftaufwande, der ihnen für eine sinnige Pflege ihres Innern nur sehr wenig Zeit übrig läßt, ein Feld von geringer Ausdehnung zu bearbeiten haben. Vor allem wird der Lehrer dieser aussaugenden, arm, eng und einseitig machenden Wirkung des Jahrhunderts mit Bewußtsein entgegenarbeiten müssen. Aber er braucht sich darum nicht auf der weiten Oberfläche des vielgestaltig gewordenen Lebens zu tummeln, noch sich mit den äußeren Lebensbedingungen der verschiedenen Berufsklassen vertraut zu machen, braucht nicht von allem, was geschrieben, erfunden und geplant wird, Kenntnis zu nehmen. Im Gegenteil, bei allem inneren Reichtum wird er nicht sowohl den kundigen praktischen Leuten, sondern jenen unpraktischen und naiven Philosophen gleichen, wie sie Plato mit köstlichem Humor, sinnvoll übertreibend, im Theätet schildert. Nicht im Strome der weltlichen Geschäfte gewinnt sich der psychologische Blick des Lehrers, die Hauptbedingung eines gedeihlichen Wirkens, sondern in der stillen

Beobachtung, im Verkehr mit den großen Dichtern und den einsam ragenden Häuptern einer langgestreckten Vergangenheit, im Verkehr vor allem auch mit der wahren Philosophie, deren Gold durch keine fachwissenschaftlichen Bereicherungen in kleiner Münze aufgewogen werden kann.

Inkommensurabel bleibt das pädagogische Problem von seiten des Lehrenden auch deshalb, weil es niemandem, auch dem für den Lehrerberuf Geschaffenen nicht, gegeben ist, durchaus jugendlich zugleich und durchaus reif zu sein. Die pädagogischen Seminare werden den Anfänger vor groben Mißgriffen bewahren und ihn schnell in den Sattel heben, wie O. Frick zu sagen pflegte. Bisweilen aber werden sie ihm vielleicht auch die Natur austreiben und ihn zu methodesüchtig machen. Was dann auf der einen Seite gewonnen wäre, wäre auf der andern reichlich verloren gegangen. Denn alle pädagogische Einwirkung muß diskret sein. Was sich mit Gewalt den Eingang erzwungen hat oder mit Pauken und Trompeten eingezogen ist, bringt nur selten heilsame Entwickelungskrisen des Innern hervor. Denn der Mensch ist ein freiheitliebendes Geschöpf und will an unsichtbaren Fäden gelenkt sein. Wie es sklavisch ist, am Gehorchen aufs Wort Freude zu finden, so ist es auch nicht Pädagogen-, sondern Tyrannenart, den eigenen herrischen Willen sichtbar dem fremden Willen auferlegen und diesem seine Abhängigkeit fühlbar machen zu wollen. Nicht das ist die Kunst, Fremdes an die Stelle des Eigenen zu setzen, sondern leise das Eigene in den Weg einer fruchtbaren Entwickelung zu leiten. Sensim sine sensu, sei unsere Losung. Auch der Schüler wird verstimmt, wenn er die Absicht merkt. Solange also die erworbene Methode nicht mit der unaufdringlichen Leichtigkeit gehandhabt wird, mit der wir unsere erstarkten und geschickt gewordenen Organe handhaben, wird nicht viel mit ihr gewonnen sein. Wo einige Befähigung vorhanden ist, wird ein naturalistisches Unterrichten, falls es sich nur der elementaren Hauptsachen bemächtigt hat, trotz seiner natürlichen Unvollkommenheiten reichere Erfolge erzielen. Vor allem aber kann jene pädagogische Psychologie, ohne welche alles Unterrichten ein eitles Tun bleibt, nicht einfach und schnell aus Lehrbüchern oder aus der Unterweisung eines andern herübergenommen werden. Anfänge dazu sind in jedem normalen Menschen vorhanden, und durch eine richtige Unterweisung werden diese Anfänge ein gutes Stück weiterentwickelt

werden. Aber von da bis zur reifen Weisheit eines psychologisch durchaus richtigen Verfahrens ist sehr weit. Wer kann sich rühmen, dieses Ziel erreicht zu haben? Nicht gar zu weit dahinter zurückgeblieben zu sein, ist schon ein großes Verdienst. So viel aber steht fest, daß das Klappern mit dem Handwerkszeug den geschickten Arbeiter nicht macht. Für die Schule besteht immer die Gefahr, zumal in einer Zeit, wo die Losung ist, mit bewußter Methode unterrichten zu lernen, daß sie einer Fabrik ähnlich wird, wo dem Eintretenden ein beängstigendes Schnurren, Sausen und Tosen entgegenschallt. Beim Verlassen des Gebäudes atmet man dann wohl auf und wünscht sich Glück, daß man seine Knochen heil aus diesem Teufelshause gerettet hat. Einem ganz leise gehenden Uhrwerk vielmehr soll die Schule gleichen, das, ohne lästig zu werden, doch merklich den Geist einer friedlichen und vernünftigen Ordnung atmet.

Sieht man von glänzenden Ausnahmen auf anderen Gebieten des Lebens ab, so wird man mit der Anerkennung nicht zurückhalten können, daß der Lehrerstand, wie früher, wo er dem Stande des Geistlichen verwandter war, so auch jetzt, wo er mehr der weltlichen Wissenschaft, wie auch dem praktischen und politischen Leben zuneigt, alle anderen Berufsklassen überragt, sowohl an Reichtum des Wissens wie an geistiger Bildung. Und doch ist von jeher über keinen Stand so viel geklagt worden. Man ist heute, auch in Lehrerkreisen, schnell bereit, diese Klagen für frühere, von der richtigen Methode nicht erleuchtete Lehrergenerationen als berechtigt gelten zu lassen, findet sie aber den jetzigen Schulen und den jetzigen Lehrern gegenüber übertrieben und ungerecht. Wie verfallende Institutionen noch eine ganze Zeitlang ein unverdientes Ansehen genießen, so wird auch dem, was längst seine Mängel abgestellt hat, hört man sagen, noch eine Weile die Anerkennung versagt. Man tröstet sich aber mit der Hoffnung, daß diese unerquickliche Übergangsperiode bald abgelaufen sein wird. Sollte diese Erklärung die richtige sein? So genußreich und so dankbar der Lehrerberuf in der einen Hinsicht ist, so undankbar ist er in anderer Hinsicht stets gewesen, wird er immer sein. Über diese Wahrheit soll man keinen optimistischen Schleier zu werfen versuchen. Es wird immer schon viel sein, wenn über einen nicht gar zu kleinen Prozentsatz der Lehrer von Schülern und Eltern freundlich und anerkennend geurteilt wird; an dem ganzen Schulbetriebe, wie an der

großen Masse der Lehrer wird man immer viel zu tadeln und zu mäkeln finden. Dazu kommt, daß die Einwirkungen der Schule langjährige und täglich fühlbare sind. Wer nur in weiten Zwischenräumen einen Arzt nötig hat, pflegt über die Medizin ganz glimpflich zu urteilen. Ein Kranker hingegen, der aus der ärztlichen Behandlung nicht herauskommt, schwört bald darauf, daß die Ärzte alle nichts verstehen. Was die Juristen nun vollends betrifft, so kann ein friedlicher, ordentlicher, nicht eigensinniger Mensch das höchste Alter erreichen, ohne auch nur einmal mit ihnen zu tun zu haben. Ebenso begegnet man Vertretern der übrigen Berufsklassen nur in weiten Zwischenräumen, wo dann ihr Gutes voll wirkt, verstärkt noch dazu durch den Reiz des Neuen; ganze Klassen von Menschen sieht man überhaupt nur wie durch ein Fernglas, nur von weitem. Wie ganz anders steht der Lehrer seinem Publikum, der Jugend, gegenüber! Tag für Tag erscheint er immer wieder, und nicht auf flüchtige Augenblicke, auf ganze Stunden vielmehr. Dabei verlangt er angestrengte Hingabe und duldet nichts anderes neben sich. Man bedenke, wie schnell sich der Mensch selbst an das Außerordentliche gewöhnt. Die bescheidenen Durchschnittseigenschaften sind nun vollends von matter Wirkung, sobald der flüchtige Reiz des Neuen geschwunden ist. Ungeschicklichkeiten und offenbare Fehler aber werden, wenn man ihnen täglich ausgesetzt ist, geradezu unerträglich und erzeugen in reizbaren und ungeduldigen Gemütern schließlich Haß, Widerwillen und Verachtung, wiewohl auch der Fall eintritt, daß man sich an Fehler gewöhnt und ihnen vielleicht sogar eine Art von Interesse abgewinnt. Und scheint man nicht berechtigt, von den Vertretern dieses Berufes, wie von den Geistlichen, eine vorbildliche Vollkommenheit zu erwarten, im Umkreise des Intellektuellen wie des Moralischen? Wie geschärft ist ferner der Blick des Menschen für fremde Fehler! Nur hervorragende Menschen wissen an andern freundlich das Gute zu würdigen; um Fragwürdiges oder offenbar Falsches an ihnen zu bemäkeln, dazu besitzt meist auch der Dümmste Urteil und Verstand genug. Darum kann der Lehrer die Sorge um Bildung und Geschicklichkeit gar nicht weit genug treiben. Nur während der Unterrichtsstunden umgibt ihn die schützende Hülle der Autorität. In dem Maße, als dem jugendlichen Geiste die Flügel wachsen — und sie fangen sehr früh an zu wachsen —, wird das Urteil über ihn freier

und kecker. Wer Gelegenheit gehabt hat, Schüler oder gar Schülerinnen in Gesprächen über ihre Lehrer zu belauschen, wird in seinem Glauben an die Hingabe und Pietät der Jugend arg erschüttert worden sein. Wirklich gebildete Familien, in welchen den frechen Reden des jungen Volkes gesteuert wird, sind auch nicht gerade häufig: meist freut man sich vielmehr, so scharf beobachtende und mit so überlegener Miene urteilende Sprößlinge zu haben, und stimmt mit eigenen verwandten Jugenderinnerungen ein. Mit abwägender Gerechtigkeit zu urteilen liegt eben nicht im Charakter des Menschen, am allerwenigsten im Charakter der Jugend: erst nach langem Herüber- und Hinüberschwanken des Jünglings stellt sich das Gleichgewicht her. Die nicht leicht zu erfüllenden und in gewissem Sinne unerbittlichen Ansprüche der Schule bringen bei Eltern wie bei Schülern dem Lehrer gegenüber eine Neigung zur hämischen Krittelei hervor. Man verlangt von ihm, daß er vollkommen sei. Die ausgestandenen Mühen, die Enttäuschungen, das beschämende Gefühl der nicht recht zureichenden Kraft lassen nach Gelegenheiten spähen, im Tadel gegen den Lehrer sich Luft zu machen, und es entsteht so eine Art von gehässiger oder wenigstens achtungsloser Stimmung, die dort, wo Disziplin herrscht, sich allerdings nicht zu äußern wagt, aber doch im stillen wühlt und so die Wirkungskraft des vom Lehrer Gebotenen beeinträchtigt. Zum Glück ist dem Menschen freilich auch das Bedürfnis zu bewundern und zu verehren angeboren. Starke und überwältigende Eindrücke pressen Worte wärmster Anerkennung heraus, und sich fortwälzend nimmt das Lob oft gigantische Proportionen an. So bilden sich über Lehrer von glänzenden Eigenschaften bisweilen wahre Legenden. Man macht in Schule und Haus wahre prodigia daraus: sie wissen alles, haben alles gelesen, ihr Gedächtnis ist ein phänomenales und nie versagendes, an Beredsamkeit kommen sie dem Demosthenes und Cicero mindestens gleich. Was man den andern nimmt, legt man ihnen zu. Diese übertreibende Wertschätzung hat dann das Gute, daß sie einen schützenden Wall gegen die Gleichgültigkeit bildet. Denn der Lehrer kann nicht wie ein glänzendes Meteor aufgehen und verschwinden. Ein Glück für ihn, wenn seine vortrefflichen Eigenschaften während der ersten Periode, wo sie mit der fast zu starken Kraft des Neuen wirkten, eine auch für spätere Zeiten unerschütterliche Grundlage der Liebe, des Vertrauens, der Wertschätzung haben entstehen

lassen. Denn dies vor allem — ich wiederhole es — macht den Beruf des Lehrers zu einem so schwierigen, daß von ihm ununterbrochene und so lange fortgesetzte Wirkungen erwartet werden. Ein Dichter, ein Schriftsteller, ein Künstler, selbst ein Schauspieler tritt doch nur in weiteren Zwischenräumen vor sein Publikum, und noch dazu in Augenblicken, die von diesem selbst gewählt sind, und wo es also willig ist, sich ihm hinzugeben. Ein Lehrer kann nicht warten, bis ihm das Herz seiner Schüler wieder sehnend entgegenschlägt. Schon ehe sich wieder brennender Durst eingestellt hat, muß er ihnen meist den Trank der Wissenschaft von neuem reichen.

Man wird nicht erwidern dürfen, daß das alles Übertreibungen seien, daß hier die Ausnahmen zur Regel gemacht seien. Nein, so großen Schwierigkeiten begegnet der Beruf des Lehrers in der eigentümlich menschlichen Anlage. Nicht um zufällige Hindernisse handelt es sich hier, sondern um solche, welche mit der unerbittlichen Regelmäßigkeit eines Naturgesetzes immer wieder, wo unterrichtet und erzogen wird, in Wirksamkeit treten werden. Es erklärt sich das aus der nicht zu eliminierenden Künstlichkeit alles Unterrichtens, vornehmlich des gemeinsamen Unterrichtens. Ganz anders steht es mit der häuslichen Erziehung durch die Eltern. Diese nimmt einen natürlichen Verlauf und kann stets an passende Gelegenheiten anknüpfen. Außerdem hat sie an der Liebe, welche zwischen Eltern und Kindern ein der Regel nach unzerreißbares Band geflochten hat, einen mächtigen Bundesgenossen. Schließlich handelt es sich in diesem Verhältnis nur um Anregungen und um allgemein sittliche, nur ausnahmsweise um geistige Förderungen. Was an sich schwerer sei, zu erziehen oder gut zu unterrichten, soll hier nicht untersucht werden. Doch ist bekannt, wie wenig Erfolg gerade die Väter, selbst solche von hervorragender Bildung, beim Unterrichten ihrer eigenen Kinder zu haben pflegen.

Eine wie unerschöpfliche Geduld gehört ferner zum Berufe des Lehrers, eine wie große Selbstbeherrschung! Welch natürlicher Adel der Gesinnung ist nötig, damit er davor bewahrt bleibe, die trotz aller Überwachung sehr große Gewalt, die in seine Hände gelegt ist, zu mißbrauchen! Er soll von männlicher Festigkeit sein, aber weder eigensinnig, noch tyrannisch. Auch den Faulen, Störrischen, Böswilligen ist er einen Grad von Interesse schuldig. Er darf nicht von schlaffer

Gutmütigkeit sein; aber noch schlimmer ist es, wenn er von seinem persönlichen Empfinden nicht absehen kann, wenn er Neigung hat sich beleidigt zu glauben, wenn er nicht vergessen und verzeihen kann und schlechte Schüler mit unversöhnlichem Hasse behandelt und sie so immer wieder in den alten Weg zurückschleudert. Es sind das Forderungen, die schnell ausgesprochen sind und als selbstverständlich gelten, und die doch so schwer zu erfüllen sind. Soviel Strenge und Festigkeit im Verein mit einem so unversieglichen Vorrat echt menschlicher Teilnahme, mit einem so unausrottbaren Wohlwollen findet sich in demselben Charakter doch nur selten zusammen. Und dazu dieser vultus semper idem, freundlich zugleich und ernst, allen Launen entrückt, wie er sich nur bei Menschen von vollkommener körperlicher, geistiger, sittlicher Gesundheit findet, die, was über allen Schein erhaben ist, in sich fühlen und unerschütterlich in sich selbst ruhen. **Give me that man**, wird der Menschenkenner mit Hamlet ausrufen, **and I will wear him in my heart's core, ay, in my heart of heart.** Hofft man je Lehrer dieser Art in ausreichender Anzahl zur Verfügung zu haben? Nur von solchen Lehrern aber — das ist klar — können tiefere Wirkungen ausgehen.

Jede Berufstätigkeit ist der Entwickelung gewisser Tugenden wie gewisser Fehler in eigentümlicher Weise förderlich. Die heilsamen Wirkungen kann man sich, ohne viel darüber nachzudenken, gefallen lassen; die schädlichen aber muß man kennen, um ihnen entgegenarbeiten zu können. Man hört oft von der Politik sagen, sie verderbe den Charakter. Sollte man dasselbe vielleicht von der Tätigkeit des Lehrers sagen dürfen? Diese Gefahr ist allerdings vorhanden. Nur im Widerstreit ungefähr gleich starker Kräfte bewahrt sich auf die Dauer das Gleichgewicht. Einflußreiche Beamte aller Klassen laufen Gefahr schroff, hochmütig, rechthaberisch, tyrannisch zu werden, trotzdem sie doch mit Erwachsenen zu tun haben, über welchen allen das Gesetz mit gleichem Schutze wacht. Die Tätigkeit des Lehrers nun ist erstens viel zu feiner und zu mannigfaltiger Art, als daß die gesetzlichen Bestimmungen überall an sie heranreichen könnten, sodann erstreckt sie sich auf Minderjährige, durch einen weiten Zwischenraum des Alters wie der Reife von ihm Getrennte. Wie leicht kann da das milde Wohlwollen, die vorsichtig abwägende Gerechtigkeit verloren gehen! Um so leichter, als die intensive Tätigkeit des Unterrichtens, neben welcher das Tun

der großen Beamtenmasse sich wie harmloses Kinderspiel ausnimmt, leicht üble Laune und empfindliche Reizbarkeit erzeugt. Es gehört ein hoher Grad von Besinnung und Selbstbeherrschung dazu, um sich dabei vor herrischem, unfreundlichem Wesen zu bewahren. Der Lehrer vor der Klasse ist ja auch nicht ein primus inter pares. Er spricht, wie ex tripode, und wo einer etwas zu erwidern wagt, sagt er, wie Andreas Doria: „Schweig, Knabe, ich bin gewohnt, daß das Meer aufhorcht, wenn ich rede". Viel größer aber noch ist die Gefahr, daß der Lehrer zum Pedanten werde. Es bedarf in der Tat eines fortwährenden Ringens, um die Jugend an äußere Ordnung, an Sorgfalt, an Sauberkeit zu gewöhnen. Wie traurig ist es aber, wenn sich die ganze Kraft des Lehrers in solchen Sorgen aufreibt! Wo bleiben da die tieferen Wirkungen des Unterrichts? Überdies macht die Pedanterie verhaßt zugleich und verächtlich. Was soll auch der Schüler von dem Urteil eines Lehrers denken, für welchen bei allen Leistungen Eigenschaften, denen offenbar nicht der erste Platz gebührt, allein oder hauptsächlich den Ausschlag geben? Gerade das also, was dem ganzen Unterrichte Weihe und Wirkungskraft verleiht, das sympathische Wohlwollen mit vernünftiger Strenge gepaart und die hoch über dem unmündigen Sinne thronende Reife des Urteils und Weite des Gesichtskreises geht dem Lehrer, wenn er es von Natur besessen und durch Selbsterziehung in sich befestigt hat, beim täglichen Ringen mit der Ungeschicklichkeit, Schlaffheit und Widerwilligkeit so leicht verloren. Man denke ferner an die herabziehende Tendenz der vollen Klassen. Quintilian, ein erfahrener Schulmann, sagt zwar: „Gerade die besten Lehrer lieben volle Klassen (optimus quisque frequentia gaudet)".[1]) Auch soll nicht

[1]) Bonnel pflegte dieses Wort seinem Quintilian zustimmend zu zitieren und freute sich seiner vollen Klassen. Anders dachte sein Kollege Kießling, der frühere Direktor des Joachimsthalschen Gymnasiums. Dieser pflegte zu sagen, er wünsche nicht, daß die Gesamtzahl seiner Schüler über die Zahl der Tage im Jahr hinauswachse. Würden es viel. mehr, so könne ein Direktor von dem einzelnen nicht mehr Kenntnis nehmen. Es kam vor, erzählt man, daß er die erste Konferenz des Semesters mit Worten, wie diese, eröffnete: „Meine Herren, ich kann Ihnen die freudige Mitteilung machen, daß wir wieder um drei weniger geworden sind". Sein Nachfolger Schaper wiederum hielt es mit Bonnel. „Meine Herren", soll er in der das Semester einleitenden Konferenz mehr als einmal gesagt haben, „es ist mir eine große Freude, Ihnen mitteilen zu können, daß wir wieder um zehn mehr geworden sind".

geleugnet werden, daß es eine Art freudigen Siegesbewußtseins gewährt, erfolgreich mit nicht gewöhnlichen Schwierigkeiten gerungen zu haben. Aber einer vollen Klasse gegenüber stellt sich doch bald ein Gefühl grämlicher Resignation ein, und, mag man wollen oder nicht, über die groben Hauptsachen wird man da nie sehr weit hinausbringen. Um eine so schwerfällige Masse an dem Ziele angelangen zu lassen, wird man den einzelnen nicht nahe genug kommen können, wie auch für das, was man die Imponderabilien des Unterrichts genannt hat, zu wenig Zeit übrig sein wird. Man begreift, wieviel von jener Behagen und Lernlust schaffenden Kraft des wahren Unterrichtens dabei verloren geht. Dazu kommen gleichfalls uneliminierbare äußere Schwierigkeiten. Vor allem wird in Räumen, wo viele zusammen sind, trotz aller Ventilationstheorieen, stets eine stumpf machende und leise verdrießlich stimmende Luft herrschen. Wäre das Unterrichten eine reine Verwaltungsarbeit, so würde auch bei solchen Hemmungen die Kraft ausreichen. So aber geht leicht dem Gegenstande wie der Art der Darbietung eine gewisse einschmeichelnde Kraft verloren, welcher der Unterricht seine schönsten Wirkungen verdankt.

Trotzdem möchte es keinen Beruf geben, der für seine Mühen so reich belohnte wie der des Lehrers, es müßte denn der des Geistlichen sein. Und zwar gewährt er dieses Glück auf allen Stufen des Unterrichtes, wenn auch die Elemente, aus denen es besteht, beim niederen und höheren Unterrichte und nach der Natur des Unterrichtsgegenstandes verschieden gemischt sein können. Erstens ist die Jugend, trotz aller bösen Neigungen, liebenswürdiger und interessanter als das sogenannte reife Alter. Wer das nicht finden kann, paßt nicht zum Lehrer und sollte so schnell wie möglich etwas anderes werden. Sieht man einen, den man als Schüler vor sich gehabt hat, später als Mann wieder, so schaudert man nicht selten über die Veränderung, die mit ihm vorgegangen ist. Meist möchte man mit Ophelia ausrufen: O, what a noble mind is here o'erthrown! So sehr ist alles, trotz seiner männlichen und geschäftlichen Gereiftheit, ins Gemeine gezogen. Auch dem Baume merkt man nachher im Sommer von der überquellenden Blütenpracht seines Frühlings nicht mehr so gar viel an. Dazu kommt der für jeden Denkenden unzerstörbare Reiz, der von den Gegenständen des Unterrichts, schon auf den untersten Stufen, auch von den nüchternsten, ausgeht. Auf der obersten Stufe nun vollends weilt

der Sinn auf den Höhen der Menschheit, wenn auch nicht auf den Höhen der Fachwissenschaft, und das tröstet wieder reichlich dafür, daß den Schülern dieses Alters schon viel von ihrem Frühlingsschmuck verloren gegangen ist. Daher, für den Berufenen wenigstens, das unversiegbare Glück dieser Tätigkeit. Montesquieu sagt von sich: **Je n'ai jamais éprouvé de douleur assez vive dont une heure de lecture sérieuse ne m'eût bientôt consolé.** Dieselbe Nebel, Kummer und Sorgen verscheuchende Kraft hat das Unterrichten für den, der dabei in seinem Elemente ist.

2[1]).

Nach dem endlosen Geschreibe über pädagogische Themata, hört man heute oft sagen, sei es endlich Zeit zu schweigen. Anstatt immer wieder den Staub aufzuwirbeln und mit ein wenig anderen Worten das tausendmal Gesagte von neuem aufzutischen, solle man sich lieber recht tüchtig machen, im Sinne der neuesten Lehrpläne zu unterrichten. In dieser Rede ist viel Sinn; aber daß die pädagogischen Themata erschöpft seien, kann man nicht zugeben. Ich finde im Gegenteil, daß das ganze Gebäude unseres Unterrichts unzureichend gestützt ist und auf morschen Säulen ruht. Viele, im Banne der herrschenden Meinungen, haben vielleicht klar zu sehen verlernt; andere fürchten sich wohl vor dem sehr herrisch gewordenen Zeitgeiste. Gerade die wichtigsten Punkte hat man in dämmeriger Unklarheit gelassen. So hat man z. B., von einer äußerlichen Auffassung des Begriffes der Konzentration ausgehend, im Namen der Konzentration der allergrößten Zersplitterung das Wort geredet. Welche gefährliche und, so zu sagen, geheiligte Unklarheit umschwebt die Begriffe des Patriotischen und Nationalen? Was hört man für unglaubliche Ansprüche an die Schule hinsichtlich der Charakterbildung stellen! Wie verschwommene Umrisse zeigt ferner jene historische Bildung, auf welche der heutige Unterricht alles scheint zuspitzen zu wollen! Wie wenig geklärt sind vor allem die Ansichten über das Verhältnis der Schule

[1]) Für die, denen das in diesem Aufsatze Vorgetragene einiger Beachtung wert scheint, bemerke ich, daß ich diese Gedanken in einem besonderen Buche reicher entwickelt und weiter verfolgt habe. Das genannte Buch trägt den Titel „Die Bildungswirren der Gegenwart" (Berlin, Ferd. Dümmler).

zum Leben! So sollen denn im folgenden die nie ganz zu überwindenden Schwierigkeiten betrachtet werden, welche der Schule aus dem Leben selbst und aus der besonderen Tendenz der einzelnen Jahrhunderte erwachsen.

Seneca schreibt seinem Lucilius (106, 11) mit einem tadelnden Seitenblick auf die damals in den Schulen gepflegten Studien: „Non faciunt bonos ista, sed doctos. Apertior res est sapere, immo simplicior. Litterarum quoque intemperantia laboramus. Non vitae, sed scholae discimus“. Sein Ausspruch ist zu einem geflügelten Worte geworden. Freilich meint er nicht, wie die meisten, die jenes Wort im Munde führen, die Schule solle vielmehr direkt nützliche, für das praktische Leben unmittelbar brauchbare Dinge lehren. Das Hauptziel alles Lernens ist für ihn vielmehr das Besserwerden. Nicht auf Anhäufung eines reichen Wissens kommt es an (*πολυμαθίη*), ebensowenig darauf, aus dem Geiste ein möglichst scharf geschliffenes Instrument zu machen, was ungefähr der *πολυνοΐη* des Heraklit entsprechen würde, sondern darauf, möglichst viel für die Gestaltung der moralischen Seite seines Lebens zu gewinnen. Dabei darf man freilich nicht übersehen, daß nach der Auffassung der alten Philosophie, im Gegensatz zur christlichen Lehre, die Tugend nur einem wohlgepflegten Geiste entsprießen kann. Gleichwohl meint Seneca, daß man in den Schulen seiner Zeit die Kraft an Nichtiges verzettele, nicht einfach und konzentriert genug, nicht auf das Wesentliche gerichtet sei. Er nennt das latrunculis ludere, in supervacuis subtilitatem terere.

Unbekümmert um den Zusammenhang, hat man sich das Schlußwort, welches seine schulfeindlichen Betrachtungen resümiert, unzähligemal zunutze gemacht. Der Gedanke, daß man für das Leben, nicht für die Schule lernen müsse, hatte für die meisten etwas ungemein Anheimelndes und überraschend Richtiges, gerade wenn man ihm die natürlichste, zunächst sich darbietende Auslegung gab und vita als praktisches Leben faßte. Andere, tiefer Blickende, haben sich auch wohl desselben Spruches bedient, um der Schule den Vorwurf zu machen, daß sie den Bedürfnissen und Forderungen der Zeit nicht Rechnung trage. Von alle dem, was unsere Zeit, was unser Volk bewege, von dem ganzen Sehnen, von der ganzen Tendenz des Jahrhunderts, findet man, sei in den Räumen der Schule so

wenig die Rede, daß der Jüngling, nach langem Verweilen endlich heraustretend, sich plötzlich in ein fernes Ausland versetzt vorkommen müsse.

Man hat denn auch mancherlei ersonnen, um die Schule mit dem Leben auszusöhnen: überall sieht man jetzt Türen und Türchen sich öffnen, um die Luft des öffentlichen Lebens hineinzuladen. Aber sonderbar, höchst sonderbar! Trotz aller Bemühungen strebsamer und auf das Wehen des Zeitgeistes aufmerksamer Direktoren will die Schule nicht recht modern und zeitgemäß werden. Was man ersonnen hat, um ihrer dem Leben entfremdenden Tendenz zu steuern, hat keine Triebkraft. Das Leben will nicht hinein in die Schule. Die Jugend selbst macht ein verwundertes Gesicht, wenn dergleichen Töne an ihr Ohr schlagen. Ist die Schule nicht wie ein altes Gemäuer, in welchem allerhand lichtscheues Getier nistet? Öffnet sich da gelegentlich mal eine eingerostete Luke, so erheben sich wohl träumerisch blöde Blicke, aber kein Auge jubelt dem Licht entgegen. Was nützt da alle Beschränkung des altklassischen Unterrichts? Eine Radikalkur tut not, wenn es anders werden soll. **Écrasez l'infâme**, ruft **Frary** aus. Ganz weg mit dem Latein! Es ist die Wucherpflanze, die den Boden aussaugt und nichts anderes neben sich aufkommen läßt. **Tant que le moderne n'aura pas expulsé l'antique, l'antique étouffera le moderne.** Gleichwohl ist die Schule mit dem Geiste ihres Jahrhunderts stets mehr in Übereinstimmung gewesen, als man nach den behandelten Unterrichtsstoffen glauben sollte. Auch durch die kleinsten Poren dringt die umgebende Luft ein. Um wirklich luftdicht zu verschließen, dazu bedarf es der sorgfältigsten Vorkehrungen. Und was physisch möglich ist, scheint der herrschenden geistigen Luftströmung gegenüber unmöglich: selbst auf die einsamsten Höhen, selbst in die abgelegensten Täler dringt schließlich das Wehen der Zeit. Wie oft sind Dichter, ja große Dichter bemüht gewesen, bei der Bearbeitung weit zurückliegender Stoffe treu den andersgearteten Geist jener Zeit zu wahren und dabei doch immer wieder in ihren eigenen, aus ihrem Jahrhundert genährten Geist zurückgefallen! Ja selbst seitdem man mit voller Klarheit des Bewußtseins anfängt, objektiv zu sein, vermag man den übermächtigen Druck des Gegenwärtigen nicht zu überwinden, falls man nicht auf alle Eigenschaften, welche der künstlerischen und wissenschaftlichen Reproduktion

Reiz, Leben und Wirkungskraft sichern, verzichten will. Hätte die Schule also wirklich in unserem Jahrhundert dem wirklichen und nationalen Leben entfremdet, so hätte sie damit etwas ganz Erstaunliches zustande gebracht, was denen, die auf anderen Gebieten Ähnliches versucht haben, nie recht hat gelingen wollen. Dazu kommt, daß doch eben diese Generation, die sich rühmt, es so herrlich weit gebracht und den Glanz des Glänzendsten aus der Vergangenheit in Schatten gestellt zu haben, die Jahre ihrer kräftigsten Entwickelung in den Räumen eben dieser, dem wirklichen gegenwärtigen Leben abgekehrten Schule verbracht hat. Das beweist eben nur, wird man einwenden, wie sehr man die Leistungsfähigkeit und originale Kraft eines Geschlechts verkannt hat, welches, trotz eines so starken Gegendrucks während der für die geistige Bildung grundlegenden Jahre, dennoch so Großes hat leisten können. Andere verlangen wenigstens dieses Geständnis, daß die Schule bisher wenig oder nichts getan hat, die angeerbte moderne Anlage ihrer Zöglinge zu nähren und zu pflegen und sie mit Nachdruck auf die eigentümlichen Aufgaben, die in der Gegenwart sich ihnen stellen werden, hinzuweisen, wenn sie ihr auch die Anklage ersparen, daß sie der Gegenwart geradezu entfremde. Viel Kraft, findet man, sei an Unnützes vergeudet worden. Die erste frische Energie sei verloren. Wie ganz anders würden ganze Generationen sich den Aufgaben ihrer Zeit haben widmen können. wenn sie nicht die antimoderne Tendenz der Schule nachher erst in sich hätten überwinden und mit geschwächter oder für die Anforderungen des Lebens ungeübter Kraft hätten arbeiten müssen.

Gegen den Satz, daß die Schule die Pflicht habe, ihre Zöglinge reif zu machen, an der Kulturarbeit ihrer Zeit und ihres Volkes mit Erfolg teilzunehmen, ist in dieser Allgemeinheit nichts einzuwenden. Man wird aber hinzufügen müssen, daß sie einen propädeutischen Charakter trägt, weit ausholt und mit Rücksicht auf höhere Vorteile sich nicht eben beeilt, ihr Ziel zu erreichen. Die Schule ist keine Presse fürs Leben. Sie möge ins Leben münden, aber nicht wie ein schmaler Kanal, der in gerader Linie sich nach seinem Endpunkte bewegt, sondern wie ein mächtig in die Breite gegangener Strom, der von allen Seiten gestärkt nach langen Umwegen sich endlich in das Meer ergießt. Das Schwierige in der Gestaltung des Schulwesens ist nun eben dieses, daß man sie einerseits ihrem natürlichen

und höchsten Ziele treu erhalten soll, einem Ziele, welches, seitdem das Menschliche im Menschen erwacht ist, zu allen Zeiten und unter allen Himmelsstrichen dasselbe gewesen ist, daß man sie anderseits den besonderen Bedürfnissen der Gegenwart anbequemen soll.

Die Gegenwart kann nun aber mit dem, was ihre Stärke ausmacht, sich in weiter Entfernung von den natürlichen Interessen der Schule befinden, wie bisweilen in früheren Perioden der Zug der Zeit und der Zug der Schule sich in glücklichster Übereinstimmung befanden. Wer kann es z. B. leugnen, daß im Zeitalter der Humanität alle Höherstrebenden mit Verehrung zu einem Ziele aufblickten, welches die Schule zu allen Zeiten mit leisen Modifikationen zu dem ihrigen wird machen müssen? Wie kräftig wurde in anderen Zeiten die Schule in ihrem Streben auch durch die herrschende religiöse Lebensauffassung unterstützt! Der Begriff der Kultur selbst hat sich heute verwirrt. Manche erblicken den Gipfel der Kultur da, wo die Straßen tadellos gereinigt sind, wo für Abfuhr und Wasserzufuhr gut gesorgt ist, wo viel telephoniert und telegraphiert wird, wo Omnibusse und Pferdebahnwagen nach allen Richtungen eine Stadt durchfahren, wo vor allem Cafés, Bierpaläste und Cigarrenläden in großer Menge und reifer Leistungsfähigkeit vorhanden sind. Aber auch die, welche selbst tiefer zu dringen glauben, verstehen doch heute im allgemeinen unter Kultur nichts weiter als eine vorteilhafte Gestaltung des äußeren Lebens, teils des individuellen, teils des politischen. Man rühmt die hohe Kultur des Landes, welches für reiche Verkehrsmittel aller Art gesorgt und die Vorteile seines Bodens, seines Klimas, seiner Lage geschickt ausgenutzt hat, welches den Anblick eines gleichmäßig gut geordneten Ganzen und einer blühenden Industrie gewährt, welches vor allem finanziell und militärisch leistungsfähig ist und deshalb im Rate der Völker gehört zu werden verdient. Daß es auch innere schätzenswerte Eigenschaften gibt, wagt man nicht zu leugnen; aber man kommt immer wieder darauf zurück, die Kulturaufgabe im Sinne eines äußeren Eudämonismus zu definieren, als wäre es höchstes Ziel der Menschheit, das Ideal eines gesicherten Schlaraffenlebens auf breitester Grundlage zu verwirklichen. O cives, cives, quaerenda pecunia primumst, virtus post nummos! Das waren die Laute, die von allen Seiten auf dem Forum an Horazens Ohr schallten. Heute würde er überall dasselbe zu hören glauben, doch der Zusatz virtus post nummos würde

meistens fehlen. Das Leben ist überaus verwickelt geworden, und die großen Staaten von heute haben reichlich zu tun, wenn sie auch bloß für Ordnung und für Sicherheit im Innern und nach außen sorgen wollen. Es erwartet heute schon niemand mehr recht vom Staate, daß er sich auch um die sittliche Förderung seiner Angehörigen viel bemühe; ja, wo er einen Versuch in dieser Richtung macht, protestiert man dagegen wie gegen eine lästige und gefährliche Bevormundung. Es begnüge sich der Staat, sagt man, für die äußeren Bedingungen zum Gedeihen zu sorgen und grobe Hemmnisse zu heben. Im übrigen beansprucht jeder nach seiner Façon selig werden zu dürfen. Der moderne Mensch ist, calamitate edoctus, so eifersüchtig auf die Rechte seines individuellen Innern geworden, daß er, sobald der Staat ihn zum Sittlichen oder gar zum Religiösen zu lenken Miene macht, gleich am fernen Horizonte die Gespenster der Inquisition, der Hexenprozesse, der die Geister knechtenden Zensur aufsteigen sieht.

Mag man immer die unendliche Bestimmbarkeit und Perfektibilität des Menschen preisen; es ist doch auch unleugbar, daß jeder nur ein bestimmtes Quantum von Interesse und Enthusiasmus zu verausgaben hat. Daher die der Ausgleichung stets bedürftige Einseitigkeit der einzelnen Kulturperioden, daher die Verkümmerung oft an einem Teile neben der erfreulichsten Blüte auf einem anderen Gebiete. Es ist das eine Notwendigkeit, die psychologisch erklärlich und im innersten Wesen der Kulturentwickelung angelegt ist. Da hilft kein kapuzinerhaftes Zetern über die Verderbtheit der Welt. Nicht bloß Deutschland, sondern Europa verdankt sein mächtiges Emporkommen in unserer Zeit der Vorherrschaft von Interessen, welche im Vergleich zu andern, die in früheren einfacheren Zeiten geherrscht haben, nach einer den sittlichen und geistigen Gehalt berücksichtigenden Wertschätzung nur als Interessen zweiten Grades gelten können. Die Völker sind wieder politisch mündig geworden. Eine mächtige Reaktion ist eingetreten, und zumal der Deutsche spottet selbst über seine politische Indifferenz, über sein Traumleben von früher. Mit Ungestüm hat sich sein Hoffen und Sehnen nach dieser Seite ergossen und findet in dem massenhaften und mit hastiger Gier entgegengenommenen Material der Zeitungen eine reiche Nahrung. Kann man sich wundern, daß der Eifer, mit dem man jetzt ein so lange verschlossenes Gebiet anbaut, das früher als das Höchste Verehrte vernachlässigen läßt? Aber nicht bloß inter

arma Musae silent; auch politisch erregte und industrielle Zeiten sind der ruhigen erziehenden und bildenden Arbeit an dem eigenen oder fremden Innern nicht förderlich. Was der überwiegenden Mehrzahl der Menschen von heute die Hauptsache ist, ist nicht die Hauptsache für die Schule. Soll sie nun, unbekümmert um die Tendenz unseres Jahrhunderts, den Weg gehen, der ihr der natürlichste ist, oder soll sie ihrem Wesen untreu werden und das Joch der Zeit auf sich nehmen? Das eben macht man ihr ja unaufhörlich zum Vorwurf, daß sie so wenig dazu beitrage, ihren Zöglingen die Forderungen der Zeit klar zu machen, sie für die Bedürfnisse dieser Zeit vorzubereiten.

Der Mensch ist ein doppelseitiges Geschöpf. Dichter, Philosophen und Religionsstifter haben in verschiedener Weise das Rätsel zu lösen versucht. Was Faust von den zwei Seelen sagt, die in seiner Brust wohnen, gilt von der Menschheit überhaupt, als deren Repräsentant er ja vom Dichter vorgeführt wird. Freilich muß man den wesenhaften Kern seines Gedankens zu erfassen wissen. Von allem tiefsinnig-mystischen Beiwerk entkleidet und auf das Unentbehrlichste reduziert, wird die Definition des Menschen lauten müssen, er sei ein sinnlich-geistiges Wesen. Es ist ihm, seitdem er das geworden ist, was wir heute trotz aller wechselnden und schwankenden Meinungen unter Mensch verstehen, ebenso natürlich, außerhalb, ja jenseits des Sinnlichen seine wahre Heimat zu suchen, wie sein ganzes Wollen und Denken aufzubieten, um sich diese Erde, aus welcher zunächst seine Freuden, seine Leiden quellen, vernünftig und vorteilhaft zu gestalten. Nur selten haben sich beide Tendenzen in durchaus glücklicher Weise das Gegengewicht gehalten: bald zieht es den Menschen stärker himmelwärts, wenn wir den Himmel, um dem Gedanken eine möglichst weite Fassung zu geben, als symbolisches Ziel alles sittlich-geistigen Strebens fassen, bald übt die Erde eine stärkere Anziehungskraft, oft überfliegt er auch ganz die Erde und „hebet sich vom Duft zu dem Gefilde hoher Ahnen“, bald lebt er völlig in den Zauberkreis der Erde gebannt und spottet der betörten Menge, die dem Heile, das offenbar liegt, aus dem Wege geht und sich durch Weise und Priester bändigen, blenden und auf falsche Bahnen locken läßt. Man begreift, daß es sich hier nicht um einen Punkt von nebensächlicher Bedeutung, sondern um einen hochbedeutsamen Gegensatz handelt, den man sich, um sicheren

Schrittes durch das Leben gehen und auf die verworrenen und verwirrenden Reden über die Aufgabe des Lebens und der Schule antworten zu können, zur vollen Klarheit gebracht haben muß. Unsere Zeit ist weder religiös noch philosophisch gesinnt. Mit rastlosem Eifer beschäftigt sie sich mit dem zum körperlichen und materiellen Gedeihen Notwendigen. Die Wissenschaften, welche sich ihrer Tendenz willig zeigen oder tributpflichtig machen lassen, achtet sie; die anderen straft sie mit Nichtachtung oder erblickt in ihnen Feinde dieses aufstrebenden Jahrhunderts. Man ist geschäftig, die Kräfte der Natur auszubeuten und sich das Leben genußreicher zu gestalten. Handel und Industrie blühen. Verkehrsstraßen aller Art sind angelegt. Trotz der ewigen Klagen über die Not der Zeit erblickt man überall die freundlichen Gestaltungen der Wohlhabenheit und den Glanz des Reichtums. Man treibt einen wahren Kultus mit den geldschaffenden Kräften: der einzelne, um den Abgrund der unersättlichen modernen Begehrlichkeit auszufüllen, der Staat, der sich von Neid und Eifersucht ringsum bedroht weiß, um sich bei Zeiten die zum Kriegen und Siegen notwendigen Mittel zu verschaffen. Natürlich birgt unsere an energisch tätigem Leben so reiche Zeit, der die Vergangenheit doch ein aufgeschlagenes Buch ist, in ihrem Schoße auch Menschen früherer Zeitalter, die still oder laut, je nach ihrem Charakter, gegen das Einseitige der heute herrschenden Tendenzen protestieren.

Mancher wird vielleicht einwenden, es sei überhaupt ein spiritualistisches Vorurteil, ein ererbter Wahn, daß es dem Menschen mit Dingen, die zu seinem Fortkommen in dieser Welt keinerlei Beziehung haben, Ernst sein könne. Könnte man die Probe machen, so würden ihrer nicht gar so viele sein, die lange zögerten, für Reichtum und Macht ihre Seele, wie man sagt, dem Teufel zu verkaufen. In Ländern und Zeiten, wo die Kirche nicht mit äußeren Machtmitteln ausgestattet ist, scheint allerdings die große Masse, von ferne gesehen und im ganzen überschaut, in völliger Gleichgültigkeit gegen das Sittlich-Geistige hinzuleben, einzig mit ihrem Genusse und ihren äußeren Vorteilen beschäftigt. Gleichwohl heißt es dem Menschen seine Adelstitel rauben, wenn man ihm diesen natürlichen Hang zum Guten und Sittlichen abspricht. Wären jene dem physischen Behagen nicht dienstbar zu machenden Neigungen des Menschen ausrottbar, so wären sie schon längst ausgerottet, und nicht bloß die Religion, auch

die Wissenschaft und Kunst wären längst erstorben. Wer etwas tiefer blickt, spürt auch in unserer verweltlichten Zeit aller Orten ihre Wirkungen; nur sind diese jetzt leiser als sie in Perioden waren, welche das Recht der höheren sittlichen Mächte willig anerkannten.

Was folgt nun aus alle dem? Daß sich die Schule, wenn sie auch nicht für die unabsehbare Mannigfaltigkeit der Teilaufgaben des individuellen wie des öffentlichen Lebens geschickt machen kann, sich doch der Gesamttendenz ihres Jahrhunderts dienstbar machen müsse? Wohl schwerlich. Wo ist je in einer Zeit jenes gleichschwebende Interesse vorhanden gewesen? Und wer wagt zu leugnen, daß nicht alles, was unseres Interesses wert ist, die gleiche Wärme des Interesses beanspruchen kann? Bisher sind alle Zeiten einseitig und parteiisch gewesen. Die Gegensätze auszusöhnen und ein passendes Mischungsverhältnis herzustellen, hält sehr schwer. Dabei soll auch die charakteristische Kraft nicht geopfert werden. Besser einseitig und klar ausgeprägt, rufen andere, als nichtig und unbezeichnend! Mit jener harmonischen Plattheit wäre in der Tat nicht viel gewonnen. Sie ist auch unserer Natur wenig entsprechend. Denn fast könnte man den Menschen als ein übertreibendes Geschöpf definieren. Man rühmt wohl die Zeit des Perikles als eine ebenso kraft- und lebensvolle als glücklich temperierte Zeit und citiert mit Begeisterung jenes Wort aus der Leichenrede bei Thukydides: *Φιλοκαλοῦμεν μετ' εὐτελείας καὶ φιλοσοφοῦμεν ἄνευ μαλακίας.* Seitdem ist die Menschheit, sehr vieles von den Vorzügen einer glücklichen Kindheit opfernd, um ein beträchtliches reifer, älter, tiefer geworden. Das Verschiedene liegt schon nicht mehr so dicht beieinander wie früher, wo die Strahlen dem Mittelpunkte näher waren. Immer schwieriger wird es demnach, in uns eine Harmonie herzustellen, die sich über den Zustand einer harmlosen Plattheit erhebt. Das ist die moderne Bildungsschwierigkeit für jeden einzelnen, das war vor allem die Bildungsschwierigkeit für ganze Jahrhunderte. Bald gewann dieses, bald jenes Interesse ein andere, teils ebenso wichtige, teils wichtigere Interessen schädigendes Übergewicht. Soll die Schule sich nun immer der dominierenden Richtung ihres Jahrhunderts anbequemen? Man kann zugeben, daß diese wechselnde Prytanenschaft der Interessen für die Gesamtentwickelung der Menschheit sehr heilsam gewesen ist. Um in einer Richtung vorwärts zu kommen, muß eben der einzelne wie die Gesamtheit zeit-

weilig die ganze Kraft, oder wenigstens den größeren Teil der Kraft, auf diesen einen Punkt zusammenziehen. Die einzelnen Individuen aber treten bei ihrer Geburt leider nicht ohne weiteres die Erbschaft einer Jahrtausende langen Kulturarbeit an, wenngleich die vererbte Anlage mehr oder weniger deutlich zeigen wird, daß die vorhergehenden Generationen nicht vergeblich ihre Kraft in dieser oder jener Richtung geübt haben. Mag also ein an einem modernen Kulturzentrum geborenes Kind der Anlage nach selbst vor einem in Demosthenes' Zeit etwa in Athen geborenen Kinde etwas voraushaben, so bedarf es doch einer angestrengten eigenen Tätigkeit und Übung, um diese Anlage zur Entelechie zu entwickeln.

Die Bildungsbedürfnisse des werdenden Menschen sind nun stets wieder dieselben. Man hört wohl heute bisweilen sagen, unsere Zeit habe praktische Menschen nötig. Dem müsse die Schule Rechnung tragen. Nichts scheint unbestreitbarer, und doch ist nichts falscher. Oder ist das Leben vielleicht der höhere Kursus zur Schule? Soll man sagen, am Ausgange der Schule angekommen, spalte sich der Weg, um nach der einen Seite in das Gebiet der höheren Wissenschaft, nach der anderen in das Leben selbst zu führen? Das ungefähr entspräche der gewöhnlichen Auffassung, nach welcher die Schule eine Vorbereitungsanstalt für das Leben wie für die Universität sein soll.

So einfach aber liegt die Sache doch nicht. Die Lehrzeit des Handwerkers ist von der Lehrzeit des Schülers wesentlich verschieden. Was er einige Jahre täglich von anderen gesehen und schließlich unter den Augen anderer selbst geübt und getan hat, dasselbe übt der Handwerker nachher selbständig. Vom Schüler aber sagt man bei seinem Abgange, er trete ins Leben ein, mit welcher ganz spontan entstandenen Sprachwendung man eben sagen will, daß die Schule etwas vom Leben Verschiedenes sei. Im allgemeinen ist sie auch zu allen Zeiten als eine Art von Gegensatz zum Leben gefaßt worden, vorwiegend freilich im tadelnden Sinne. Und doch lasteten die Fesseln ihrer Zeit meist schwerer auf ihr, als für ihre Ziele förderlich war.

Der Gegensatz zwischen Schule und Leben ist so alt wie die Geschichte. Gleichwohl hat man behauptet, daß sich der wechselnde Zeitgeist in den wechselnden Zielen der Schule widerspiegele. Auch

das ist richtig, wiewohl nur in einem beschränkten Sinne. Jede Zeit ist mehr oder weniger selbstbewußt und tyrannisch. Ist eine Tendenz zum Durchbruch gekommen, so möchte sie alles ihr Widerstrebende ausrotten. Kein Wunder, daß auch bei Gründung neuer Schulen und bei der Umgestaltung der Lehrverfassungen die Gesamttendenz des Jahrhunderts den Ausschlag gibt. Und dennoch sind gerade die Schulen, welche am rücksichtslosesten den neuen Geist zum Ausdruck gebracht hatten, immer die kurzlebigsten gewesen und zugleich die, über welche schon von der nächsten Generation am grausamsten gespottet wurde. Im allgemeinen wurden bald wieder Klagen über die Nutzlosigkeit der Reformen laut, und bis auf unsere Tage hat es nicht gelingen wollen, wenn man von den für ein ganz bestimmtes Gebiet vorbereitenden technischen Schulen absieht, die Schule und das Leben in Einklang zu bringen.

Und wie sollte das auch je gelingen! So viel einzelne, für das Leben direkt verwendbare Belehrungen sie auch in ihr Programm aufnehmen oder gelegentlich bieten mag, so wenig sie es auch vermeiden kann, das Weitabliegende, wie wir oben gesehen haben, sich mit Hilfe des Gegenwärtigen zu erklären und lebendig zu machen, ihrer Gesamttendenz nach wird sie stets in das rastlos bewegte Leben wie etwas Fremdartiges hineinschauen. Das ist es vornehmlich, was ihr so viel unverdienten Tadel zugezogen hat. Jedenfalls aber soll man die berechtigten Angriffe, welche durch die Ungeschicklichkeit einzelner oder durch augenblicklich herrschende Verkehrtheiten des Unterrichtsbetriebes verschuldet sind, scharf von jenen anderen unterscheiden, welche die Schule zu der Oberfläche und den praktischen Bedürfnissen ihrer Zeit in ein gehorsam dienendes Verhältnis bringen möchten. Es würde als ein großes Unglück gelten müssen, wenn die modernen Völker in ihrem rasenden Wettlauf um die militärische, finanzielle, industrielle Überlegenheit der Schule nicht mehr eine ausreichende Zeit gewähren könnten, um ruhig, ohne Überstürzung und störende Nebenrücksichten, dem Menschlichen in ihren Zöglingen zur Entwickelung zu verhelfen.

Vor allem ist es verkehrt, zu glauben, daß das Leben die Bildungsarbeit der Schule ohne weiteres fortsetze. Man kann allerdings von einer Schule des Lebens reden. In welchem Sinne aber? Das Leben stählt und härtet ab, lehrt mit praktischen Schwierigkeiten

tapfer ringen und den Verhältnissen sich anbequemen. Aber seine Gesamttendenz ist eine herabziehende. Soll die Schule also allerdings für das Leben brauchbar machen, so soll sie doch zugleich dem werdenden Menschen die Neigung und die Kraft einimpfen, dem nüchtern und egoistisch machenden Leben entgegenzuarbeiten. Heißt das nicht aber auch für das Leben brauchbar machen? Wird man auf diese Brauchbarkeit mit lächelnder Überlegenheit verzichten dürfen? Daß die Resultate der Schule ein nachfolgendes Korrektiv nötig haben, mag zugestanden werden. Aller Idealismus äußert sich, gewissermaßen im Vorgefühl künftiger Anfeindungen, rigoristisch. So macht es auch wohl die Schule, und praktische, vom Leben völlig unterjochte Leute sagen dann wohl, die Schule erfülle ihre Aufgabe schlecht; es dauere zu lange, ehe mit so gebildeten Schülern im Leben etwas anzufangen sei. Wie aber macht es der Schiffer, um an das gegenüberliegende Ufer zu gelangen? Er weiß, daß die Strömung ihn abwärts zieht und steuert deshalb, um an der richtigen Stelle anzukommen, nach einer weiter aufwärts liegenden Stelle. Man fürchte doch nur nicht ein bescheidenes Zuviel an Idealismus: in allen seinen Formen sorgt das Leben nachher dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und es geht mit dem Verflachen überraschend schnell. Zu den Fortschritten des modernen Gedankens ist allerdings dieses zu rechnen, daß man den wahren Idealismus des Strebens und Empfindens nicht mehr bloß bei denen sucht, welche zugleich den Schmuck der Bildung besitzen. **Tardis ingeniis virtus non facile comitatur**, sagt Cicero vom Standpunkte der alten Philosophie. Wir aber heute wissen, daß, um gut und tüchtig zu werden, man nicht so gar viel gelernt zu haben braucht; anderseits haben wir die korrumpierenden Nebenwirkungen der Bildung und Gelehrsamkeit in reichem Maße kennen gelernt. Unsere Dichter und Künstler nun vollends zeigen für den idealen Gehalt eines einfachen und natürlichen Empfindens sogar eine parteiische Vorliebe. Gleichwohl kann die heutige Menschheit nicht mehr ungestraft die bloße Natur in sich walten lassen. Man übersieht dabei aber, daß die geistig Höherstrebenden nicht bloß für sich selbst, sondern für die Gesamtheit geschäftig sind, die Grenzen unserer Natur zu erweitern. Bedenkt man, daß sie ihre Erfolge und ihr stolzes Glück meist mit dem Verluste jener Fähigkeit, die Seele mit dem Kleinen und Nächsten ganz auszufüllen, büßen müssen, so wird

man sogar geneigt sein, in ihnen Märtyrer zu erblicken. Damit der natürliche sittliche Idealismus auch den zahlreichen schädlichen Einwirkungen einer hochgesteigerten Civilisation widerstehen könne, dazu bedarf es heute in höherem Grade als je in früheren Jahrhunderten der Hilfe des geistigen Idealismus. Die nicht eben seltenen Beispiele einer zur Liebe und Bewunderung zwingenden Reinheit des Herzens, die nichts der Kultur des Geistes verdankt, scheinen diesen Satz zu widerlegen. Wer aber vermag zu sagen, wie viel auch sie indirekt nicht bloß den Fackelträgern der Bildung, sondern auch der großen Masse der Lernenden verdanken[1])? Der feinste Ertrag der geistigen Bildung besitzt eine ungeheure Expansivkraft. Leise läßt er sich überall nieder, und, wo er verwandten Boden findet, da wirkt er weiter. Ein gelegentliches Wort, ein halb verklungener, von ferne herüberschallender Laut können heilsame Entwickelungskrisen hervorrufen. Einmal losgelöst von der Mutterhand der Natur, würde die Menschheit in Nacht, Barbarei und Elend versinken, wenn nicht immer wieder von denen, die auf der Menschheit Höhen wandeln, von Dichtern, Künstlern, Denkern, die Flamme der Erkenntnis mit neuer Nahrung gespeist würde, und wenn nicht, im Namen aller, stets hinlänglich viele emsig bemüht wären, die Wohltaten der Bildung sich zu eigen zu machen.

Der Satz, die Schule solle für das Leben vorbereiten, kann demnach nur in einem ganz bestimmten Sinne, der keineswegs zunächst sich darbietet, als richtig gelten. Gegen die flach, dumm und schlecht machenden Kräfte, die auf der Oberfläche des Lebens ihr Reich aufgeschlagen haben, soll sie vielmehr im voraus eine Art von Immunität verleihen. Indem sie so gegen das Leben ausrüstet, rüstet sie freilich

---

[1]) In diesem Sinne antwortet A. Fouillée (**L'Enseignement au point de vue national**) auf den Einwurf, daß die Frauen doch ohne das Lateinische und Griechische eine ausgezeichnete Bildung erwerben könnten. „**On croit**“, sagt er S. 222, „**que les jeunes filles, dans l'enseignement secondaire qu'on a créé pour elles, reçoivent une éducation purement moderne, étrangère au latin et au grec. Illusion pure! La vérité est qu'elles reçoivent une instruction classique de seconde main. Elles sont toutes imprégnées de latin et de grec, même sans savoir un mot de latin et de grec. Quand elles prennent la plume et s'essayent à composer, elles subissent l'influence des traditions classiques, quoique indirecte et affaiblie (comme il paraît à leur style). Une telle éducation est plus que suffisante pour les femmes; elle est insuffisante pour l'homme.**“

zugleich für das Leben aus. Aber das Leben ist überall mit seiner zerstreuenden und verlockenden, tausendfältigen Geschäftigkeit. Auch an den Einsamsten flutet es heran. Mag die Schule ihre Zeichen der Seele ihrer Zöglinge noch so scharf und tief eingraben, stets ergießen sich darüber immer wieder breite Wassermassen. Auch die festesten Dämme aber werden durchbrochen, wenn sie nicht von Zeit zu Zeit ausgebessert werden. Kann man sich da wundern, daß nach wenigen Jahren schon das Innere so vieler einem verwüsteten Felde gleicht, das kaum hier und da noch dürftige Spuren einer früheren Kultur aufweist?

Man kann nun freilich einwenden, daß die Schule ihre Aufgabe auch in der Hauptsache nicht gelöst hat, wenn sie ihren Zöglingen nicht den Trieb, sich selbst weiter zu erziehen und weiter zu bilden, mit auf den Weg gegeben hat. Mag ein geschickter Gärtner im Frühjahr alles noch so sauber und freundlich geordnet haben, wie bald tritt greuliche Verwilderung ein, wenn der Besitzer des Gartens nicht nachher der keimenden Unordnung unablässig entgegentritt! Aber jeder Trieb erstirbt, wenn er längere Zeit nicht geübt wird. Die Schule kann bei passenden Gelegenheiten nur Rat erteilen. Daß aber diese Ratschläge in der nachfolgenden Zeit auch dauernd befolgt werden, das zu erzwingen steht nicht in ihrer Macht. Wie tief sinken viele schon auf der Universität, inmitten einer doch geistigen Atmosphäre! Nachher tritt wohl meistens eine Besserung ein. Aber gewisse feine, sittliche wie geistige, Organe gehen so vielen in den wilden und, wie man oft sagen hört, berechtigten Tollheiten der Jugend für immer verloren. Jene idealen Sterne, auf welche auch der kläglichste Jugendunterricht verwiesen haben muß, sind ihnen nun erloschen, und nur ein großes Glück — oder Unglück vermag denen, deren geistiges und sittliches Auge nicht alle Sehkraft eingebüßt hat, ihren Glanz von neuem zu beleben.

Nicht alle Zeiten indessen bereiten der Arbeit der Schule gleich ernste Hindernisse. Von der unsrigen darf man behaupten, daß sie einen hervorragend scharfen Gegensatz zur Schule bildet. Man hüte sich vor der grämlichen Übertreibung in allem, was sich geändert hat, nichts als Verschlechterungen zu erblicken. Es sind auf politischem wie industriellem Gebiete und auch in den Teilen der Wissenschaft, welche der Sehnsucht des Jahrhunderts entsprechen, gewaltige Fort-

schritte gemacht worden, die zur Bewunderung zwingen. Wenn irgend eine Zeit, scheint sich die unsrige zurufen zu dürfen: „Sume superbiam quaesitam meritis". So gern man aber auch gestehen wird, daß bisher vernachlässigte Seiten, der äußeren Kultur namentlich, jetzt mit einem erfreulichen Erfolge angebaut worden sind und noch angebaut werden, so wird man doch nicht sagen können, daß die Menschen dadurch besser oder glücklicher geworden seien. Im Gegenteil, versenkt man sich in weiter zurückliegende Perioden, um welche die Entfernung allerdings einen poetischen Duft gegossen hat, so ringt sich wohl ein Seufzer schmerzlichster Sehnsucht von den Lippen. Damit soll aber keineswegs einer romantischen Flucht etwa ins Mittelalter das Wort geredet sein. Wer das wünschen kann, kennt nicht das Mittelalter und verkennt die Segnungen unseres relativ freien Jahrhunderts. Wo immer Willkür und Ungerechtigkeit das Haupt zu erheben wagen, wird rings ein Schrei des Entsetzens und der Entrüstung gehört, der sich bald weithin fortpflanzt, wie zürnende Donner in den Bergen. Wie mild und menschlich sind wir überdies im Vergleich zu früheren Jahrhunderten! Nie ist den Armen und Bedrückten eine so herzliche, eine so weit verbreitete Sympathie gewidmet worden wie eben jetzt. Ja, trotz der rastlosen, verflachenden, vom Wesentlichen ablenkenden Vielgeschäftigkeit, die auf allen Gebieten herrscht, sieht man überall Werke der tätigen Liebe hervorsprießen, das Elend der Leidenden und Enterbten zu lindern. Es ist, als sähe man den Genius der Menschheit rückwärts gewendet, lächelnd glaubensstärkeren, aber durch Intoleranz und stupiden Aberglauben verhärteten Jahrhunderten zurufen: „Seht, diese Wilden sind doch bessere Menschen". Mit einer ergreifenden Ruhe und Klarheit berichtet Lecky in seiner Entwickelungsgeschichte des Rationalismus (History of the rise and influence of the spirit of Rationalism in Europe) über die Scheußlichkeiten der Hexenprozesse, der Inquisition, der religiösen Verfolgungen, über die Tortur, über all das Unselige, was die Dummheit und der fanatische Aberglaube verschuldet haben. Zu unserer Zeit sich wendend fährt er dann so fort (I 345): „The preeminent characteristic of modern Christianity is the boundless philanthropy it displays. Philanthropy is to our age what asceticism was to the middle ages, and what polemical discussion was to the sixteenth and seventeenth centuries. The emotional part of humanity, the

humanity of impulse, was never so developed.“ Ein schönes Zeugnis, das er da unserem Jahrhundert ins Stammbuch schreibt!

Gleichwohl stehen im Vordergrunde des Zeitinteresses jetzt Bestrebungen, welche die Schule nicht in den Vordergrund stellen kann, ohne ihrem Geiste durchaus untreu zu werden. Nun will aber diese Zeit, stolz gemacht durch ihre Erfolge, daß alles ihr Zeichen trage. Dazu hat sie sich wirkungskräftige Organe von großer Tragweite geschaffen, ihren Willen zum Ausdruck zu bringen. Im einzelnen ist infolgedessen auch auf dem Gebiete des Unterrichts vieles gebessert worden; aber bei der Geringschätzung, mit welcher die heutige Zeit gerade das betrachtet, was der Schule die Hauptsache sein muß, wird es dieser immer schwerer, die Hauptrichtung zu wahren. Dazu kommt, daß niemand ungestraft seiner Zeit angehört. Es bedarf eines hohen Grades geistiger Selbständigkeit, um das, was man immer wieder behaupten hört, dennoch für falsch zu halten. Grobe Irrtümer sind nun wohl leicht auszurotten, aber das Halbrichtige wuchert mächtig unter dem schützenden Fittig des Zeitgeistes. So heißt es, unsere Zeit habe ein tatkräftiges Geschlecht nötig, zum Handeln sei der Mensch geboren, nicht zum Träumen. Nun gibt es aber verschiedene Arten der Träumerei. Nichts ist der Schule doch geziemender, als den Geist der sinnenden Betrachtung in ihren Zöglingen zu pflegen. Das γνῶϑι σαυτὸν stand früher hoch in der Schätzung. Jetzt hört man es nicht mehr so häufig empfehlen. Nicht zu unpraktischen Träumern soll diese Generation erzogen werden, sie soll vielmehr gewöhnt werden, frisch und mutig die Aufgaben des individuellen wie des öffentlichen Lebens zu erfassen. Gegrübelt, findet man, habe Deutschland namentlich früher zu viel. Hamlet ist Deutschland, ruft schon Gervinus zornig in seinem wunderlichen Kapitel über Hamlet aus. Vor dem Handeln bedarf es aber der Überlegung, und die Fähigkeit der Überlegung will doch geübt sein. Wohl möglich, daß man früher zu weit gegangen ist in der Pflege jener sinnenden Betrachtung. Aber wenn man auf alle Ratschläge unserer in dieser Hinsicht verflachten Gegenwart hören wollte, würden die Schulen völlig aufhören Schulen zu sein. Oder ist es nicht der innere Mensch, der als das wichtigste, natürlichste und interessanteste Objekt alles menschlichen Nachdenkens gelten muß? Auch auf der Schule, mag es eine niedere oder höhere sein, dürfte, die Fachschulen natürlich ausgenommen,

was nicht die Richtung auf das Psychologische oder Ethische nimmt, nur als Nebenfach angesehen werden. Statt dessen sieht man aber unter dem Einfluß der ganzen Zeitrichtung die breite Masse des Äußerlichen und bedeutungslos Gegenständlichen sich in die Schule drängen. *Ἄπλωσον σεαυτόν*, möchte man mit Marc Aurel der Schule zurufen. Erörterungen, die auf das Wesen der Dinge, auf die inneren treibenden Kräfte ganzer Kulturperioden, auf die charakteristischen Unterschiede im Empfinden und in der Auffassung des Lebens gerichtet sind, ist man zu sehr geneigt als nichtiges, allgemeines Gerede zu verachten. Statt dessen möchte man immer Tatsachen konstatieren, schleppt im Namen der Konzentration selbst von allen Seiten allerhand Realien und zerstreuenden Quark zusammen und bildet sich in allem Ernste ein, den Unterricht auf diese Weise auf eine solide Grundlage zu stellen und etwas Substanzielles hineinzubringen. *Τὰ ὄντως ὄντα*, wie Plato sagt, müßten im Gegenteil den unerschütterlichen Mittelpunkt bilden, und daran könnte sich dann manches aus dem weitem Gebiete der *γιγνόμενα μὲν ἀεί, ὄντως δὲ οὐδέποτε ὄντα* fügen.

Leider kann man nicht sagen, daß die Lehrer und Erzieher dem schulfeindlichen Geiste des Jahrhunderts nur der Not gehorchend nachgeben. Die Zahl derer, die nicht selbst unterjocht sind, wird immer kleiner. Es gab wohl eine Zeit, wo die Schule, in einem hyperspiritualistischen Ideale befangen, mit falschem Stolze jede Berührung des Wirklichen und Sinnlichen vermied; aber heute geht man, beeinflußt nicht sowohl durch pädagogische Lehren als durch die Neigung des Jahrhunderts, in dem Sehbaren, mit Händen Greifbaren die höchste Form des Wirklichen zu erblicken, offenbar nach der anderen Seite zu weit. Es scheint fast, daß man es nunmehr für wichtiger hält, den Schüler mit körperlichem Auge sehen zu lehren, als mit geistigem. So sind herrlich illustrierte Werke entstanden, die einen bedeutenden Wert für die Bildung der Schüler wie der Erwachsenen haben. Aber des Illustrierens ist wirklich jetzt kein Ende. Man sieht alle Gelegenheiten herbeiziehen, um auch Büchern, für welche dergleichen nicht paßt, Illustrationen mit auf den Weg zu geben. Auch hinsichtlich des Altertums scheint man jetzt mehr darauf bedacht, von seinem Äußern eine Vorstellung zu geben, als seines Geistes einen Hauch verspüren zu lassen. Leider führen aber nicht alle Wege von der Oberfläche mit Sicherheit ins Innere. Für manche scheint die gerühmte

historische Bildung auf Kostümkunde, Topographie, Realien der allergleichgültigsten Art hinauszulaufen. Andere, völlig im Banne dieses Jahrhunderts der politischen Interessen, der großen Kriege, sind alles Ernstes der Meinung, daß der Mensch im Feldherrn und im praktischen Staatsmann gipfele. Fast könnte man aufhören an die Möglichkeit eines erzieherischen Einflusses zu glauben. Denn wenn irgend etwas zu einer die Welt umgestaltenden Macht geworden ist, so kann man doch diese Wirkung dem Christentum nachrühmen. Gleichwohl ist es trotz seines Einflusses, trotz seines nach innen rufenden, auf Heiligung dringenden Ernstes nicht imstande gewesen, die Menschen zwischen Äußerem und Innerem, zwischen dem Wesen und dem, was auch Plato im Gorgias ἀμφιέσματα nennt, unterscheiden zu lehren und sie dahin zu bringen, jenen Tribut der höchsten Verehrung, der eine Art von Anbetung des Göttlichen im Menschen ist, für die idealsten Erscheinungsformen menschlicher Tätigkeit aufzubewahren. Über eine Zeit, wie die unsrige, in der ein so reiches Leben pulsiert, darf man allerdings nicht einfach geringschätzig urteilen. Der politische und historische Sinn haben bedeutende Fortschritte gemacht, und alle Gebiete des Wissens sind mit einer vor keiner Mühe zurückschreckenden Arbeit durchforscht worden. Daneben ist man mit erfreulichem Erfolge bemüht gewesen, die Wissenschaft für das Leben fruchtbar zu machen. In keiner Geschichtsperiode ist während so weniger Jahre so vieles geschaffen und nicht bloß bequemer, sondern auch menschlicher gestaltet worden. Die Fähigkeit des harmlosen Genießens aber ist seltener geworden, und trotz der freundlichen Gestaltung der Oberfläche scheint das Glück in eine weitere Ferne geflohen zu sein. Unzufrieden zu sein gehört nun allerdings zu den Eigentümlichkeiten des Menschen. Wie verklärt und allem Leide entrückt liegt hinter ihm die Vergangenheit, und von freundlichstem Sonnenglanze umspielt erscheint ihm die Zukunft. Nur über dem Punkte gerade, wo er ist, hängt immer eine drohende Wolke, und wohin er sich auch wendet, überall tönt ihm das Geisterwort zurück: „Wo du nicht bist, dort ist das Glück". Zu allen Zeiten haben immer nur Auserwählte zwischen den Übeln, welche sich durch Reformen beseitigen lassen, und jenen andern uneliminierbaren, die meist übrigens eine heilsame Bewegung in das Leben bringen, zu unterscheiden gewußt. Objektiv betrachtet möchte unsere Zeit, was ihren Gesamtzustand betrifft, keiner früheren nachzustehen brauchen. Aber die fortwährende

Besprechung aller wirklichen und eingebildeten Mängel nährt ihre Unzufriedenheit und macht sie ungeduldig. Sodann hat das Ideal diesem positiven und auf praktische Aufgaben gerichteten Geschlechte gegenüber gar viel von seiner tröstenden Kraft verloren; was ihnen nicht greifbare Vorteile gewährt, sind die Menschen von heute zu sehr geneigt als Träumerei oder pfäffisches Gerede zu verachten.

Es ist also klar, daß die Schule durch die heute herrschende Auffassung des Lebens in ihrem Wirken gehindert wird. Anstatt sie den eigentümlichen Anforderungen dieser Zeit anzubequemen, sollte man demnach ihre Wirkung vielmehr nach der entgegengesetzten Seite verstärken, d. h. sie ungehindert walten lassen, wenn sie sich bemüht, ihren Zöglingen das eben zu verschaffen, was unserer Zeit zu ihrem Unglück fehlt. Es heißt wirklich nicht würdig von der Schule denken, wenn man ihr das Ziel setzt, für die Arbeit auf dem Felde der Spezialwissenschaften oder im praktischen Leben ausreichend vorzubereiten, d. h. mit den dazu unentbehrlichen Kenntnissen zu versehen. Ihre Hauptaufgabe ist vielmehr diese, eine richtige und nicht gar zu flache Auffassung des Lebens überhaupt im Kopfe und Herzen des Schülers allmählich entstehen zu lassen[1]). Wo der Unterricht nicht von allen

[1]) Man hört jetzt oft die Pflege des Patriotismus und des nationalen Empfindens als die höchste Aufgabe der Schule bezeichnen. Allerdings hat es im Leben des deutschen Volkes, welches gegen das Ausland, wie unser Dichter rühmt, gerechter war als irgend ein anderes Volk, Perioden nationaler Selbstvergessenheit gegeben, in denen man es sich hätte sollen angelegen sein lassen, in der Jugend ein stolzeres Bewußtsein der nationalen Eigentümlichkeit zu pflegen. Aber das waren Ausnahmezustände, die hoffentlich jetzt für immer überwunden sind. Gerade der Patriotismus und der nationale Stolz sind Empfindungen, die in einer besonders behutsamen und, so zu sagen, keuschen Weise gepflegt sein wollen. Es ist gefährlich, manches offen auf die Fahne zu schreiben. Die offizielle Pflege des Patriotismus in den französischen Schulen hat doch wahrlich nichts, was uns zur Nachahmung reizen könnte. Es sei hinsichtlich dieser Frage auf eine klassische Stelle aus Paulsens System der Ethik verwiesen (S. 532): „Es ist vielfach über die Aufgabe der Erziehung, und besonders der Schule, den Patriotismus zu wecken, verhandelt worden. Ich möchte dieselbe vorzugsweise darin setzen, die Vaterlandsliebe vor der Entartung in falschen Patriotismus zu bewahren. Liebe und Anhänglichkeit an das eigene Volk ist eine natürliche Empfindung, die in dem gesunden Gemüt, das unter gesunden Umständen aufwächst, von selbst entsteht. Wie könnte jemand, von einer deutschen Mutter geboren und erzogen, von deutschen Lehrern unterwiesen, von deutschen Dichtern genährt, nicht deutsch denken und fühlen? wie sollte er nicht mit Liebe und Treue an seinem Volk und dessen

Punkten aus diesem Mittelpunkte zustrebt, da fehlt es an Konzentration, und alle Bemühungen, Punkte der Peripherie mit einander in Verbindung zu setzen, vermögen dafür keinen Ersatz zu bieten. Zum Glück entspricht die Frage nach dem Sinne und Zwecke des Lebens einer ganz natürlichen Sehnsucht des Menschen. Aber in den Aufgaben und Sorgen des praktischen Lebens erstirbt dieser echt menschliche Erkenntnistrieb, wenn er während der Jahre des Reifens nicht durch passende Nahrung gestärkt wird. Gelernt mag viel werden, und auch dem Gedächtnis scheue man sich nicht etwas Ordentliches zuzumuten. Aber der unverlierbare Gewinn des Unterrichts ist doch eine aus dem Groben herausgearbeitete und vor verführerischen, aber platten Irrtümern bewahrte Auffassung des Lebens. Um das aber zu erreichen, dazu braucht man nicht zu den Schülern im Tone der heutigen Philosophie zu reden. Von überallher, selbst von den Beispielen der Grammatik, falls es nicht herausgerissene Sätze aus historischen Schriftstellern sind, führen dorthin viele Wege. Es kommt überhaupt dazu weniger auf fortwährendes Aufklären und erbauliches

---

Wesen hängen? wie sollte er nicht stolz auf seine Tüchtigkeit und Taten sein? — Was dagegen nicht von selbst entsteht, das ist Achtung und Gerechtigkeit gegen das Fremde. Im Gegenteil, natürlich ist Geringschätzung und Haß. Fremde Art ertragen und verstehen, ist Bildung. Es ist eine schöne Aufgabe der Gymnasien, zu dieser Bildung zu führen. Die Masse des Volkes sieht über die Grenzen des eigenen Volkstums nicht hinaus, zu einer intensiven Berührung mit dem fremden kommt es vorzugsweise nur im Krieg. Das Gymnasium, in seiner alten, wie in seiner neuen Form, macht die Erlernung fremder Sprachen zu einem Hauptbestandteil des Unterrichts; die künftigen Leiter und Führer des Volkes sollen dadurch befähigt werden, die weltgeschichtlichen Beziehungen des eigenen Volkes zu verstehen und festzuhalten. Die Voraussetzung dieses Unterrichts ist, daß das geistige Leben unseres Volkes nicht ein isoliertes ist und als isoliertes nicht gedeihen kann; daß unser Volk ein Glied innerhalb der europäischen Völkerfamilie ist, welches andere, gleichartige Glieder neben sich hat, durch deren Leben das eigene Ergänzung und Bereicherung findet. Das letzte Ziel eines humanistischen Unterrichts ist verständnisvolle Teilnahme an dem geistigen Leben des eigenen Volkes, vertieft und bereichert durch das Verständnis des menschlichen Lebens in seiner geschichtlichen Einheit. Das wäre humanistische Bildung im höchsten Sinne des Wortes: volkstümliche Empfindungen und menschliches Verständnis hätten in ihr sich vereinigt und durchdrungen." Auch auf W. Münchs vortrefflichen Aufsatz über die Erziehung zur Vaterlandsliebe (Vermischte Aufsätze über Unterrichtsziele und Unterrichtskunst an höheren Schulen. S. 1—38) sei verwiesen.

Ermahnen an, als darauf, daß man den Unterrichtsstoff gut wähle und ihn seine bedeutsamste Seite hervorkehren lasse. Die Aufgaben des praktischen Lebens und die Probleme der Wissenschaft wechseln mit der Zeit. Was aber an den Unterrichtsobjekten mit Rücksicht auf die Forderungen der Zeit geändert werden muß, ist das Minderwertige: der Hauptsache nach muß die Jugend aller Zeiten, um im Strome des Lebens wie auf festem Grunde stehen zu können, zunächst dasselbe lernen. Mit welchen Gründen der Logik kann man es deshalb ein verkehrtes oder unwürdiges Ziel der Erziehung und Bildung nennen, die edleren, echt menschlichen Kräfte im Menschen zu pflegen und ihn zu dem zu bilden, was man Humanität genannt hat? Ist, wer so erzogen worden ist, dadurch für sein Jahrhundert unbrauchbar geworden, so, meine ich, spricht das nicht gegen die Schule, sondern gegen das Jahrhundert: nicht die Schule soll dann reformiert werden, sondern das Jahrhundert soll in sich gehen und aus seiner Verirrung zur Wahrheit und Natur zurückkehren. Eine Humanität anderseits, von welcher kein Weg zu den besonderen, natürlichen Aufgaben des Lebens hinüberführte, wäre nicht die echte Humanität. Der allgemeine Satz aber, daß alle Schulen, die später ansetzenden Fachschulen ausgenommen, zur Humanität bilden müssen, steht unerschütterlich fest. Oder meint man, daß man ihnen ihr Ziel besser formuliert, wenn man sagt, sie sollten zum Bürger bilden, zum Bürger dieser Zeit, dieses Volkes? Ein Streit darüber hätte auch gar nicht entstehen können, wenn man nicht, von dem wahren Sinne des Wortes absehend, an die Irrtümer und Extravaganzen vielmehr gedacht hätte, welche den historischen Erscheinungsformen des Humanismus angehaftet haben. Faßt man das Wort aber in dem echten Sinne, den es meist schon im Lateinischen hatte, so sagt der Satz etwas so Selbstverständliches, daß es fast paradox scheint, wenn man ihn anfeinden hört. Trivial wird man jedenfalls einen Satz nicht nennen dürfen, der zu den Grundüberzeugungen der Besten unseres Volkes gehört hat und in der zweiten Hälfte des vorigen und am Anfange dieses Jahrhunderts so oft mit Geist und edler Wärme erörtert worden ist. In der Folge hat sich dann freilich der Begriff der Humanität wieder ungebührlich verengert. In der Schwärmerei für das Altertum meinten wohl viele, kein anderer Weg führe zur Humanität als die Beschäftigung mit den Alten.

Welche herrschende Strömung hätte sich auch je von Übertreibungen fern gehalten? So waren auch für das Altertum begeisterte Philologen, die damals in der Schulverwaltung und bei pädagogischen Erörterungen die erste Rolle spielten, zu sehr geneigt, das Moderne zu verachten und die Wirkungskraft der antiken Humanitätsstudien zu überschätzen. Die Wahrheit ist, daß der Genius der Menschheit aus den Werken der Alten, wenn auch nicht ausschließlich, so doch am vernehmlichsten, wie Herder sagt, zu uns spricht. Auch die Menschlichkeit der Alten war weder ganz reif noch ganz rein, aber sie war es der Hauptsache nach. Sie ist weniger durch konventionelle Elemente getrübt als irgend eine andere Kulturperiode. Außerdem besitzt sie den für die Zwecke der modernen Schule unschätzbaren Vorzug einer naiven Klarheit und Jugendlichkeit. Aber kein wahrer Mensch von heute wird sich in diesen Kreis wollen fest bannen lassen. Wir sind wirklich in wesentlichen Punkten seitdem reicher geworden, nicht bloß, indem wir unsere Herrschaft über die Natur im Siegesschritt ausgedehnt haben — dieser Fortschritt hat uns, wenn man seine Wirkung auf die Massen überblickt, nur äußerlich reicher gemacht, dafür aber wichtige Seiten unseres Innern geschädigt —, sondern auch innerlich reicher, wie sich das jedem klaren Auge im Spiegel der modernen Literaturen zeigt. Soll man nun diese Beschäftigung mit dem spezifisch Modernen einfach der Zeit nach dem Austritt aus der Schule überlassen? Das tut die Schule schon längst nicht mehr. Aber sie könnte nach dieser Richtung viel weiter gehen, nicht bloß durch reichere Ausnutzung der deutschen modernen, wenn auch nicht modernsten Literatur, sondern auch durch stärkere Herbeiziehung des Französischen und Englischen. Denn allerdings tönt aus dem Altertum sehr wichtigen und berechtigten modernen Gedanken und Empfindungen kein Echo entgegen. Das Gymnasium, die vornehmste Schule, sollte eine solche Lücke nicht unausgefüllt lassen, natürlich ohne deshalb das Antik-Klassische, ohne welches keine tiefer wurzelnde Bildung möglich ist, zu schmälern.

Das pädagogische Problem wird demnach, mit Rücksicht auf die dreifachen Schwierigkeiten, mit denen wir uns beschäftigt haben, als inkommensurabel gelten müssen. Für keine Aufgabe des Lebens sind die Bedingungen, von welchen eine reine Lösung abhängt, so zahlreich,

so feiner Natur, so verwickelt. Aber **est quadam prodire tenus, si non datur ultra.** Stets wird zwischen dem Ideal und selbst der gelungenen Wirklichkeit ein weiter Zwischenraum bleiben. Immerhin soll man aber dem Ideal nachstreben. Selbst Utopieen, die offenbar über das Mögliche und Erreichbare hinausweisen, können eine eigentümlich beflügelnde Wirkung haben. Gefährlich nur sind die Ideale, welche auf ein weites Ziel in falscher Richtung weisen: sie wirken verwirrend und verursachen eine beklagenswerte Vergeudung von Zeit und Kraft. Auch der gute Lehrer ist sich in seinem dunklen Drange des rechten Weges wohl bewußt. Erreicht er auf diesem Wege auch nicht das Höchste, **tamen natura duce a recta via non aberrabit.** Sobald der Mensch aber aus der instinktiven Übung einer Tätigkeit zu einer methodischen Übung fortschreitet und sich mit klarem Bewußtsein weite Ziele setzt, beginnt das Irren und Fehlgreifen. Das ist eine leidvolle und unentrinnbare Notwendigkeit, die aber nicht davon abschrecken darf, immer wieder Versuche zu machen, sich aus den Tiefen dumpfer Bewußtlosigkeit zu den überschauenden Höhen zu erheben. Aber das Streben wird lange nach verschiedenen Richtungen auseinandergehen. Es ist dem Menschen eben zu natürlich, sich und seine Neigungen zum Maßstab der Dinge machen zu wollen. So werden auch alle methodischen Erörterungen über den höheren Unterricht zu stark, einerseits durch die Strömung unserer Zeit, anderseits durch das persönliche Interesse derer beeinflußt, welche durch Geschick, Eifer und Gewandtheit im Parteibilden es zu der Rolle von Stimmführern in der heutigen Reformbewegung gebracht haben. Das Wichtigste aber bleibt immer bei einer inkommensurablen Aufgabe, die Hauptrichtung nicht zu verlieren. Ist diese aber mit der herrschenden Zeitströmung, wie heute, im Widerspruch, so darf man von einer erleuchteten Unterrichtsverwaltung erwarten, daß sie die Schule, wie diejenigen, welche sich dem ebenso beglückenden als mühevollen Berufe des Lehrers gewidmet haben, vor den einseitigen Anforderungen der Fachwissenschaft wie vor den banausischen Ansprüchen der praktischen Leute zu schützen suche. Trotz ihrer besseren Einsicht wird sie das allerdings nicht immer können — ein neuer Grund von dem Inkommensurabeln des pädagogischen Unterrichtsproblems zu reden —; denn der Zeitgeist ist übermächtig und zwingt selbst die Überzeugungstreue zu Zugeständnissen. Ein Haupt-

mittel für den Lehrer aber, sein ganzes Tun in der Richtung zu erhalten, möchte die Philosophie sein. Nur müßte es weder die im weiteren Sinne scholastische noch auch die modernste, vom Zeitgeiste und von der Entwickelung der Fachwissenschaft beeinflußte Philosophie sein, die immer Neigung zeigt, bald zur Philologie, bald zur Geschichte, bald zur Naturwissenschaft und Medizin zu werden.

---

2. Die Philosophie auf dem Gymnasium.

1.

Nichts kennzeichnet unsere letzten Lehrpläne so auffällig im Gegensatz zu den ausländischen Lehrplänen als die gänzliche Abwesenheit der Philosophie. Als die Bewunderung für die ungeheuerliche Philosophie Hegels in ihrer Blüte stand, wurde auch an den preußischen Gymnasien ein propädeutischer philosophischer Unterricht eingeführt, der in zwei wöchentlichen Stunden zwei Jahre hindurch das Wichtigste aus der Logik und aus der Psychologie behandeln sollte (1825). Neun Jahre später sah man die Propädeutik sogar unter die beim mündlichen Abiturientenexamen zu behandelnden Gegenstände aufgenommen. Seit 1856 wurde dieser Unterricht mit dem deutschen auf der obersten Stufe verschmolzen. Welche Ausdehnung der Philosophie an den bayerischen Gymnasien und schon im achtzehnten Jahrhundert vor allem in Baden gegeben wurde, darüber findet man bei Wendt und Ziegler sehr interessante Einzelheiten[1]). In Baden soll dieser Unterrichtszweig förmlich geblüt haben, während er bei uns hier nie recht

[1]) Ich verweise für die ganze Frage in erster Linie auf G. Wendt, Der deutsche Unterricht und die philosophische Propädeutik (Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen, herausgegeben von A. Baumeister, III 3). Auch R. Lehmann hat in seinem Buche über den deutschen Unterricht diesem Gegenstande eine eingehende Betrachtung gewidmet (S. 389—437), außerdem in seiner späteren Schrift „Erziehung und Erzieher" (S. 244—280). Ferner finden sich in der Geschichte der Pädagogik von Th. Ziegler dankenswerte Mitteilungen aus der Geschichte dieses Lehrgegenstandes. Die Literaturnachweise sind in wünschenswerter Vollständigkeit beisammen bei R. Jonas, in den von C. Rethwisch herausgegebenen Jahresberichten über das höhere Schulwesen. Ganz besonders sei auch auf die Schlußbetrachtung in Fr. Paulsens Geschichte des gelehrten Unterrichts verwiesen.

hat gedeihen wollen. Merkwürdig ist, daß in amtlichen Kundgebungen bald über einen Mangel an geeigneten Lehrkräften für dieses Fach geklagt wurde, was noch viel beschämender für unseren Stand ist, als wenn unter den Gründen, welche man seiner Zeit für die Abschaffung der lateinischen Aufsätze und der Übungen im Übersetzen deutscher Originalstücke anführte, auch dieser prangte, die Lehrer selbst verständen ja nicht mehr lateinisch zu schreiben und zu sprechen, auch ihnen sei die freudige und sichere Handhabung der alten Sprache abhanden gekommen. Im Jahre 1882 wurde die Aufnahme der philosophischen Propädeutik in den Lehrplan eines Gymnasiums „der Erwägung des einzelnen Direktors mit den dazu geeigneten Lehrern anheimgegeben," und, pro pudor, die meisten Gymnasien ließen, weil sie keinen geeigneten Lehrer dafür hatten, den ihnen längst beschwerlichen Gegenstand fallen. Die Lehrpläne vom Jahre 1891 taten der Philosophie keine Erwähnung. Man konnte nicht sagen, daß die Philosophie damit aus unseren Gymnasien verjagt sei: wir genießen ja eine ziemlich große Freiheit beim Unterrichten, und ein philosophisch gesinnter und gebildeter Lehrer konnte auch im Rahmen dieser letzten, mehr von Historikern, wie es scheint, als von Philosophen inspirierten Lehrpläne seinen Unterricht sehr wohl in philosophischem Geiste erteilen. Ja, es ist ja eigentlich unmöglich, gut zu unterrichten, wenn man nicht philosophisch unterrichtet. Die natürliche Tendenz aller Lehrfächer, ausgenommen die den Fachschulen eigentümlichen, geht ja auf die Philosophie, die dem Meere vergleichbar ist, in welchem alle Ströme ihre finale Beruhigung finden. Ein frommer Dichter sagt, ein liebeleeres Menschenleben sei wie der Quell, versiegt im Sande, der hin den Weg zum Meer nicht fand. In ähnlicher Weise versandet und versumpft ein Unterricht, der hin den Weg zur Philosophie nicht findet. Was an Tatsächlichkeiten, an Realien, an historischen Daten mitgeteilt wird, hat ja eigentlich alles nur den Wert von kuriosem Quark, wenn es nicht gelingt, ihm eine philosophische Seele einzuhauchen. Nur die fremdsprachliche Grammatik und die Mathematik haben ihre unverlierbare, wenn auch einseitige Philosophie in sich. In den letzten Lehrplänen endlich (1901) wird die Philosophie wieder der Beachtung gewürdigt. „Wünschenswert," heißt es dort, „erscheint eine in engen Grenzen zu haltende Behandlung der Hauptpunkte der Logik und der empirischen Psychologie." Auch in den methodischen

Bemerkungen über das Deutsche findet sich eine Stelle, welche der philosophischen Betrachtungsweise das Wort redet. Sie lautet folgendermaßen: „Die neben der Dichtung auf allen Stufen zu pflegende Prosalektüre hat den Gedanken- und Gesichtskreis des Schülers zu erweitern und zumal auf der Oberstufe den Stoff für Erörterung wichtiger allgemeiner Begriffe zu bieten. Durch zweckmäßig geleitetes Lesen dieser Art wird die philosophische Propädeutik, deren Aufnahme in den Lehrplan der Prima an sich wünschenswert ist, wirksam unterstützt, da aber, wo die Verhältnisse ihre Aufnahme nicht ermöglichen, wenigstens einigermaßen ersetzt werden können. Aufgabe einer solchen Unterweisung ist es, die Befähigung für logische Behandlung und spekulative Auffassung der Dinge zu stärken und dem Bedürfnisse der Zeit, die Ergebnisse der verschiedensten Wissenszweige zu einer Gesamtanschauung zu verbinden, in einer der Fassungskraft der Schüler entsprechenden Form entgegenzukommen. Zu wünschen ist, daß zur Förderung dieser Aufgabe auch die Vertreter der übrigen wissenschaftlichen Lehrfächer beitragen."

Zwischen philosophischer Gestaltung des Unterrichts und der philosophischen Propädeutik als Unterrichtsgegenstand ist allerdings ein Unterschied zu machen, und man kann in der Tat zweifeln, ob, wenn wirklich in philosophischem Geiste unterrichtet wird, noch ein besonderer Unterricht in der philosophischen Propädeutik auf dem Gymnasium daneben nötig sei. Wie konnte es aber nur kommen, daß ein Gegenstand, der berufen schien allem Behandelten die letzte Weihe zu geben, aus dem Unterrichtsplane fast völlig verschwunden ist? Hier die Antwort. Die Schule hatte sich damals dem Zeitgeiste anbequemt, was sie auch in der letzten Zeit wieder getan hat und vielleicht noch öfter tun wird. Saeculum erat, um Taciteisch zu reden, philosophiam despicere atque contemnere. „Es war eine Zeit, in welcher sie," nämlich die Philosophie, speziell an dieser Stelle die Metaphysik, schreibt Kant in der Vorrede zur Kritik der reinen Vernunft, „die Königin aller Wissenschaften genannt wurde, und, wenn man den Willen für die Tat nimmt, so verdiente sie, wegen der vorzüglichen Wichtigkeit ihres Gegenstandes, allerdings diesen Ehrennamen. Jetzt bringt es der Modeton des Zeitalters so mit sich, ihr alle Verachtung zu beweisen, und die Matrone klagt, verstoßen und verlassen, wie Hekuba: Modo maxima rerum, tot generis natisque potens, nunc

trahor exsul, inops.“ Diese Worte passen viel besser auf unsere Zeit, zumal auf die Zeit vor 40 Jahren, als auf die damalige, welche weder durch die Politik noch überhaupt durch das oberflächliche Vielerlei der täglich erscheinenden und zur einzigen geistigen Nahrung der großen Masse auch der Gebildeten gewordenen Zeitungen von den natürlichen Gegenständen des menschlichen Interesses abgelenkt wurde. Man glaubte sogar, die Philosophie, oder wenigstens die spekulative, sei für immer tot. Ja die Philosophen selbst schienen dieser Meinung zuzuneigen und fingen an von den geistlosesten Spezialisten mit Achtung zu reden, jedenfalls in ganz anderem Tone, als Schelling früher in seinen Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums von ihnen geredet hatte. Die Philosophie selbst glich einem müde gewordenen Herrscher, der sich mit Abdankungsgedanken trägt. Der berühmt gewordene Begründer der positiven Philosophie in Frankreich, A. Comte, der in seiner Denkart und Schreibweise mehr deutsch als französisch ist, stellte sogar diese Lehre auf, alle Wissensgebiete hätten drei Perioden durchzumachen: die theologische, die metaphysische, die wissenschaftliche, und diesem Entwickelungsgesetze der Menschheit entspreche auch die Entwickelung des Individuums. **Chacun de nous,** sagt er, **a été successivement, quant à ses notions les plus importantes, théologien dans son enfance, métaphysicien dans sa jeunesse, et physicien dans sa virilité.** Er meint also, daß die Philosophie ihre Schuldigkeit getan habe und jetzt gehen könne. Die spezifisch philosophischen Erklärungen scheinen ihm einen Bastardcharakter zu tragen. Am meisten möchte er recht haben hinsichtlich der Naturphilosophie. Aber ist A. Comte nicht selbst ein Beweis, daß alles höhere geistige Streben mit unentrinnbarer Notwendigkeit in die Kreise der Philosophie zurückgezogen wird? Gleicht er doch einem Hunde, der seine Kette zerrissen hat und mit ungestümer Hast weitweg rennt, nach einiger Zeit aber von selbst an seinen alten Ort zurückkehrt? Der **physique terrestre** und **céleste** will er, wie er in seiner sonderbaren Sprache sagt, **une physique sociale** hinzufügen, d. h. er dringt auf eine streng naturwissenschaftliche Behandlung aller Vorgänge des inneren Lebens. Dann bekennt er aber, daß mit einer wissenschaftlichen Durchforschung des einzelnen der Sache wie dem menschlichen Geiste doch nicht genügt sei. Es solle deshalb eine neue Spezialität geschaffen werden, nämlich **l'étude des généralités scientifiques.** Dies ist nun aber eben die

Philosophie, welche auch Bacon als einen Auszug 'aus der Gesamtheit der Wissenschaften definiert. Aber auch die eigentliche Spekulation und die Mystik treiben ihre Rechte von diesem Verächter der Metaphysik ein: er krönt sein System mit einem bis ins kleinste geregelten Kultus der Menschheit, der auch reichlich mit Festen und Erinnerungsfeiern bedacht ist.

Von einer Abdankung der Philosophie zu Gunsten etwa der Naturwissenschaften oder der Geschichte ist auch bei uns in Deutschland nicht die Rede. Berühmte naturwissenschaftliche und geschichtliche Werke verdanken ihre Geist- und Gemüt erregende Wirkung stets der Philosophie, die sich der nüchternen Arbeit des Verfassers hinzugesellt hatte. Selbst Du Bois-Reymond, in dessen Augen doch die Philosophie weiter nichts ist als dummes Zeug, was sich einer einbildet, verdankt die große Anerkennung, die seine Vorträge gefunden haben, nur zur Hälfte seiner geschickten Behandlung der Sprache, zur anderen aber einer gewissen latenten Philosophie, die den Leser zu überschauenden Höhen hinaufzieht. Wenn es eine Zeit lang schien, auch bei uns, als wolle man von Philosophie überhaupt nicht mehr reden hören, so erklärt sich das aus einer doppelten Ursache. Einmal hatte man wirklich unmäßig philosophiert, mit Vernachlässigung von vielem anderen, wirklich auch sehr Wichtigen, und — **insani sapiens nomen ferat, ultra quam satis est virtutem si petat ipsam.** Sodann war es nicht die echte Philosophie gewesen, mit der man sich so gierig genährt hatte. Statt edlen Weins hatte man ein fragwürdiges, schlechtbekömmliches Surrogat genossen. Man war trotz aller Anstrengungen nicht heller im Kopfe geworden. So schlug denn der Enthusiasmus in Verachtung der Philosophie um. So oft aber eine philosophische Schrift geboren wurde, die einigermaßen frei war von den Fehlern jener scholastischen Wortkrämerei und Faßbares in menschlicher Sprache bot, erwachte doch wieder das dem Menschen natürliche Interesse für alles Philosophische[1]). Die Menschheit müßte eben ihre Adelstitel verloren haben, wenn nicht auch in einer Zeit der äußerlich herrschenden industriellen und politischen Interessen die Philosophie und die Poesie die Herzen zu gewinnen und zur Andacht zu zwingen vermöchten.

[1]) Es wird das deutlich durch den buchhändlerischen Erfolg der gehaltvollen Schriften von Fr. Paulsen und R. Eucken bewiesen.

Der Lehrplan der Schule darf keinen wesentlichen Teil der menschlichen Anlage unberücksichtigt lassen. Aristoteles definiert den Menschen bekanntlich als *ζῷον πολιτικόν*, die Stoiker als *ζῷον κοινωνικόν*: berühmte Muster falscher Definitionen. Oder wohnt der staatenbildende Trieb, der Trieb Gemeinschaften mit andern zu bilden etwa allein dem Menschen inne? Viel richtiger könnte man ihn ein *ζῷον ποιητικόν τε καὶ φιλόσοφον* nennen. *Ποίησις* würde dabei im weiteren, den Alten geläufigen Sinne zur Bezeichnung des künstlerisch gestaltenden Reproduktionstriebes zu nehmen sein. Der Poesie im engeren Sinne würde freilich unter den Künsten die erste Stelle zukommen, wenn ihr auch an Tiefe die Musik überlegen ist. Denn ihr Reich ist das weiteste, und sie wendet sich nicht bloß, wie die anderen Künste, an eine spezielle Begabung. Wer ihre Stimme also nicht vernimmt, muß als eine psychologische Mißgeburt gelten, er sei auch, wer er sei. Doch es handelt sich hier nur um den Menschen als *ζῷον φιλόσοφον*. Darf man finden, daß unsere Schulen, im besonderen unsere Gymnasien, diesem Haupttriebe der menschlichen Anlage in ihrer jetzigen Gestaltung ausreichende Nahrung gewähren?

Alle die Zahlreichen, welche in Sachen der sogenannten philosophischen Propädeutik bis in die jüngste Zeit hinein das Wort ergriffen haben, sind einig in der Wertschätzung der Philosophie. Vielleicht darf man aber finden, daß, was zur Empfehlung eines Unterrichts in den Elementen der Philosophie vorgebracht zu werden pflegt, nicht in einer hinlänglich nachdrucksvollen Weise aus der tiefen Sehnsucht, aus dem in jedem echten Menschen immer wieder entstehenden Verlangen nach solcher Erkenntnis abgeleitet wird. Dem entsprechend gehen die aufgestellten Forderungen bald zu sehr in die Breite, bald lassen sie unberücksichtigt, was in erster Linie berücksichtigt zu werden verdiente.

Was den ersten Punkt betrifft, so ist vor allem zu betonen, daß man das Wort Philosophie bei der Behandlung dieser Frage nicht in dem modernen schulmäßigen Sinne nehmen darf. Die Menschen einer bestimmten Epoche können das eigentümliche Philosophieren ihrer Zeit überdrüssig bekommen, aber nicht die Philosophie. „Es ist umsonst“, sagt Kant, „Gleichgültigkeit in Ansehung solcher Nachforschungen erkünsteln zu wollen, deren Gegenstand der menschlichen Natur nicht gleichgültig sein kann“. In diesem Sinne redet Schopenhauer mit

einem sehr glücklich gewählten und jetzt oft citierten Ausdruck von dem metaphysischen Bedürfnis des Menschen. „Den Menschen ausgenommen", sagt er, „wundert sich kein Wesen über sein eigenes Dasein; sondern ihnen allen versteht dasselbe sich so sehr von selbst, daß sie es nicht bemerken. Im Anfang seines Bewußtseins freilich nimmt auch er sich als etwas, was sich von selbst versteht. Aber dies währt nicht lange; sondern sehr früh, zugleich mit der ersten Reflexion, tritt schon diejenige Verwunderung ein, welche dereinst Mutter der Metaphysik werden soll. Tempel und Kirchen, Pagoden und Moscheen, in allen Landen, aus allen Zeiten, in Pracht und Größe, zeugen vom metaphysischen Bedürfnis des Menschen, welches, stark und unvertilgbar, dem physischen auf dem Fuße folgt"[1]). Freilich, meint er, wer satirisch gelaunt sei, könnte hinzufügen, daß dieses metaphysische Bedürfnis ein bescheidener Bursche sei, der mit geringer Kost vorlieb nehme. An plumpen Fabeln und abgeschmackten Märchen ließe es sich bisweilen genügen: wenn nur früh genug eingeprägt, seien sie ihm hinlängliche Auslegungen seines Daseins und Stützen seiner Moralität. Nach Schopenhauer bleibt deshalb dem Menschen, wie er sich lateinisch ausdrückt, nur die Wahl zwischen philosophari und pecudum ritu vivere. Ein schönes Wort Senecas, wie er dergleichen unzählige hat, lautet: Vita sine litteris mors est et hominis vivi sepultura. Man setze statt sine litteris lieber sine philosophia, und man wird etwas Richtigeres und dem Gedanken Senecas auch besser Entsprechendes gesagt haben. Auch Horaz ist der Meinung, daß die Philosophie etwas ist, was keinem Alter, keinem Stande fremd bleiben kann:

[1]) In geradem Gegensatz zu der Ansicht, daß das Philosophieren einem unausrottbaren Bedürfnisse des menschlichen Geistes entspreche, steht, was E. v. Hartmann in einem Aufsatze „Über das Philosophiestudium an den Universitäten" sagt (Moderne Probleme, S. 140—156). Für ihn ist das Philosophieren überhaupt nur Sache einer kleinen Minderheit. Am liebsten möchte er die Philosophie sogar von den Universitäten verbannen, um sie zu retten und dadurch die moderne Wissenschaft überhaupt vor völliger „Verknöcherung und Versumpfung" zu bewahren. An den Gymnasien scheint sie ihm vollends gar nichts zu tun zu haben. „Die erste Stufe der Entwürdigung", sagt er wörtlich (S. 147), „hat die Philosophie damit überwunden, daß sie aufgehört hat, obligatorischer Unterrichtsgegenstand der Knaben in den Gymnasien zu sein; die zweite wird sie erst dann überwinden, wenn sie aufhört, obligatorischer Unterrichtsgegenstand für Jünglinge zu sein, die gar kein philosophisches Bedürfnis haben, sondern bloß Geistliche oder Lehrer oder Ärzte zu werden wünschen".

Aeque pauperibus prodest, locupletibus aeque,
Aeque neglectum pueris senibusque nocebit.

Wie schwungvoll ferner verherrlicht Cicero die Philosophie als das ἀνθρώπινον ἀγαθὸν κατ' ἐξοχήν: „O vitae philosophia dux, o virtutis indagatrix expultrixque vitiorum! Quid non modo nos, sed omnino vita hominum sine te esse potuisset? Tu urbes peperisti, tu dissipatos homines in societatem vitae convocasti, tu eos inter se primo domiciliis, deinde coniugiis, tum litterarum et vocum communione iunxisti, tu inventrix legum, tu magistra morum et disciplinae fuisti. Ad te confugimus, a te opem petimus, tibi nos, ut antea magna ex parte, sic nunc penitus totosque tradimus. Est autem unus dies bene et ex praeceptis tuis actus peccanti immortalitati anteponendus. Cuius igitur potius opibus utamur quam tuis, quae et vitae tranquillitatem largita nobis es et terrorem mortis sustulisti?" So ungefähr dachten die Gebildeten des Altertums, in deren Schätzung die Philosophie sehr hoch stand. Aus ihrer äußeren und inneren Kultur die Summe ziehend, gestanden sie, daß sie diesen ganzen reichen Segen der Philosophie verdankten. Aus der philosophischen Anlage des Menschen heraus schien ihnen das im vornehmsten Sinne Menschliche geboren zu sein. Nachdem aus der anfänglichen feritas sich aber der humanus cultus gebildet hatte, galt es, dieses teuerste der Güter zu wahren, und das konnte wiederum nur durch die Philosophie geschehen.

Man könnte dagegen vielleicht einwenden, daß die menschlichen Interessen wechseln und im Kreislauf einander ablösen, zum Vorteil für die Gesamtentwickelung. So habe es abwechselnd religiöse, philosophische, literarische, industrielle, politische Jahrhunderte gegeben. Heute zumal habe die Philosophie nur eine kleine Gemeinde; und es sei wirklich nicht zu verlangen, daß auf solche Zurückgebliebene bei der Gestaltung des Unterrichtswesens Rücksicht genommen werde. Für die Bedürfnisse des gegenwärtigen Lebens zu erziehen sei Aufgabe der Schule. Ein handelsfreudiges Geschlecht, das geschickt und gewillt sei, die Aufgaben der Gegenwart zu erfassen, gelte es zu bilden. Das unserer Zeit Widerstrebende müsse endlich abgeschüttelt werden, damit sich die Kraft unseres Volkes im Wettstreit der Völker ungehindert entfalten könne. Das sind berechtigte Wünsche, aber sie direkt verwirklichen zu wollen ist gefährlich. In der Pädagogik jedenfalls ist der gerade Weg nicht stets der beste.

Andere sagen wieder, man solle sich hüten, der Jugend zuzumuten, was über ihre Kräfte gehe. Es sei nicht minder verhängnisvoll für die geistige als für die körperliche Entwickelung, schlummernde Triebe vor der Zeit zu wecken. Die Philosophie müsse für das reifere Alter aufgespart werden. Auch das gibt man zu erwägen, daß der Mensch Dinge, an denen er sich zu früh mit unzureichender Kraft abgemüht hat, als abgetan betrachtet, ja oft durch eine Art von Ekel verhindert wird, später, im richtigen Momente, sie wieder aufzunehmen. Andere gehen noch weiter und leugnen überhaupt die, so zu sagen, psychologische Notwendigkeit des Philosophierens. Von Natur, meinen sie, liege es gar nicht in dem Charakter des Menschen, über das praktisch nicht Verwertbare zu grübeln, der Trieb zum Philosophieren sei ein nachträglich inokulierter. Was einige *ἄτοποι*, einige müßige spekulative Köpfe ersonnen hätten, damit dürfe man nicht alle anderen, vor allem nicht die heranwachsende Jugend, die nach ganz anderm ausschaue, belästigen wollen. Daß die Philosophie für den Jugendunterricht nicht tauge, scheint vor allem mit Hilfe des Argumentum *ἀπὸ τοῦ κρείσσονος* unwiderleglich bewiesen werden zu können. Man betrachte doch die heute im Mannesalter Stehenden! Merkt man ihnen etwas von Philosophie und philosophischem Interesse an? Und so ist es im Grunde immer gewesen, selbst in Zeiten, wo die Philosophie zu den täglichen Gegenständen der gebildeten Unterhaltung gehörte. Jeder ist mit seinen materiellen Interessen beschäftigt, und sich und den Seinigen in schwerem Kampfe, mit Anstrengung seiner ganzen Kraft ausreichende, womöglich mehr als ausreichende Lebensbedingungen zu schaffen, betrachtet er als die Hauptaufgabe seines Lebens. Er darf mit sich zufrieden sein, wenn er, seine Interessen wahrend, sich aller ungesetzlichen oder auch nur an das Ungesetzliche streifenden Mittel enthält. In dem Maße, wie es ihm damit gelingt, wächst er in der Achtung seiner Mitbürger. Wie kann neben so einem überhaupt ein Philosoph in Betracht kommen, so ein unpraktischer Träumer, der nie die Flut wahrzunehmen weiß und dessen ganze Lebensreise sich vielleicht durch Not und Klippen windet? Man betrachte ferner den Staat, vor allem den modernen, christlichen Staat. Denn der Staat ist nach Aristoteles ein Mensch im großen, und Plato meint, was wegen der zu kleinen Schrift im Wesen des einzelnen Menschen nicht deutlich zu lesen sei, das stehe

klar und leserlich in Majuskeln geschrieben im Leben des Staates da. Es hat Zeiten gegeben, in denen man das private und öffentliche Leben der Philosophie gemäß zu gestalten suchte. Aber mit solchen Völkern hat es nicht recht vorwärts gewollt, wenigstens nicht in den Augen des praktischen Politikers. Was Carneades auf seiner berühmten Gesandtschaftsreise in Rom zum Entsetzen Catos lehrte, daß die Gerechtigkeit im staatlichen Leben eine Zier sei, daß man aber ohne sie weiter komme, wird durch recht zahlreiche Beispiele der Geschichte bestätigt. Und wenn es auch nicht immer Akte der Ungerechtigkeit gewesen sind, welche die Völker in die Höhe gebracht haben, wenn man auch mit Leichtigkeit zwischen einer ränkevollen und alle Vorteile um Gerechtigkeit unbekümmert ausnutzenden Politik und einer ehrlich strebenden unterscheiden kann, so muß man doch gestehen, daß die praktische Staatskunst sich je länger, je mehr von den philosophischen Zielen losgesagt hat. Der Staatsmann von heute jedenfalls meint, daß man mit den Wölfen heulen, d. h. es wie die andern Völker machen müsse, um sich ihnen gegenüber in seinem Besitzstande auch nur behaupten zu können. Es ist vielleicht aber doch kein bloßer Traum der Pedanten, daß ein Staat auf Vernunft und Gerechtigkeit gegründet sein und denen, die ihm angehören, vorteilhafte Bedingungen schaffen müsse, das Menschliche in sich reich und vielseitig zu entwickeln. Der heutige Staatsmann ist vor allem darauf aus, seinen Staat in militärischer und in finanzieller Hinsicht möglichst leistungsfähig zu machen. Er regelt die Ein- und Ausfuhr, baut Eisenbahnen, Kanäle und Schiffe, wandelt wüst liegende Gegenden in fruchtbare Gefilde um, sorgt, daß der emsig schaffenden Tätigkeit immer weitere Absatzgebiete erschlossen werden. Allerdings hat er auch vor der Wissenschaft Achtung; aber ihr Hauptwert besteht nach ihm doch darin, daß sie den Wohlstand des Landes durch sinnreiche und fruchtbare Erfindungen vermehrt. Das Wort Kultur pflegt heute als zusammenfassender Ausdruck für die zum Besseren strebende Gestaltung des äußeren Lebens genommen zu werden, im Vergleich zu welcher die Kultur des Innern als etwas Minderwertiges gilt, als etwas, was den Anforderungen des praktischen Lebens gegenüber nicht ernstlich in Betracht kommt.

Aber jenes Argumentum *ἀπὸ τοῦ κρείσσονος* beweist nichts. Man darf nicht so schließen: wenn selbst die im reifen Mannesalter

Stehenden heute für das Philosophische kein Verständnis mehr haben, wie soll dann noch die Jugend der Philosophie zugänglich sein? In der rastlosen und einseitigen Tätigkeit des Lebens sterben eben Triebe ab, die in der ursprünglichen Anlage vorhanden waren. Es ist natürlich, daß in der Jugend der philosophische Erkenntnistrieb reger ist als in dem praktischen Mannesalter. Für sein äußeres Leben läßt der werdende Mensch andere sorgen. Er ist **utilium tardus provisor**, wie Horaz sagt, und ist **sublimis**. Ehrgeiz und Gewinnsucht sind im Gegensatz dazu die inspirierenden Genien des Mannesalters. **Conversis studiis**, sagt derselbe Horaz, **aetas animusque virilis Quaerit opes et amicitias** (Konnexionen), **inservit honori**. Zumal unter einem rauhen Himmel, wo die Bedürfnisse des physischen Lebens zahlreicher und gebieterischer sind, in einem stark bevölkerten Lande, wo alles spähend die Augen offen halten muß, um auch nur das zum Leben Notwendige zu gewinnen, in einem politischen Friedenszustande, der jeden Augenblick in Krieg überzugehen droht und nur durch eine aufs höchste gesteigerte Kriegsbereitschaft erhalten werden kann, fehlen alle Vorbedingungen zum Gedeihen einer philosophischen, ja überhaupt einer menschlichen Lebensauffassung. So viel dabei auch durch die hohe Anspannung der praktischen und erfindenden Kräfte des menschlichen Geistes gewonnen wird, so beklagenswert ist auf der anderen Seite die Verödung des inneren Lebens. Und die Verflachung wird, trotz aller hoch gesteigerten äußeren Kultur, um so trauriger sein, wenn gleich die Schule sich als höchstes Ziel setzt, vor allem für die Aufgaben der Gegenwart brauchbare Menschen zu erziehen, anstatt die ihrer Natur nach ideal gesinnte Jugend in erster Linie mit dem für ein wahrhaft menschliches Leben und Sterben Notwendigen auszurüsten und nur zusatzweise das für die praktischen und politischen Aufgaben der Gegenwart direkt Verwendbare zu lehren. Praktisch zu sein ist dem Manne ebenso natürlich, als es dem Kinde und Jünglinge unnatürlich ist. In zwei Perioden seines Lebens ist der Mensch philosophisch gestimmt: in der Jugend und im Alter. In der Jugend zieht es ihn gleich zu den Höhen, in die Tiefen der Erkenntnis, und auch in dem praktischsten Zeitalter wird vorläufig noch immer der Mensch geboren mit diesem sehnsüchtigen Verlangen, sich ein Gesamtbild des Lebens zu schaffen. Er ist auf das Primäre und Substanzielle gerichtet. In dem staunenden Blicke

des Kindes und des unverdorbenen Jünglings ist etwas Heiliges und Verehrungswürdiges. Wenn man nur das Abgeleitete, für die besonderen praktischen Aufgaben der Zeit gleich direkt Verwertbare dem werdenden Geschlechte bietet, so schafft man damit allerdings die Vorbedingungen zu einem materiellen und politischen Gedeihen eines Volkes, aber man läßt doch das Edelste im Menschen ersterben und betrügt ihn damit um das ideale Glück, dessen die Menschheit fähig ist. Dabei ist zu fürchten, daß diese einzig mit dem Brauchbaren ausgerüsteten Menschen später vor Ekel über sich selbst auch die Fähigkeit des praktischen und besonnenen Handelns einbüßen. Daß dem modernen Manne, selbst dem gebildeten und gelehrten, die schönsten Sterne, die an jedem neu entstehenden Lebenshimmel aufgehen, so ganz erblassen, abgesehen von den wenig Zahlreichen, deren über das Durchschnittsmaß starke philosophische Anlage sich auf dem steinigen, undankbaren Boden einer rein geschäftlichen Lebenstätigkeit zu erhalten weiß, deutet auf einen wesentlichen Mangel unserer Erziehungs- und Unterrichtsmethode. Die rastlose Arbeit des Lebens, zumal wenn sie äußerlich erfolgreich ist, täuscht einigermaßen über den Verlust an dem Wesentlichsten hinweg. Dann aber kommt das Alter, das seiner Natur nach wieder philosophisch ist und in höherem Grade die Stütze der Religion oder der Philosophie nötig hat. Ein glückliches Alter ist heute eine seltene Ausnahme. Wäre die Medizin nicht geschickt geworden in der Kunst das Leben zu verlängern, so würden bei dieser aufregenden, auch nicht durch den kleinsten Zusatz von Philosophie geadelten Geschäftigkeit, die als Erholung nichts anderes kennt als grob sinnliche und das Feinere im Menschen abstumpfende Genüsse, überhaupt nur wenige bis zum Greisenalter gelangen. Wo ist sie geblieben, die Beschaulichkeit des Alters, die sich am Morgenduft der Ewigkeit erquickt? Sie haben es fast alle versäumt, unsere Greise, bei Zeiten **verae numerosque modosque ediscere vitae**. Wie viel könnten sie doch, auch sie, die Verächter Ciceros, von Cato lernen, der, je näher dem Tode, um so deutlicher das Land zu sehen glaubt, und dem zu Mute ist, als dürfe er nach langer Schiffahrt bald wie in einen Hafen einlaufen! Wem als Jüngling der philosophische Trieb aus Mangel an Pflege eingegangen ist, wird er auch nur als Greis sich über das Leben erheben können? Welche Schande, wenn einer **emeritis stipendiis libidinis, ambitionis, contentionis, inimici-**

tiarum, cupiditatum omnium nicht imstande ist secum esse, secum vivere! Seine Jugendbildung war unvollkommen gewesen, wenn ihn die äußere Tätigkeit des Mannesalters so aushöhlen konnte, daß seinem Alter kein, auch gar kein tröstender Stern mehr leuchtet.

Betrachtet man die vorliegende Frage aus dem eben angeführten Gesichtspunkte, so scheinen freilich die Lösungen, welche für die Gestaltung des Unterrichts in der philosophischen Propädeutik geboten worden sind, nicht recht ausreichend, man könnte sagen, zu harmlos. Es herrscht Einstimmigkeit darüber, daß man auf dem Gymnasium sich in diesen Stunden von dem eigentlich Spekulativen und Metaphysischen fern halten müsse. Hinsichtlich der Geschichte der Philosophie gehen die Meinungen auseinander. Wendt, der letzte Bearbeiter dieses Themas, der aus einer reichen Kenntnis und Erfahrung heraus spricht, verlangt in dieser Hinsicht ziemlich viel. Im ganzen aber beschränken sich die Erörterungen über die philosophische Propädeutik darauf, die Probleme der Logik und der empirischen Psychologie zu durchsprechen und die Grenzen abzustecken, innerhalb welcher diese beiden Teile der Philosophie auf der obersten Stufe zu behandeln sein möchten. Außerdem pflegt man sich in Betrachtungen über die Behandlungsart der philosophischen Propädeutik auf dem Gymnasium zu ergehen. Man warnt vor einer akademischen Behandlung des Gegenstandes, verlangt, daß man den Schüler die Sätze der Logik sich selbst erobern und Beispiele dazu finden lasse. Ferner wird es widerraten, die diesem Gegenstande zu widmenden Stunden über die ganzen beiden letzten Schuljahre zu zerstreuen; mehr Erfolg glaubt man sich versprechen zu können, wenn dieser Unterricht während einer kleineren Anzahl von Wochen ohne Unterbrechung fortgeführt wird. In Österreich werden auf die philosophische Propädeutik zwei Jahre hindurch zwei wöchentliche Stunden verwendet. Soviel Zeit etwa möchten die Freunde dieses Unterrichtsgegenstandes auch bei uns zur Verfügung haben. Daß die philosophische Propädeutik dem Lehrer des Deutschen zugewiesen werden müsse, dafür, meinen manche, lasse sich kein stichhaltiger Grund anführen. Lehmann findet, der Unterricht in den Elementen der Logik passe gut auch zur Mathematik und zu den Naturwissenschaften. Von einem Teile der Psychologie, von demjenigen nämlich, welcher sich auf die Wechselwirkung von Leib und Seele bezieht, kann man sogar sagen, wie auch Wendt bemerkt, daß

er geradezu in den Kreis des naturwissenschaftlichen Lehrers gehöre, während die logischen Operationen vor allem in den mathematischen Stunden geübt würden. Doch macht der letztere darauf aufmerksam, daß die Beziehungen der philosophischen Vorbildung zu den in der Literatur gebotenen Anregungen, auf dem Gymnasium jedenfalls, erheblich näher liegen. Auch lehre die Erfahrung, „daß unsere mathematischen Kollegen nur selten den Drang verspüren, sich auch der philosophischen Bildung der Jugend anzunehmen, und noch seltener, wenn sie es tun, den wünschenswerten Erfolg haben“.

2.

Prüfen wir zunächst die Ansprüche der Logik. Sie wird ja von vielen immer noch als die eigentliche Vorbereitung auf das philosophische, ja auf das wissenschaftliche Studium überhaupt betrachtet. Bei uns in Preußen ist der Unterricht in der philosophischen Propädeutik auch wohl nur selten über den Kreis der von Trendelenburg herausgegebenen Elementa logices Aristoteleae hinausgegangen, und die „Erläuterungen“ desselben Verfassers, das in deutscher Sprache verfaßte Parallelbuch dazu, mögen für die meisten die Hauptquelle gewesen sein, aus welcher sie für ihren Unterricht geschöpft haben. Beide Bücher zeichnen sich auch durch Klarheit aus und sind von einem Manne verfaßt, der diesen Gegenstand durchaus beherrschte. Sollte das aber wirklich der heilige Bronnen sein, woraus ein Trunk den Durst auf ewig stillt? Sollten diese Probleme vor allen übrigen dem philosophischen Sehnen des werdenden Menschen am besten entsprechen? Ich bezweifle es. Die philosophische Propädeutik würde an unseren Gymnasien nicht so völlig von der Bildfläche verschwunden sein, wenn ihre Gegenstände und Ziele von Anfang an mit der Einsicht des psychologischen Pädagogen gewählt worden wären. Auch soll man nicht einwenden, dieser Unterricht sei eingeschlafen, weil er zu hohe Anforderungen an den Lehrer stelle und sich ein solchen Schwierigkeiten gewachsener Lehrer einfach nicht an jedem Gymnasium gefunden habe. Aus Aristoteles' Organon selbst sich das für einen Unterricht in den Elementen der Logik vor allem Notwendige herauszusuchen, möchte allerdings nicht jedermanns Sache sein; aber an der Hand eines kundigen Führers, wie Trendelenburg einer war, sich für

diesen Unterricht tauglich zu machen, wäre jedenfalls jedem nicht ganz ungeschickten Lehrer möglich gewesen. Die Wahrheit ist vielmehr diese: man fand diesen Unterricht nach dem Plane Trendelenburgs langweilig und unfruchtbar. Und weshalb? Weil er der Idee dieses Unterrichts in so mangelhafter Weise entsprach. Es wurde da von den Aristotelischen Kategorieen geredet, von den Arten des Urteils, von dem Umfange des Prädikats im Verhältnis zu dem des Subjekts, von dem Prinzip der Identität, von der Opposition und der Konversion, von dem Syllogismus, von der Induktion, vom Enthymen, von der Widerlegung und den Fehlern der Schlüsse, von der Einteilung, vom Verfahren der Begriffsbestimmung und Ähnlichem. Ich schweige davon, daß das in den Händen des Schülers befindliche Lehrbuch lateinisch abgefaßt war, in einem Latein zwar, das an dem Maßstab des in Universitätsschriften üblichen Lateins gemessen als geschickt gelten konnte, das aber doch ein farbloses, unechtes und langweiliges Latein war. Nach absolviertem propädeutischem Kursus mochten wohl Lehrer und Schüler die Empfindung haben, daß wenn Philosophie weiter nichts oder vor allem dieses ist, sie nicht als ein notwendiges Glied der menschlichen Bildung gelten könne und jedenfalls keinem natürlichen Bedürfnisse unseres Geistes und Herzens eine beseligende Befriedigung gewähre. Auch Wendt will nicht, daß man gar soviel Zeit auf die Logik gerade verwende: „Es handelt sich hier doch überwiegend um Abstraktionen, bei denen die jungen Leute meist die deutliche Empfindung haben, sie erführen, wenn auch in schulmäßig gelehrter Fassung, lauter Dinge, die sich eigentlich von selbst verstünden und die sie längst auch anzuwenden gelernt hätten. Deshalb wird es nur einem besonders begabten Lehrer gelingen, sobald er seinen Gegenstand etwas gründlicher anfaßt und auf die Einzelheiten ausführlich eingeht, die lebendige Teilnahme seiner Schüler zu fesseln und ihnen zum Bewußtsein zu bringen, daß sie gerade durch diesen Unterricht an innerer Reife und geistiger Beweglichkeit gefördert werden.“ Ähnlich Uhlig[1]): „Unbestritten ist, wo überhaupt die Philosophie Eingang im Lehrplan der Schulen fand, stets das Recht der formalen Logik gewesen. Doch stimmen wir mit mehreren Referenten darin überein, daß von diesem Recht oft ein zu weit gehender Gebrauch gemacht worden ist. Das deduktive Schluß-

[1]) Verhandlungen der fünften badischen Direktorenkonferenz S. 115.

verfahren, durch alle Formen durchgeführt, ist für die Schüler äußerst langweilig. Das regelrechte Verfahren ergibt hier selten ein Resultat, das nicht auf der Hand liegt. Nur, wo die Richtigkeit einer Regel an einem Fehlschluß aufgezeigt werden kann, hebt sich das Interesse. Wir wünschen daher die systematische Behandlung der Deduktion auf das knappste beschränkt und die Einsicht in ihre Gesetze wesentlich durch gelegentliche Besprechungen fehlerhaften Verfahrens ermittelt, wozu die Lektüre philosophischer Schriften des Cicero und Platonischer Dialoge, insonderheit derjenigen, in welchen Sophisten auftreten, reichlichen Anlaß bietet. Recht eingehend dagegen sollte besprochen und durch Beispiele aus den verschiedenen Gymnasialfächern erläutert werden die Lehre von der Definition und Einteilung, ferner die von der Induktion und dem Analogieschluß. Für diese kann die Teilnahme aller Schüler nach meiner Erfahrung in einem hohen Grade gewonnen werden. Insbesondere sind auch hier die üblichsten Fehltritte zu besprechen."

Die Logik, in dem ursprünglichen, bis auf Hegel allgemein üblichen Sinne gefaßt, beschäftigt sich in ihrem Hauptteile mit den Gesetzen unseres Denkens, mit der Lehre von der Begriffsbildung, vom Schließen und Widerlegen, d. h. mit der Erklärung von geistigen Operationen, welche wir zwar nicht mit auf die Welt gebracht haben, in denen aber unser Geist, offenbar seiner Anlage folgend, vom ersten Dämmerschein des Bewußtseins an, sich unaufhörlich geübt und selbst in wenig Befähigten es zu einer unglaublichen, instinktiven Geschicklichkeit gebracht hat. Ja, mit Bewußtsein nach diesen Gesetzen denken zu wollen, würde zu einer unerträglichen Langsamkeit des Denkens führen. Man muß von dem Nutzen der Logik in vorsichtig abgemessenen Ausdrücken reden, um nicht den Spott zu verdienen, den Mephistopheles darüber ausgießt. Auch das kann man bezweifeln, daß die Logik, wenn sie auch nur wenig direkt Verwertbares bietet, ein für die Gesamtentwickelung unseres Geistes hervorragend fruchtbares Studium sei. Lange bevor von Aristoteles durch scharfsinnige Beobachtung jene unbewußt befolgten Gesetze des Denkens gefunden worden waren, hatte der griechische Geist die herrlichsten Blüten getrieben. Wer möchte anderseits behaupten, daß nach der geglückten Entdeckung jener Denkgesetze die Kraft des menschlichen Geistes sich in einer merklichen Weise gesteigert habe? Im Gegenteil, es trat gleich darauf ein Sinken des geistigen Niveaus ein, noch dazu ungeachtet der bevorzugenden Pflege,

welche man in der Folge gerade diesem Gebiete der Philosophie zu teil werden ließ. Vor allem aber bedenke man, daß während des Mittelalters, ungefähr sechs Jahrhunderte hindurch, mit Vernachlässigung von allem übrigen die Logik gerade als das Wichtigste mit einem unglaublichen Aufgebot von Kraft und Scharfsinn gepflegt wurde. Und was war die Folge? Der tiefste Verfall der eigentlichen, auf das Denken im engeren Sinne angewiesenen Wissenschaft. Als aber die Herrschaft der Logik gestürzt, sie selbst verachtet und völlig beiseite gelassen war, welch ein Aufschwung während der nächsten drei Jahrhunderte! Daraus soll man nicht vorschnell folgern, sie sei an sich schädlich und hemmend für die Kräfte des Geistes. Wie die Mathematik, der sie ja am meisten verwandt ist, bietet sie dem menschlichen Geiste Probleme, welche geeignet sind, seine natürliche Leistungsfähigkeit zu steigern und ihn zu einem Präzisionsinstrumente zu machen; was sie aber über die Arbeitsart unseres Geistes lehrt, würde, wenn mit Bewußtsein an die Stelle unseres unbewußten Tuns stets gesetzt, eine große Verlangsamung und Ungeschicklichkeit zur Folge haben. Praktisch verwertet, könnte die Logik höchstens als eine Art von theoretischer Kur für oberflächliche und unklare Köpfe gute Dienste leisten. Für die andern genügt es, daß sie da ist, damit man in streitigen und verwickelten Fällen an ihre Entscheidung, die endgültig ist, appellieren kann. Wie der fahrigen Jugend gegenüber etwas Pedanterie berechtigt ist, so kann auch für eine ganze Generation ein logischer Kursus recht heilsam sein, wenn das methodenlose Irrlichterieren zur Regel geworden ist. An das Gesetzmäßige der Denkarbeit nachdrücklich erinnert, werden manche zur nüchternen Besonnenheit vielleicht zurückkehren. So war, was uns in Platos Dialogen wie müßiges Gerede, wie unerträglich breite Spitzfindigkeiten erscheint, als Gegengewicht gegen die Sophistik damals nützlich, ja notwendig. Vielleicht kann man sogar noch einen Schritt weiter gehen im Lobe ihrer praktischen Brauchbarkeit. Trotz aller eingeborenen Methode nämlich ist der menschliche Geist von Natur ungeduldig und übereilt. Von Zeit zu Zeit, wenn das Denken in zuchtloses Phantasieren ausgeartet ist, sieht man dann wohl einen überlegenen, ruhig besonnenen Geist, dem Neptun im ersten Buche der Äneide vergleichbar (placidum caput extulit unda), zwischen die Lärmer treten und ihnen, mit den Tafeln der Logik in der Hand, ein Quos ego zudonnern. Ordnung

und langsames und besonnenes Fortschreiten sind in der Tat mehr als ein bloßer Traum der Pedanten. Aber die Reaktion ist meistens zu stark. In dem Bestreben, unsere Sprache von unreinen und fremden Bestandteilen zu säubern, machte Gottsched sie im Anfange des vorigen Jahrhunderts kraftlos und arm. Ähnlich verfuhr Baco von Verulam. Nicht Flügel, nein Bleisohlen, sagte er, solle man dem menschlichen Geiste anhängen. Langsamkeit vor allem zieme sich beim Verallgemeinern. Nur das kunstgerechte Generalisieren führe zu wirklichen Gesetzen. Die alte Logik, findet er, fliege gleich dem Gipfel zu. Erst solle man die Natur buchstabieren, dann Silben, dann Worte sprechen, zum Schluß erst sie geläufig lesen wollen. Aber er verspricht sich offenbar zu viel von dieser methodischen Vorsicht. Wenn der Weg, den er der Wissenschaft weist, eine Straße für Frachtfuhrleute wäre, wie Raumer in seiner Geschichte der Pädagogik sagt, so würde es sich immerhin nach so viel verunglückten Versuchen schneller zum Ziele zu gelangen doch empfehlen, ihn zu wählen. Aber jener Weg führt überhaupt nicht in die Höhe. Im Gegensatz zu dem breit angelegten Plane, den Baco für die Eroberung der Natur entwirft, betont Goethe die Wichtigkeit jener blitzartigen Erleuchtung, die man Aperçu nennt. Finden durch methodisches Denken heißt nicht erfinden. Die Menschheit würde im Elementaren stecken geblieben sein, wenn sie auf jene von Baco gezeichnete Methode allein angewiesen werde. Trotz aller unendlich langsam angezogenen Schrauben würde die Natur von ihren Geheimnissen das Wichtigste sich nicht haben entreißen lassen: in gnädigen Stunden hat sie vielmehr ihren Lieblingen den Schleier auf einen Augenblick gelüftet. Und stimmt es nicht ironisch, daß Baco, dieser Mann der strengen Methode, nicht fähig war, das System des Copernicus zu verstehen, daß er über die Bewegung der Erde wie über eine ungeheuerliche Absurdität spottet?

Ein elementarer Kursus in der Logik könnte allerdings für die Jugend geeignet erscheinen, weil er ihrer alles überstürzenden Unbesonnenheit entgegenarbeitet. Diese an das Pedantische grenzenden Vorkehrungen eines Plato, eines Aristoteles, eines Baco, eines Descartes, den Irrtum auszuschließen und sich gegen Phantasterei und Vorurteil zu schützen, geben dem jugendlichen Leichtsinn zu denken und führen ihm vor allem zum Bewußtsein, daß es sehr schwer ist,

zu sicheren, unanfechtbaren Resultaten zu gelangen. Die Logik wirkt also wie ein niederschlagendes Getränk. Es wäre aber traurig, wenn die Menschheit ihr Bestes nur in einem Zustande der herabgedämpften Nüchternheit leisten könnte. Jene streng logische Untersuchung bedarf durchaus der Ergänzung. Weder ist ein Kursus der elementaren Logik als philosophische Propädeutik ausreichend, noch können Trendelenburgs Elemente der Aristotelischen Logik mit allen ihren Erläuterungen auch nur als propädeutischer Kursus der Logik für das Gymnasium genügen. Sie geben eben weder vollständige, noch hinlänglich hohe Vorstellungen von der Methode und von der Bewältigungskraft des menschlichen Geistes. Dabei haben sie doch etwas von dem Knifflichen der Mathematik. Offenbar sehnt sich die Schülerseele nach einer anderen philosophischen Belehrung. Wer sich dem Studium des Aristoteles widmen will, wird mit Vorteil jenes solide Buch nebst Trendelenburgs Kommentar zu Aristoteles' Schrift von der Seele durcharbeiten, aber für den Unterricht in der philosophischen Propädeutik auf dem Gymnasium ist es keine gute Grundlage. Wäre ein besseres Unterrichtsmittel vorhanden gewesen, so würde dieser Unterricht auch mit mehr Lust erteilt und nicht mit so schnöder Hast wieder fallen gelassen sein. Auch muß man sich wundern, daß Trendelenburg, seiner Zeit doch der Hauptvertreter der Philosophie und Pädagogik an der Berliner Universität, in den Vorreden zu seinen beiden Büchern, zu dem in lateinischer Sprache und zu dem andern, in deutscher Sprache verfaßten, selbst nichts Besseres und Tieferes zur Empfehlung dieses Unterrichtes vorzubringen weiß. „Philosophia," sagt er, „difficilior est quam quae soli institutioni relinquatur academicae. Si gymnasia id agunt, ut ad disciplinas academicas iuvenum mentes praeparent, hoc philosophiae, utpote studio communi, maximo iure debetur." Kann man etwas Falscheres sagen? Das Gymnasium ist *αὐτάρκης* und soll eine, wenn auch nicht vollständige, so doch abgeschlossene Bildung gewähren. Wir streben mit dem Unterrichte in den alten Sprachen hoffentlich nach etwas Höherem, als unsere Schüler in den Stand zu setzen, auf der Universität einem philologischen Kolleg mit Verständnis zu folgen. So genügt es auch nicht, den Zugang zu einem Teile der Philosophie, der selbst nur eine Propädeutik der Philosophie ist, gesäubert und einige grundlegende Begriffe, noch dazu solche, welche erst bei genauerer

Kenntnis der Philosophie bedeutender zu scheinen anfangen, hinweggeräumt zu haben, damit die Philosophie auf der Universität nicht ganz von vorne anzufangen braucht. Ist die Philosophie, was sie ohne Zweifel ist, die Krönung der menschlichen Geistesarbeit, ihr natürlicher, allein erst Beruhigung gewährender Abschluß, kurz, ist sie etwas echt Menschliches, um nicht zu sagen die menschlichste, d. h. die dem menschlichen Sehnen am meisten entsprechende Wissenschaft, so muß sie mit ihrem ganzen Gebiete, wenn auch in unausgefülltem Umrisse, im Unterrichtsplane vertreten sein. Jedenfalls verdienen die Teile der Philosophie in erster Linie berücksichtigt zu werden, die zu ergründen den natürlichen Menschen die größte Sehnsucht treibt. Zu diesen aber gehört die Logik gerade nicht. Man wird sie aber deshalb nicht ganz aus der Schule verweisen wollen. Die Idee Trendelenburgs, eine kleine Anzahl gut formulierter Hauptsätze, die er aber erst nach vorangegangener freier Erörterung der betreffenden Frage gelesen haben will, zusammenzustellen als unverlierbaren Ertrag des Nachdenkens, ist im übrigen glücklich und kann mit Erfolg auch auf die anderen Gebiete der Philosophie ausgedehnt werden. Nichts ist heilsamer für die Entwickelung des Geistes und für die Aufhellung des Bewußtseins, als sich mit der vollen Kraft des Nachdenkens auf einen bezeichnenden Kardinalsatz zu werfen, ihn in seiner ganzen Wahrheit und Tiefe zu erfassen und dann auch die Punkte zu suchen, an welchen er einet Ergänzung bedürftig ist. Durch derartige Sätze aus Bacos **Novum organum**, aus dem **Discours de la méthode** von Descartes, aus D. Humes und Lockes Essays **concerning human understanding**, aus Spinozas Ethik, aus Kants Kritiken lassen sich die Elemente der Aristotelischen Logik ohne einen großen Aufwand von Zeit und in einer berechtigten Ansprüchen der modernen Seele entsprechenden Weise vervollständigen. Man wird sich auf der Schule nicht an alle Schwierigkeiten der modernen Erkenntnistheorie wagen können; aber es gilt doch, den naiven Glauben an die völlig objektive Gültigkeit einer mit Vorsicht gewonnenen Erkenntnis zu erschüttern. Wie schön klingt da z. B., was im **Novum organum** zu lesen steht: „**Scientia nihil aliud est quam veritatis imago. — Ea demum est vera philosophia, quae mundi ipsius voces quam fidelissime reddit et velut dictante mundo conscripta est,** n e c q u i d q u a m d e p r o p r i o a d d i t, **sed tantum iterat et resonat**"! Hier findet

man Gelegenheit die Begriffe des Subjektiven und Objektiven zu behandeln und zugleich fruchtbare Ausblicke auf die Erkenntnistheorie zu eröffnen, die in der modernen Philosophie eine so wichtige Rolle gespielt hat.

Es ist allerdings methodisch, von dem Einfachsten anzufangen und zum Schwierigeren und Schwierigsten fortzuschreiten. Aber dieses Prinzip ist kein absolutes. Der menschliche Geist ist schon im Kinde darauf aus, sich des Ganzen zu bemächtigen. Der Aristotelische Satz, daß das Ganze vor den Teilen ist, gilt vor allem auch von dem philosophischen Weltbilde, das unser Geist, befruchtet durch die von allen Seiten auf ihn einströmenden Erfahrungen, aus sich entstehen läßt. Hierin ist er ganz in Übereinstimmung mit der Schöpfungsmethode der Natur selbst, die auch nicht die einzelnen Teile der betreffenden Organismen, so wie die Spezialisten der betreffenden Wissenschaft sie sich zurechtlegen, nacheinander schafft, auf gerader Linie vorwärtsgehend, sondern die Fülle des einzelnen durch Entfaltung von keimartigen Ansätzen entstehen läßt. Auch der Unterricht in der philosophischen Propädeutik muß sich diesem Gesetze der menschlichen Natur, welches zugleich ein allgemeines Naturgesetz ist, fügen. Es ist unpsychologisch, diesen Unterricht auf der obersten Stufe des Gymnasiums zu beginnen und ihn dann, wie Trendelenburg will, auf die Elemente der Aristotelischen Logik zu beschränken, nur damit die Universitätsvorlesungen über Logik einen etwas weiter hinausgeschobenen Punkt zum Ausgangspunkt nehmen können. Auch bei den Griechen hatte erst die alternde Philosophie Zeit und Verlangen über die von unserem Geiste unbewußt befolgte Methode des Denkens nachzusinnen. Der Gang der Menschheit im allgemeinen ist aber zugleich der Entwickelungsgang des Individuums, und selbst in einer tyrannischen Zeit von ausgesprochen besonderem Charakter bedarf es langer Jahre, um die natürliche Entwickelung merklich zu beeinflussen. Jene Elemente der Aristotelischen Logik sind an sich, mit Schärfe und Klarheit behandelt, eine ebenso heilsame Nahrung für den jugendlichen Geist wie die Mathematik. Aber sie entsprechen nicht dem philosophischen Verlangen, das sich in ihm regt, und welches sich dergleichen als Beigabe wohl gefallen ließe, unmöglich aber darin so etwas wie einen Hauptgang an der reich besetzten Tafel des Gymnasialunterrichts und noch weniger eine Krönung des gesamten Unter-

richts erblicken kann. Die Universität, wie sie heute ist, soll das auf dem Gymnasium Behandelte, auf diesem Gebiete wie auf den übrigen, die ihr mit der Schule gemeinsam sind, nicht sowohl weiterführen, als spezialisieren. Mehr übrigens als jene ersten Elemente der Logik, die beim grammatischen Unterrichte ausreichend behandelt zu werden pflegen und für deren gründliche Durchforschung erst die alternde Vernunft Zeit und Interesse hat, möchte die eigentliche Methodenlehre sich für die Behandlung auf der Schule eignen. Ich denke dabei vor allem an die Induktion. Hinsichtlich dieser wird man mit Kant nicht sagen dürfen, die Logik habe seit Aristoteles bis jetzt keinen Schritt vorwärts tun können. Die wahre Bedeutung und Kraft der Induktion ist erst von modernen Philosophen und von den Führern der modernen Wissenschaft gewürdigt worden. Allerdings liebt man es, Aristoteles gerade mit Rücksicht auf seine Erkenntnistheorie als den Ausgangspunkt der modernen Wissenschaft zu bezeichnen, trotzdem die moderne Philosophie mit einer Auflehnung gegen das Organum des Aristoteles begonnen hat. Aber der spekulative Plato und der mit dem Wirklichen rechnende Aristoteles sind weniger scharfe Gegensätze als gewöhnlich angenommen wird. Nicht ohne innere Widersprüche, sagt A. Lange in seiner Geschichte des Materialismus, verbinde Aristoteles den Schein der Empirie mit allen jenen Fehlern, durch welche die Sokratisch-Platonische Weltanschauung die empirische Forschung in der Wurzel verdorben habe. Des Aristoteles Logik bedarf für den modernen Geist, auch wenn er nur der eines Schülers ist, durchaus der Ergänzung, und diese möchte am passendsten bei den englischen Philosophen zu finden sein, bei Hume, Locke, Baco, St. Mill. So unterscheidet Baco schon klar und sicher zwischen den verschiedenen Wegen, die man mit mehr oder weniger Bewußtsein zu allen Zeiten eingeschlagen hat, um zur Wahrheit zu gelangen und sich die Natur zu erobern. Weder aufgeraffte Tatsachen, lehrt er, noch nichtige Theorieen eines einsamen Denkers machen die Wissenschaft. Den Ameisen vergleicht er den Empiriker, den Spinnen den Dogmatiker. Aber weder die Ameise noch die Spinne biete das Bild des wahren Weisen, sondern die sammelnde nnd verarbeitende Biene. Geist und Natur gelte es zu vermählen. Die Wissenschaft gebe dem Menschen Macht über die Natur. Trotz seiner Hochschätzung der Naturwissenschaften, trotz seiner unphilosophischen Überschätzung der

materiellen Kultur, erklärt er doch, daß die Weltgeschichte ohne die Geschichte des menschlichen Geistes, wie Polyphem, nur ein Auge haben würde. Man kann auch nicht sagen, daß er die Leistungsfähigkeit der Naturerklärung zu hoch anschlage. Er weiß, daß mit der Erkenntnis der sogenannten zweiten Ursachen nicht alles getan ist. So klingt manches bei ihm wie ein Protest gegen die Anmaßungen der materialistischen Naturforschung, die zu schnell sich einbildet, mit ihrer Zurückführung auf etwas entferntere Ursachen das letzte Wort gesprochen zu haben. Alles bei ihm ladet zum Denken ein oder antwortet auf die Fragen des zum Nachdenken Erwachten. Charakteristisch ist es auch, daß er, der nüchterne, der reinen Spekulation abgeneigte Denker, doch den Leser mit einem mystischen Stachel in der Seele entläßt, der seinen Erkenntnistrieb nicht vorschnell zur Ruhe kommen läßt: der letzte Ring der Naturkette, lehrt er, sei am Fuße von Jupiters Throne befestigt und **leves gustus in philosophia movere fortasse ad atheismum, sed pleniores haustus ad religionem reducere.**

Auch mit Erörterungen über den methodischen Zweifel des Cartesius und über die angeborenen Ideen, im Anschluß an Locke, oder über den Skeptizismus Humes würde man ganz anders dem natürlichen Erkenntnisdrange des modernen Jünglings entsprechen als mit jenen von Trendelenburg zusammengestellten Elementen der Aristotelischen Logik, durch welche sich der Schüler, vielleicht allerdings mit Unrecht, in die Anfänge seines grammatischen und mathematischen Unterrichts zurückversetzt glaubt.

Den Bedürfnissen des Schülers, dem der Lehrer helfend, erläuternd, weiterführend zur Seite steht, möchte also mit der Lektüre philosophischer Schriften oder auch nur von philosophischen Aufsätzen geringeren Umfanges nicht so gut gedient sein, als mit der freien Erörterung dieser und ähnlicher Fragen, wenn solche, wie Trendelenburg es gewollt hat, einem glücklich formulierten Fundamentalsatze eines großen Philosophen zustreben oder einen solchen, um ein Platonisches Bild zu gebrauchen, zum Schwungbrette der Betrachtung nehmen. Es kommt, ganz im Gegensatze zu der Art, wie die Philosophie auf der Universität behandelt wird, nicht sowohl darauf an, die bisher gewonnenen Resultate auch nur in großen Zügen der Hauptsache nach mitzuteilen, als auf eine angemessene Beschäftigung

des in der Jugend regen philosophischen Erkenntnisdranges, auf die Erzeugung einer philosophischen Gesinnung und Denkweise, welche in dem Gewirre der heute gar nicht auszuschließenden Meinungen über alles Menschliche und Göttliche festzustehen und Sophismen von berechtigten Einwendungen und Weiterführungen zu unterscheiden lehrt. Das wäre die wahre philosophische Propädeutik, die in einem viel höheren Sinne, als diese oft aufgestellte Forderung gewöhnlich gemeint ist, den Schüler fähig machen würde, an den Aufgaben des kommenden Lebens mitzuarbeiten. Denn welche Erfolge auch die exakten Wissenschaften und in ihrem Gefolge die Industrie davontragen mögen, der Mensch würde das gerade, was sein höchster Vorzug ist, einbüßen, wenn er aus Mangel an Nahrung in sich die philosophische Anlage ersterben ließe und im Genusse des Erworbenen sich die Rätsel des Daseins aus dem Sinn schlüge.

3.

Zur Logik soll sich nach der zur herrschenden gewordenen Meinung auf dem Gymnasium die empirische Psychologie gesellen. Trendelenburg verlangt Beschränkung auf die Logik. Die Psychologie erwidert er, stehe dergestalt im Mittelpunkte der Philosophie, daß sie sich sehr schwer werde propädeutisch behandeln lassen. Um diese diktatorisch klingende Ablehnung zu verstehen, muß man mancherlei zwischen den Zeilen lesen. Als er die Elemente der Aristotelischen Logik nebst den Erläuterungen dazu veröffentlichte, hatte die Bewunderung für Herbart, den man als den Vater der wissenschaftlichen Psychologie verherrlichte, ihren Höhepunkt erreicht. Trendelenburg gehörte nun gerade aber nicht zu denen, die sich von jener eigentümlich spitzfindigen und mathematischen Behandlung der Seelentätigkeiten, von jener „Statik und Mechanik des Geistes" eine Förderung dieses dem allgemeinen menschlichen Interesse so nahe liegenden Teils der Philosophie versprachen. Man muß sich überhaupt wundern, daß dieser Philosoph, ich meine Herbart, der zunächst einen so abstoßenden Eindruck macht, so viel treue Anhänger gewinnen konnte. Schopenhauer dankt für seine Bundesgenossenschaft gegen Hegel: er nennt ihn einfach einen Querkopf, der seinen Verstand verkehrt angezogen habe. Zuletzt hat ihn Ed. v. Hartmann (Gesammelte Studien und Aufsätze, S. 563) eingehend

und scharf charakterisiert. Es fehlte ihm, sagt dieser, jeder geniale Tiefsinn, jeder kühne Wurf des Gedankens; alles sei kleinlich, peinlich, ängstlich und doch launenhaft, sorgfältig und scharfsinnig kombiniert und doch mosaikartig. Niemals wage Herbart die Nuß eines Problems aufzuknacken, er knabbere immer nur an ihr herum; statt ausgedroschener Körner schütte er mühsam zugeschnittenen Häcksel in die Krippe. Die ängstliche Kleinkrämerei wolle den Schein der Exaktheit erwecken; aber wie vorsichtig und minutiös auch die Folgerungen einherschreiten mögen, so lägen doch dem Ansatz ganz willkürliche und oft genug der Erfahrung widersprechende Voraussetzungen zu Grunde, so daß natürlich auch bei der ganzen ermüdenden Arbeit nichts herauskomme. Es fehle jeder erleuchtende Blitz des Genius, jedes erwärmende Pathos der Begeisterung, das Ganze wirke frostig, trocken, beengend, mit einem Worte schulmeisterlich im traurigsten Sinne des Worts. Gleichwohl ist vom Standpunkte der Herbartischen Psychologie für die schulmäßige Behandlung der Psychologie viel gewonnen worden. Es hat nicht an geschickten Verarbeitern gefehlt, welche auf seine falschen und langweiligen Subtilitäten verzichtet und dafür den Kern seiner Lehre zur Klarheit herausgearbeitet haben. Von den mathematischen Begründungen Herbarts hat man nur das Unentbehrliche und allen nicht Ungebildeten Zugängliche beibehalten, dafür aber Sorge getragen, durch Herbeiziehung von Tatsachen und durch gut gewählte Beispiele Licht und Wärme über diese an sich abstoßend wirkende Psychologie auszubreiten. Es gibt in der Geschichte der Philosophie kein zweites Beispiel eines originalen Denkers, dessen Lehre von ergebenen, emsigen und geschickten Schülern mit einem so glücklichen Erfolge von den Auswüchsen seiner Originalität gesäubert worden wäre. Namentlich in Österreich sind vortreffliche Lehrbücher der empirischen Psychologie im Anschluß an Herbart erschienen, die es zu einer hohen Anzahl von Auflagen gebracht haben. Man muß vor allem gestehen, daß gerade von Gelehrten dieser Richtung die Grundlehren der Psychologie für die Bedürfnisse der Schule mit pädagogischem Geschick förmlich gestaltet worden sind.

Aber auch der Vorschlag, des Aristoteles Schrift περὶ ψυχῆς in ähnlicher Weise wie seine logischen Schriften für diesen Zweig des Unterrichts zu benutzen, findet keine Gnade vor den Augen des Aristotelikers Trendelenburg. Diese Bücher, sagt er, seien zu schwierig

des in der Jugend regen philosophischen Erkenntnisdranges, auf die Erzeugung einer philosophischen Gesinnung und Denkweise, welche in dem Gewirre der heute gar nicht auszuschließenden Meinungen über alles Menschliche und Göttliche festzustehen und Sophismen von berechtigten Einwendungen und Weiterführungen zu unterscheiden lehrt. Das wäre die wahre philosophische Propädeutik, die in einem viel höheren Sinne, als diese oft aufgestellte Forderung gewöhnlich gemeint ist, den Schüler fähig machen würde, an den Aufgaben des kommenden Lebens mitzuarbeiten. Denn welche Erfolge auch die exakten Wissenschaften und in ihrem Gefolge die Industrie davontragen mögen, der Mensch würde das gerade, was sein höchster Vorzug ist, einbüßen, wenn er aus Mangel an Nahrung in sich die philosophische Anlage ersterben ließe und im Genusse des Erworbenen sich die Rätsel des Daseins aus dem Sinn schlüge.

3.

Zur Logik soll sich nach der zur herrschenden gewordenen Meinung auf dem Gymnasium die empirische Psychologie gesellen. Trendelenburg verlangt Beschränkung auf die Logik. Die Psychologie erwidert er, stehe dergestalt im Mittelpunkte der Philosophie, daß sie sich sehr schwer werde propädeutisch behandeln lassen. Um diese diktatorisch klingende Ablehnung zu verstehen, muß man mancherlei zwischen den Zeilen lesen. Als er die Elemente der Aristotelischen Logik nebst den Erläuterungen dazu veröffentlichte, hatte die Bewunderung für Herbart, den man als den Vater der wissenschaftlichen Psychologie verherrlichte, ihren Höhepunkt erreicht. Trendelenburg gehörte nun gerade aber nicht zu denen, die sich von jener eigentümlich spitzfindigen und mathematischen Behandlung der Seelentätigkeiten, von jener „Statik und Mechanik des Geistes“ eine Förderung dieses dem allgemeinen menschlichen Interesse so nahe liegenden Teils der Philosophie versprachen. Man muß sich überhaupt wundern, daß dieser Philosoph, ich meine Herbart, der zunächst einen so abstoßenden Eindruck macht, so viel treue Anhänger gewinnen konnte. Schopenhauer dankt für seine Bundesgenossenschaft gegen Hegel: er nennt ihn einfach einen Querkopf, der seinen Verstand verkehrt angezogen habe. Zuletzt hat ihn Ed. v. Hartmann (Gesammelte Studien und Aufsätze, S. 563) eingehend

und scharf charakterisiert. Es fehlte ihm, sagt dieser, jeder geniale Tiefsinn, jeder kühne Wurf des Gedankens; alles sei kleinlich, peinlich, ängstlich und doch launenhaft, sorgfältig und scharfsinnig kombiniert und doch mosaikartig. Niemals wage Herbart die Nuß eines Problems aufzuknacken, er knabbere immer nur an ihr herum; statt ausgedroschener Körner schütte er mühsam zugeschnittenen Häcksel in die Krippe. Die ängstliche Kleinkrämerei wolle den Schein der Exaktheit erwecken; aber wie vorsichtig und minutiös auch die Folgerungen einherschreiten mögen, so lägen doch dem Ansatz ganz willkürliche und oft genug der Erfahrung widersprechende Voraussetzungen zu Grunde, so daß natürlich auch bei der ganzen ermüdenden Arbeit nichts herauskomme. Es fehle jeder erleuchtende Blitz des Genius, jedes erwärmende Pathos der Begeisterung, das Ganze wirke frostig, trocken, beengend, mit einem Worte schulmeisterlich im traurigsten Sinne des Worts. Gleichwohl ist vom Standpunkte der Herbartischen Psychologie für die schulmäßige Behandlung der Psychologie viel gewonnen worden. Es hat nicht an geschickten Verarbeitern gefehlt, welche auf seine falschen und langweiligen Subtilitäten verzichtet und dafür den Kern seiner Lehre zur Klarheit herausgearbeitet haben. Von den mathematischen Begründungen Herbarts hat man nur das Unentbehrliche und allen nicht Ungebildeten Zugängliche beibehalten, dafür aber Sorge getragen, durch Herbeiziehung von Tatsachen und durch gut gewählte Beispiele Licht und Wärme über diese an sich abstoßend wirkende Psychologie auszubreiten. Es gibt in der Geschichte der Philosophie kein zweites Beispiel eines originalen Denkers, dessen Lehre von ergebenen, emsigen und geschickten Schülern mit einem so glücklichen Erfolge von den Auswüchsen seiner Originalität gesäubert worden wäre. Namentlich in Österreich sind vortreffliche Lehrbücher der empirischen Psychologie im Anschluß an Herbart erschienen, die es zu einer hohen Anzahl von Auflagen gebracht haben. Man muß vor allem gestehen, daß gerade von Gelehrten dieser Richtung die Grundlehren der Psychologie für die Bedürfnisse der Schule mit pädagogischem Geschick förmlich gestaltet worden sind.

Aber auch der Vorschlag, des Aristoteles Schrift περὶ ψυχῆς in ähnlicher Weise wie seine logischen Schriften für diesen Zweig des Unterrichts zu benutzen, findet keine Gnade vor den Augen des Aristotelikers Trendelenburg. Diese Bücher, sagt er, seien zu schwierig

und in einzelnen metaphysischen Begriffen zu tiefsinnig, um dem Mittelschlag der Köpfe, wie sie sich gewöhnlich in einer Prima finden, schon zugänglich sein. Man kann hinzufügen, daß die Psychologie des Aristoteles in zwei Hälften auseinanderfällt, die zu überbrücken noch keinem gelungen ist. Alles ist klar und zusammenhängend in den zwei ersten Büchern; von dem Augenblicke aber, wo im dritten Buche der νοῦς ποιητικός auftritt, ballen sich die Wolken förmlich zusammen. Das Ganze gipfelt dann in dem berühmten νόησις νοήσεως νόησις, was für die einen eine völlig leere Formel, für die andern der Inbegriff alles psychologischen Tiefsinns ist.

Wenn aber selbst weder Herbarts noch Aristoteles' Lehre für die Behandlung der psychologischen Hauptprobleme auf der Schule recht brauchbar erscheinen sollte, ist das ein Grund, einen Teil der Philosophie, der zu allen Zeiten im Mittelpunkte des natürlichen menschlichen Nachdenkens gestanden hat, ganz fallen zu lassen? „Das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch" lautet das oft citierte Wort Goethes, und zwar der innere Mensch, wie Cicero, das γνῶθι σεαυτὸν erläuternd, hinzufügt. Die Psychologie ist überreich an Abschnitten, für welche selbst das Interesse des Stumpfesten zu gewinnen ist, und, was noch wichtiger ist, auch das ärmste Leben ist reich an Erfahrungen und Erinnerungen, die aus den purpurnen Tiefen des Innern, dem Lernenden zum Genuß, bei der Berührung mit einer leidlich geschickt behandelten Psychologie emporsteigen. Freilich kann man einwenden, die Psychologie sei eine durchaus unfertige Wissenschaft. Sie wird auch nie weder ihr Hauptproblem, den Ursprung des eigentlichen Seelenlebens, lösen, noch jemals eine empirische erschöpfende Darstellung des Menschen geben können, dieses être ondoyant et divers, wie Montaigne sagt. Verzichtet man aber darauf, denen, die doch einst das Salz des Volkes sein sollen, in den Jahren, wo sich ihr Geist voll sehnsüchtigen Verlangens solchen Belehrungen öffnet, den richtigen Standpunkt für die Prüfung der psychologischen Probleme zu zeigen, so werden sie bald darauf ganz sicher den Materialisten zum Raube fallen, die ja für alles einfache und plausible Erklärungen bereit haben und stets eine kecke, zuversichtliche Sprache führen, ganz ebenso wie alle, die auf der Schule kein Bild von dem Wesen der staatlichen Gemeinschaft und von den Grenzen des durch den Staat Erreichbaren gewonnen haben, später, falls sie nicht zu

den wenigen, aller irdischen Not Enthobenen gehören, sich den Lehren der Sozialdemokraten zuneigen werden, die ja in der Ferne das Paradies auf Erden zeigen.

Psychologische Belehrungen können immer des Interesses der Schüler sicher sein, mögen sie zusammenhängend in besonderen Stunden, oder im Anschluß an die andern Unterrichtsgegenstände gegeben werden. Eigentlich aber führen alle Wege zur Psychologie, nur nicht von der Mathematik aus, die eben deshalb, weil sie dem menschlichsten Verlangen nichts bietet, auf manchen, sonst regen Geist so lähmend wirkt. Man darf jedoch nie vergessen, daß es sich auch bei den psychologischen Belehrungen und Anregungen, die wir unseren Schülern spenden, nicht darum handelt, sie für das psychologische Kolleg auf der Universität vorzubereiten, sondern einem wesentlichen Bildungsbedürfnis der menschlichen Natur zu genügen. Die heutige Forschung hat sich mit einem Eifer und einer Geduld, die um so rühmlicher sind, als sie bisher keine nennenswerten Erfolge zu Tage gefördert haben, auf die allerersten Anfänge des Seelenlebens oder vielmehr auf das diesen allerersten Anfängen Vorausliegende geworfen. An so einfachen Lösungen wie die sensualistische Philosophie des vorigen Jahrhunderts, läßt man sich nicht mehr genügen. Mit allen Hilfsmitteln der modernen exakten Wissenschaften ausgerüstet und vor keiner Mühe und Breite der Beobachtung zurückschreckend, wendet man sich den Punkten zu, wo das Körperliche und Seelische sich leise zu berühren scheinen. So ist eine Psychologie auf physiologischer Grundlage entstanden. Diese physiologische Grundlage der Psychologie gehört aber in die Anthropologie und in den naturwissenschaftlichen Unterricht. Sie ist auch nicht Gegenstand des natürlichen Interesses; wenigstens ist das Interesse, welches uns die Funktionen der Sinneswerkzeuge und die Vorgänge unseres körperlichen Lebens gewähren, an Tiefe und Unabweisbarkeit nicht mit dem Interesse für die Vorgänge des Seelenlebens zu vergleichen. Das möchte zur Ergänzung der von Wendt getroffenen Entscheidung hinzuzufügen sein. „Von dem Zusammenhange der physiologischen Zustände mit denen des Seelenlebens," sagt dieser (a. a. O. S. 141), „wird ja jeder reden müssen, der das letztere darstellen will. Jedoch die Beschreibung der körperlichen Organe der Empfindung und Bewegung, die Unterscheidung des animalischen und vegetativen Nervensystems, des Gehirns und Rückenmarks, auch

die Darstellung der verschiedenen Sinnenreize, der Gesichts-, Gehörsempfindungen u. s. w., alles das gehört in die Sphäre des naturgeschichtlichen Unterrichts, innerhalb dessen ja wohl überall auch ein anthropologischer Kursus vorgesehen ist." Ja ich behaupte, daß der ganze naturwissenschaftliche Unterricht nur einen vorbereitenden Wert hat. Nichts ist für den Pädagogen verwunderlicher, als ihn eben da abschließen zu sehen, wo er ein nicht bloß neugieriges oder wissenschaftliches Interesse zu befriedigen anfängt. Es gibt zahllose wahrhaft gebildete Menschen von echter, unanfechtbarer Menschlichkeit, die von Nervenfasern und Nervenzellen, von dem peripherischen Teile und dem Zentralteil des Nervensystems, von der Kontraktilität der Muskeln, der Sensibilität der Zentralteile, von den den Erregungszustand zentrifugal leitenden und Bewegung hervorbringenden Nervenfasern und jenen andern, die ihn zentripetal fortpflanzen und Empfindung erzeugen, weder die leiseste Ahnung haben, noch auch jemals das geringste Verlangen nach derartigen Belehrungen in sich spüren. Manche, die zu den Blüten der Menschheit gerechnet zu werden verdienen und auf einsamer Höhe über ihrem Jahrhundert thronen, können sicherlich mit völligem Gleichmut erzählen hören, daß es Du Bois-Reymond mittels eines höchst empfindlichen Multiplikators von 24 160 Wendungen gelungen ist, den Nervenstrom direkt nachzuweisen. *Οὐδὲν πρὸς Διόνυσον*, werden sie antworten, ohne die Entdeckung des Physiologen auch nur eines Blickes zu würdigen. Derartiges gehört nun freilich zu den äußersten Saugwürzelchen einer weit entwickelten Spezialwissenschaft. Aber auch von den mehr ins Auge fallenden Teilen der Naturwissenschaft kann man sagen, daß sie den natürlichen Menschen nur interessieren, entweder wegen des Nutzens, den er aus derartigen Kenntnissen schöpft, oder weil sie seiner ästhetischen Empfindung Nahrung bieten, oder weil ihm aus dem Leben der Natur die Züge seiner eigenen Seele entgegenblicken. Die Naturwissenschaft und im besonderen die Physiologie sind sehr nützliche und der angestrengtesten Durchforschung durchaus würdige Gebiete; wer sie aber der Psychologie in pädagogischer Hinsicht auch nur von ferne gleich achtet, hat keine Ahnung von dem eigentlichen Ziele des Unterrichtens. Das Interesse für die naturwissenschaftliche Forschung liegt ja in der Luft des Jahrhunderts, und doch können selbst die glücklichsten Entdeckungen unserer Physiker, Chemiker, Physiologen nie die tiefe, zur Andacht stimmende

Wirkung haben, welche das Studium eines bedeutenden psychologischen Vorganges hervorbringt. Der Mensch ist in dieser Hinsicht eben ein geborener Platoniker: wiewohl im allgemeinen ein praktischer Materialist (*φιλοσώματος, φιλοχρήματος, φιλότιμος*), wagt er doch diese Liebe zum Körperlichen weder anderen noch auch nur sich selbst recht zu gestehen, und trotz gelegentlicher Prahlereien merkt man, daß er es mit seiner Seele, d. h. dem Zustande seines Innern, doch noch ernster nimmt als mit seinem *σωμάτιον*. Nützlichere Kenntnisse kann man sicher dem Menschen keine verschaffen, als wenn man ihm die Gesetze seines physischen Lebens erklärt; aber einem in den Tiefen seines Wesens liegenden Bedürfnisse entspricht dieses Wissen nicht. Der gesunde Mensch wird ja auch durch nichts an sein körperliches Leben erinnert. Wessen Magen, Leber, Lunge, Herz gesund sind, wie soll der überhaupt von selbst darauf kommen, über die Verdauung, über das Atmen, über den Blutumlauf nachzudenken? Über die Vorgänge in seinem Innern aber, d. h. über die Gesetze seines seelischen Lebens, denkt jeder nach, auch der, in dem das menschliche Bewußtsein eben erst zu dämmern anfängt. Mag man so noch reiches Wissen über alle Gebiete des Lebens, über alle Völker und Zeiten in sich aufgestapelt haben, man ist ungebildet geblieben, in dem ursprünglichen und edlen Sinne des Wortes, wenn man jenen psychologischen Erkenntnistrieb in sich hat ersterben lassen.

Das heute mit so viel Eifer durchforschte physiologische Vorstadium der Psychologie hat demnach für die Schule fast keine Bedeutung. Viel schwieriger ist es nach der entgegengesetzten Seite die Grenzen zu ziehen. Dem menschlichen Verlangen ist mit dem im gewöhnlichen Sinne Beweisbaren nicht genügt. Die vorsichtigen Grenzscheidungen der kritischen Philosophie schrecken ihn nicht, ja der philosophierende Jüngling und der Mann aus dem Volke besitzen eine weit größere spekulative Kühnheit als die disziplinierten Denker, welche stets unanfechtbare Beweise geben möchten. Dieser Flug ins Weite gehört zu dem, was die Würde der menschlichen Natur ausmacht. Der Mensch wäre nicht, was er ist, wenn er sich nicht, wie Hamlet sagt, so fürchterlich schüttelte mit Gedanken, die seine Seele nicht erreichen kann. Es drängt alles bei der Betrachtung des Seelenlebens zu einer spekulierenden Symbolik hin, weit hinaus über den Kreis des mit gewöhnlicher verstandesmäßiger Klarheit Sagbaren.

Kenntnis der Philosophie bedeutender zu scheinen anfangen, hinweggeräumt zu haben, damit die Philosophie auf der Universität nicht ganz von vorne anzufangen braucht. Ist die Philosophie, was sie ohne Zweifel ist, die Krönung der menschlichen Geistesarbeit, ihr natürlicher, allein erst Beruhigung gewährender Abschluß, kurz, ist sie etwas echt Menschliches, um nicht zu sagen die menschlichste, d. h. die dem menschlichen Sehnen am meisten entsprechende Wissenschaft, so muß sie mit ihrem ganzen Gebiete, wenn auch in unausgefülltem Umrisse, im Unterrichtsplane vertreten sein. Jedenfalls verdienen die Teile der Philosophie in erster Linie berücksichtigt zu werden, die zu ergründen den natürlichen Menschen die größte Sehnsucht treibt. Zu diesen aber gehört die Logik gerade nicht. Man wird sie aber deshalb nicht ganz aus der Schule verweisen wollen. Die Idee Trendelenburgs, eine kleine Anzahl gut formulierter Hauptsätze, die er aber erst nach vorangegangener freier Erörterung der betreffenden Frage gelesen haben will, zusammenzustellen als unverlierbaren Ertrag des Nachdenkens, ist im übrigen glücklich und kann mit Erfolg auch auf die anderen Gebiete der Philosophie ausgedehnt werden. Nichts ist heilsamer für die Entwickelung des Geistes und für die Aufhellung des Bewußtseins, als sich mit der vollen Kraft des Nachdenkens auf einen bezeichnenden Kardinalsatz zu werfen, ihn in seiner ganzen Wahrheit und Tiefe zu erfassen und dann auch die Punkte zu suchen, an welchen er einer Ergänzung bedürftig ist. Durch derartige Sätze aus Bacos Novum organum, aus dem Discours de la méthode von Descartes, aus D. Humes und Lockes Essays concerning human understanding, aus Spinozas Ethik, aus Kants Kritiken lassen sich die Elemente der Aristotelischen Logik ohne einen großen Aufwand von Zeit und in einer berechtigten Ansprüchen der modernen Seele entsprechenden Weise vervollständigen. Man wird sich auf der Schule nicht an alle Schwierigkeiten der modernen Erkenntnistheorie wagen können; aber es gilt doch, den naiven Glauben an die völlig objektive Gültigkeit einer mit Vorsicht gewonnenen Erkenntnis zu erschüttern. Wie schön klingt da z. B., was im Novum organum zu lesen steht: „Scientia nihil aliud est quam veritatis imago. — Ea demum est vera philosophia, quae mundi ipsius voces quam fidelissime reddit et velut dictante mundo conscripta est, nec quidquam de proprio addit, sed tantum iterat et resonat“! Hier findet

man Gelegenheit die Begriffe des Subjektiven und Objektiven zu behandeln und zugleich fruchtbare Ausblicke auf die Erkenntnistheorie zu eröffnen, die in der modernen Philosophie eine so wichtige Rolle gespielt hat.

Es ist allerdings methodisch, von dem Einfachsten anzufangen und zum Schwierigeren und Schwierigsten fortzuschreiten. Aber dieses Prinzip ist kein absolutes. Der menschliche Geist ist schon im Kinde darauf aus, sich des Ganzen zu bemächtigen. Der Aristotelische Satz, daß das Ganze vor den Teilen ist, gilt vor allem auch von dem philosophischen Weltbilde, das unser Geist, befruchtet durch die von allen Seiten auf ihn einströmenden Erfahrungen, aus sich entstehen läßt. Hierin ist er ganz in Übereinstimmung mit der Schöpfungsmethode der Natur selbst, die auch nicht die einzelnen Teile der betreffenden Organismen, so wie die Spezialisten der betreffenden Wissenschaft sie sich zurechtlegen, nacheinander schafft, auf gerader Linie vorwärtsgehend, sondern die Fülle des einzelnen durch Entfaltung von keimartigen Ansätzen entstehen läßt. Auch der Unterricht in der philosophischen Propädeutik muß sich diesem Gesetze der menschlichen Natur, welches zugleich ein allgemeines Naturgesetz ist, fügen. Es ist unpsychologisch, diesen Unterricht auf der obersten Stufe des Gymnasiums zu beginnen und ihn dann, wie Trendelenburg will, auf die Elemente der Aristotelischen Logik zu beschränken, nur damit die Universitätsvorlesungen über Logik einen etwas weiter hinausgeschobenen Punkt zum Ausgangspunkt nehmen können. Auch bei den Griechen hatte erst die alternde Philosophie Zeit und Verlangen über die von unserem Geiste unbewußt befolgte Methode des Denkens nachzusinnen. Der Gang der Menschheit im allgemeinen ist aber zugleich der Entwickelungsgang des Individuums, und selbst in einer tyrannischen Zeit von ausgesprochen besonderem Charakter bedarf es langer Jahre, um die natürliche Entwickelung merklich zu beeinflussen. Jene Elemente der Aristotelischen Logik sind an sich, mit Schärfe und Klarheit behandelt, eine ebenso heilsame Nahrung für den jugendlichen Geist wie die Mathematik. Aber sie entsprechen nicht dem philosophischen Verlangen, das sich in ihm regt, und welches sich dergleichen als Beigabe wohl gefallen ließe, unmöglich aber darin so etwas wie einen Hauptgang an der reich besetzten Tafel des Gymnasialunterrichts und noch weniger eine Krönung des gesamten Unter-

richts erblicken kann. Die Universität, wie sie heute ist, soll das auf dem Gymnasium Behandelte, auf diesem Gebiete wie auf den übrigen, die ihr mit der Schule gemeinsam sind, nicht sowohl weiterführen, als spezialisieren. Mehr übrigens als jene ersten Elemente der Logik, die beim grammatischen Unterrichte ausreichend behandelt zu werden pflegen und für deren gründliche Durchforschung erst die alternde Vernunft Zeit und Interesse hat, möchte die eigentliche Methodenlehre sich für die Behandlung auf der Schule eignen. Ich denke dabei vor allem an die Induktion. Hinsichtlich dieser wird man mit Kant nicht sagen dürfen, die Logik habe seit Aristoteles bis jetzt keinen Schritt vorwärts tun können. Die wahre Bedeutung und Kraft der Induktion ist erst von modernen Philosophen und von den Führern der modernen Wissenschaft gewürdigt worden. Allerdings liebt man es, Aristoteles gerade mit Rücksicht auf seine Erkenntnistheorie als den Ausgangspunkt der modernen Wissenschaft zu bezeichnen, trotzdem die moderne Philosophie mit einer Auflehnung gegen das Organum des Aristoteles begonnen hat. Aber der spekulative Plato und der mit dem Wirklichen rechnende Aristoteles sind weniger scharfe Gegensätze als gewöhnlich angenommen wird. Nicht ohne innere Widersprüche, sagt A. Lange in seiner Geschichte des Materialismus, verbinde Aristoteles den Schein der Empirie mit allen jenen Fehlern, durch welche die Sokratisch-Platonische Weltanschauung die empirische Forschung in der Wurzel verdorben habe. Des Aristoteles Logik bedarf für den modernen Geist, auch wenn er nur der eines Schülers ist, durchaus der Ergänzung, und diese möchte am passendsten bei den englischen Philosophen zu finden sein, bei Hume, Locke, Baco, St. Mill. So unterscheidet Baco schon klar und sicher zwischen den verschiedenen Wegen, die man mit mehr oder weniger Bewußtsein zu allen Zeiten eingeschlagen hat, um zur Wahrheit zu gelangen und sich die Natur zu erobern. Weder aufgeraffte Tatsachen, lehrt er, noch nichtige Theorieen eines einsamen Denkers machen die Wissenschaft. Den Ameisen vergleicht er den Empiriker, den Spinnen den Dogmatiker. Aber weder die Ameise noch die Spinne biete das Bild des wahren Weisen, sondern die sammelnde nnd verarbeitende Biene. Geist und Natur gelte es zu vermählen. Die Wissenschaft gebe dem Menschen Macht über die Natur. Trotz seiner Hochschätzung der Naturwissenschaften, trotz seiner unphilosophischen Überschätzung der

materiellen Kultur, erklärt er doch, daß die Weltgeschichte ohne die Geschichte des menschlichen Geistes, wie Polyphem, nur ein Auge haben würde. Man kann auch nicht sagen, daß er die Leistungsfähigkeit der Naturerklärung zu hoch anschlage. Er weiß, daß mit der Erkenntnis der sogenannten zweiten Ursachen nicht alles getan ist. So klingt manches bei ihm wie ein Protest gegen die Anmaßungen der materialistischen Naturforschung, die zu schnell sich einbildet, mit ihrer Zurückführung auf etwas entferntere Ursachen das letzte Wort gesprochen zu haben. Alles bei ihm ladet zum Denken ein oder antwortet auf die Fragen des zum Nachdenken Erwachten. Charakteristisch ist es auch, daß er, der nüchterne, der reinen Spekulation abgeneigte Denker, doch den Leser mit einem mystischen Stachel in der Seele entläßt, der seinen Erkenntnistrieb nicht vorschnell zur Ruhe kommen läßt: der letzte Ring der Naturkette, lehrt er, sei am Fuße von Jupiters Throne befestigt und leves gustus in philosophia movere fortasse ad atheismum, sed pleniores haustus ad religionem reducere.

Auch mit Erörterungen über den methodischen Zweifel des Cartesius und über die angeborenen Ideen, im Anschluß an Locke, oder über den Skeptizismus Humes würde man ganz anders dem natürlichen Erkenntnisdrange des modernen Jünglings entsprechen als mit jenen von Trendelenburg zusammengestellten Elementen der Aristotelischen Logik, durch welche sich der Schüler, vielleicht allerdings mit Unrecht, in die Anfänge seines grammatischen und mathematischen Unterrichts zurückversetzt glaubt.

Den Bedürfnissen des Schülers, dem der Lehrer helfend, erläuternd, weiterführend zur Seite steht, möchte also mit der Lektüre philosophischer Schriften oder auch nur von philosophischen Aufsätzen geringeren Umfanges nicht so gut gedient sein, als mit der freien Erörterung dieser und ähnlicher Fragen, wenn solche, wie Trendelenburg es gewollt hat, einem glücklich formulierten Fundamentalsatze eines großen Philosophen zustreben oder einen solchen, um ein Platonisches Bild zu gebrauchen, zum Schwungbrette der Betrachtung nehmen. Es kommt, ganz im Gegensatze zu der Art, wie die Philosophie auf der Universität behandelt wird, nicht sowohl darauf an, die bisher gewonnenen Resultate auch nur in großen Zügen der Hauptsache nach mitzuteilen, als auf eine angemessene Beschäftigung

des in der Jugend regen philosophischen Erkenntnisdranges, auf die Erzeugung einer philosophischen Gesinnung und Denkweise, welche in dem Gewirre der heute gar nicht auszuschließenden Meinungen über alles Menschliche und Göttliche feststehen und Sophismen von berechtigten Einwendungen und Weiterführungen zu unterscheiden lehrt. Das wäre die wahre philosophische Propädeutik, die in einem viel höheren Sinne, als diese oft aufgestellte Forderung gewöhnlich gemeint ist, den Schüler fähig machen würde, an den Aufgaben des kommenden Lebens mitzuarbeiten. Denn welche Erfolge auch die exakten Wissenschaften und in ihrem Gefolge die Industrie davontragen mögen, der Mensch würde das gerade, was sein höchster Vorzug ist, einbüßen, wenn er aus Mangel an Nahrung in sich die philosophische Anlage ersterben ließe und im Genusse des Erworbenen sich die Rätsel des Daseins aus dem Sinn schlüge.

3.

Zur Logik soll sich nach der zur herrschenden gewordenen Meinung auf dem Gymnasium die empirische Psychologie gesellen. Trendelenburg verlangt Beschränkung auf die Logik. Die Psychologie erwidert er, stehe dergestalt im Mittelpunkte der Philosophie, daß sie sich sehr schwer werde propädeutisch behandeln lassen. Um diese diktatorisch klingende Ablehnung zu verstehen, muß man mancherlei zwischen den Zeilen lesen. Als er die Elemente der Aristotelischen Logik nebst den Erläuterungen dazu veröffentlichte, hatte die Bewunderung für Herbart, den man als den Vater der wissenschaftlichen Psychologie verherrlichte, ihren Höhepunkt erreicht. Trendelenburg gehörte nun gerade aber nicht zu denen, die sich von jener eigentümlich spitzfindigen und mathematischen Behandlung der Seelentätigkeiten, von jener „Statik und Mechanik des Geistes“ eine Förderung dieses dem allgemeinen menschlichen Interesse so nahe liegenden Teils der Philosophie versprachen. Man muß sich überhaupt wundern, daß dieser Philosoph, ich meine Herbart, der zunächst einen so abstoßenden Eindruck macht, so viel treue Anhänger gewinnen konnte. Schopenhauer dankt für seine Bundesgenossenschaft gegen Hegel: er nennt ihn einfach einen Querkopf, der seinen Verstand verkehrt angezogen habe. Zuletzt hat ihn Ed. v. Hartmann (Gesammelte Studien und Aufsätze, S. 563) eingehend

und scharf charakterisiert. Es fehlte ihm, sagt dieser, jeder geniale Tiefsinn, jeder kühne Wurf des Gedankens; alles sei kleinlich, peinlich, ängstlich und doch launenhaft, sorgfältig und scharfsinnig kombiniert und doch mosaikartig. Niemals wage Herbart die Nuß eines Problems aufzuknacken, er knabbere immer nur an ihr herum; statt ausgedroschener Körner schütte er mühsam zugeschnittenen Häcksel in die Krippe. Die ängstliche Kleinkrämerei wolle den Schein der Exaktheit erwecken; aber wie vorsichtig und minutiös auch die Folgerungen einherschreiten mögen, so lägen doch dem Ansatz ganz willkürliche und oft genug der Erfahrung widersprechende Voraussetzungen zu Grunde, so daß natürlich auch bei der ganzen ermüdenden Arbeit nichts herauskomme. Es fehle jeder erleuchtende Blitz des Genius, jedes erwärmende Pathos der Begeisterung, das Ganze wirke frostig, trocken, beengend, mit einem Worte schulmeisterlich im traurigsten Sinne des Worts. Gleichwohl ist vom Standpunkte der Herbartischen Psychologie für die schulmäßige Behandlung der Psychologie viel gewonnen worden. Es hat nicht an geschickten Verarbeitern gefehlt, welche auf seine falschen und langweiligen Subtilitäten verzichtet und dafür den Kern seiner Lehre zur Klarheit herausgearbeitet haben. Von den mathematischen Begründungen Herbarts hat man nur das Unentbehrliche und allen nicht Ungebildeten Zugängliche beibehalten, dafür aber Sorge getragen, durch Herbeiziehung von Tatsachen und durch gut gewählte Beispiele Licht und Wärme über diese an sich abstoßend wirkende Psychologie auszubreiten. Es gibt in der Geschichte der Philosophie kein zweites Beispiel eines originalen Denkers, dessen Lehre von ergebenen, emsigen und geschickten Schülern mit einem so glücklichen Erfolge von den Auswüchsen seiner Originalität gesäubert worden wäre. Namentlich in Österreich sind vortreffliche Lehrbücher der empirischen Psychologie im Anschluß an Herbart erschienen, die es zu einer hohen Anzahl von Auflagen gebracht haben. Man muß vor allem gestehen, daß gerade von Gelehrten dieser Richtung die Grundlehren der Psychologie für die Bedürfnisse der Schule mit pädagogischem Geschick förmlich gestaltet worden sind.

Aber auch der Vorschlag, des Aristoteles Schrift περὶ ψυχῆς in ähnlicher Weise wie seine logischen Schriften für diesen Zweig des Unterrichts zu benutzen, findet keine Gnade vor den Augen des Aristotelikers Trendelenburg. Diese Bücher, sagt er, seien zu schwierig

und in einzelnen metaphysischen Begriffen zu tiefsinnig, um dem Mittelschlag der Köpfe, wie sie sich gewöhnlich in einer Prima finden, schon zugänglich sein. Man kann hinzufügen, daß die Psychologie des Aristoteles in zwei Hälften auseinanderfällt, die zu überbrücken noch keinem gelungen ist. Alles ist klar und zusammenhängend in den zwei ersten Büchern; von dem Augenblicke aber, wo im dritten Buche der *νοῦς ποιητικός* auftritt, ballen sich die Wolken förmlich zusammen. Das Ganze gipfelt dann in dem berühmten *νόησις νοήσεως νόησις*, was für die einen eine völlig leere Formel, für die andern der Inbegriff alles psychologischen Tiefsinns ist.

Wenn aber selbst weder Herbarts noch Aristoteles' Lehre für die Behandlung der psychologischen Hauptprobleme auf der Schule recht brauchbar erscheinen sollte, ist das ein Grund, einen Teil der Philosophie, der zu allen Zeiten im Mittelpunkte des natürlichen menschlichen Nachdenkens gestanden hat, ganz fallen zu lassen? „Das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch" lautet das oft citierte Wort Goethes, und zwar der innere Mensch, wie Cicero, das *γνῶθι σεαυτὸν* erläuternd, hinzufügt. Die Psychologie ist überreich an Abschnitten, für welche selbst das Interesse des Stumpfesten zu gewinnen ist, und, was noch wichtiger ist, auch das ärmste Leben ist reich an Erfahrungen und Erinnerungen, die aus den purpurnen Tiefen des Innern, dem Lernenden zum Genuß, bei der Berührung mit einer leidlich geschickt behandelten Psychologie emporsteigen. Freilich kann man einwenden, die Psychologie sei eine durchaus unfertige Wissenschaft. Sie wird auch nie weder ihr Hauptproblem, den Ursprung des eigentlichen Seelenlebens, lösen, noch jemals eine empirische erschöpfende Darstellung des Menschen geben können, dieses être ondoyant et divers, wie Montaigne sagt. Verzichtet man aber darauf, denen, die doch einst das Salz des Volkes sein sollen, in den Jahren, wo sich ihr Geist voll sehnsüchtigen Verlangens solchen Belehrungen öffnet, den richtigen Standpunkt für die Prüfung der psychologischen Probleme zu zeigen, so werden sie bald darauf ganz sicher den Materialisten zum Raube fallen, die ja für alles einfache und plausible Erklärungen bereit haben und stets eine kecke, zuversichtliche Sprache führen, ganz ebenso wie alle, die auf der Schule kein Bild von dem Wesen der staatlichen Gemeinschaft und von den Grenzen des durch den Staat Erreichbaren gewonnen haben, später, falls sie nicht zu

den wenigen, aller irdischen Not Enthobenen gehören, sich den Lehren der Sozialdemokraten zuneigen werden, die ja in der Ferne das Paradies auf Erden zeigen.

Psychologische Belehrungen können immer des Interesses der Schüler sicher sein, mögen sie zusammenhängend in besonderen Stunden, oder im Anschluß an die andern Unterrichtsgegenstände gegeben werden. Eigentlich aber führen alle Wege zur Psychologie, nur nicht von der Mathematik aus, die eben deshalb, weil sie dem menschlichsten Verlangen nichts bietet, auf manchen, sonst regen Geist so lähmend wirkt. Man darf jedoch nie vergessen, daß es sich auch bei den psychologischen Belehrungen und Anregungen, die wir unseren Schülern spenden, nicht darum handelt, sie für das psychologische Kolleg auf der Universität vorzubereiten, sondern einem wesentlichen Bildungsbedürfnis der menschlichen Natur zu genügen. Die heutige Forschung hat sich mit einem Eifer und einer Geduld, die um so rühmlicher sind, als sie bisher keine nennenswerten Erfolge zu Tage gefördert haben, auf die allerersten Anfänge des Seelenlebens oder vielmehr auf das diesen allerersten Anfängen Vorausliegende geworfen. An so einfachen Lösungen wie die sensualistische Philosophie des vorigen Jahrhunderts, läßt man sich nicht mehr genügen. Mit allen Hilfsmitteln der modernen exakten Wissenschaften ausgerüstet und vor keiner Mühe und Breite der Beobachtung zurückschreckend, wendet man sich den Punkten zu, wo das Körperliche und Seelische sich leise zu berühren scheinen. So ist eine Psychologie auf physiologischer Grundlage entstanden. Diese physiologische Grundlage der Psychologie gehört aber in die Anthropologie und in den naturwissenschaftlichen Unterricht. Sie ist auch nicht Gegenstand des natürlichen Interesses; wenigstens ist das Interesse, welches uns die Funktionen der Sinneswerkzeuge und die Vorgänge unseres körperlichen Lebens gewähren, an Tiefe und Unabweisbarkeit nicht mit dem Interesse für die Vorgänge des Seelenlebens zu vergleichen. Das möchte zur Ergänzung der von Wendt getroffenen Entscheidung hinzuzufügen sein. „Von dem Zusammenhange der physiologischen Zustände mit denen des Seelenlebens," sagt dieser (a. a. O. S. 141), „wird ja jeder reden müssen, der das letztere darstellen will. Jedoch die Beschreibung der körperlichen Organe der Empfindung und Bewegung, die Unterscheidung des animalischen und vegetativen Nervensystems, des Gehirns und Rückenmarks, auch

die Darstellung der verschiedenen Sinnenreize, der Gesichts-, Gehörsempfindungen u. s. w., alles das gehört in die Sphäre des naturgeschichtlichen Unterrichts, innerhalb dessen ja wohl überall auch ein anthropologischer Kursus vorgesehen ist.“ Ja ich behaupte, daß der ganze naturwissenschaftliche Unterricht nur einen vorbereitenden Wert hat. Nichts ist für den Pädagogen verwunderlicher, als ihn eben da abschließen zu sehen, wo er ein nicht bloß neugieriges oder wissenschaftliches Interesse zu befriedigen anfängt. Es gibt zahllose wahrhaft gebildete Menschen von echter, unanfechtbarer Menschlichkeit, die von Nervenfasern und Nervenzellen, von dem peripherischen Teile und dem Zentralteil des Nervensystems, von der Kontraktilität der Muskeln, der Sensibilität der Zentralteile, von den den Erregungszustand zentrifugal leitenden und Bewegung hervorbringenden Nervenfasern und jenen andern, die ihn zentripetal fortpflanzen und Empfindung erzeugen, weder die leiseste Ahnung haben, noch auch jemals das geringste Verlangen nach derartigen Belehrungen in sich spüren. Manche, die zu den Blüten der Menschheit gerechnet zu werden verdienen und auf einsamer Höhe über ihrem Jahrhundert thronen, können sicherlich mit völligem Gleichmut erzählen hören, daß es Du Bois-Reymond mittels eines höchst empfindlichen Multiplikators von 24 160 Wendungen gelungen ist, den Nervenstrom direkt nachzuweisen. *Οὐδὲν πρὸς Διόνυσον*, werden sie antworten, ohne die Entdeckung des Physiologen auch nur eines Blickes zu würdigen. Derartiges gehört nun freilich zu den äußersten Saugwürzelchen einer weit entwickelten Spezialwissenschaft. Aber auch von den mehr ins Auge fallenden Teilen der Naturwissenschaft kann man sagen, daß sie den natürlichen Menschen nur interessieren, entweder wegen des Nutzens, den er aus derartigen Kenntnissen schöpft, oder weil sie seiner ästhetischen Empfindung Nahrung bieten, oder weil ihm aus dem Leben der Natur die Züge seiner eigenen Seele entgegenblicken. Die Naturwissenschaft und im besonderen die Physiologie sind sehr nützliche und der angestrengtesten Durchforschung durchaus würdige Gebiete; wer sie aber der Psychologie in pädagogischer Hinsicht auch nur von ferne gleich achtet, hat keine Ahnung von dem eigentlichen Ziele des Unterrichtens. Das Interesse für die naturwissenschaftliche Forschung liegt ja in der Luft des Jahrhunderts, und doch können selbst die glücklichsten Entdeckungen unserer Physiker, Chemiker, Physiologen nie die tiefe, zur Andacht stimmende

Wirkung haben, welche das Studium eines bedeutenden psychologischen Vorganges hervorbringt. Der Mensch ist in dieser Hinsicht eben ein geborener Platoniker: wiewohl im allgemeinen ein praktischer Materialist (*φιλοσώματος, φιλοχρήματος, φιλότιμος*), wagt er doch diese Liebe zum Körperlichen weder anderen noch auch nur sich selbst recht zu gestehen, und trotz gelegentlicher Prahlereien merkt man, daß er es mit seiner Seele, d. h. dem Zustande seines Innern, doch noch ernster nimmt als mit seinem *σωμάτιον*. Nützlichere Kenntnisse kann man sicher dem Menschen keine verschaffen, als wenn man ihm die Gesetze seines physischen Lebens erklärt; aber einem in den Tiefen seines Wesens liegenden Bedürfnisse entspricht dieses Wissen nicht. Der gesunde Mensch wird ja auch durch nichts an sein körperliches Leben erinnert. Wessen Magen, Leber, Lunge, Herz gesund sind, wie soll der überhaupt von selbst darauf kommen, über die Verdauung, über das Atmen, über den Blutumlauf nachzudenken? Über die Vorgänge in seinem Innern aber, d. h. über die Gesetze seines seelischen Lebens, denkt jeder nach, auch der, in dem das menschliche Bewußtsein eben erst zu dämmern anfängt. Mag man so noch reiches Wissen über alle Gebiete des Lebens, über alle Völker und Zeiten in sich aufgestapelt haben, man ist ungebildet geblieben, in dem ursprünglichen und edlen Sinne des Wortes, wenn man jenen psychologischen Erkenntnistrieb in sich hat ersterben lassen.

Das heute mit so viel Eifer durchforschte physiologische Vorstadium der Psychologie hat demnach für die Schule fast keine Bedeutung. Viel schwieriger ist es nach der entgegengesetzten Seite die Grenzen zu ziehen. Dem menschlichen Verlangen ist mit dem im gewöhnlichen Sinne Beweisbaren nicht genügt. Die vorsichtigen Grenzscheidungen der kritischen Philosophie schrecken ihn nicht, ja der philosophierende Jüngling und der Mann aus dem Volke besitzen eine weit größere spekulative Kühnheit als die disziplinierten Denker, welche stets unanfechtbare Beweise geben möchten. Dieser Flug ins Weite gehört zu dem, was die Würde der menschlichen Natur ausmacht. Der Mensch wäre nicht, was er ist, wenn er sich nicht, wie Hamlet sagt, so fürchterlich schüttelte mit Gedanken, die seine Seele nicht erreichen kann. Es drängt alles bei der Betrachtung des Seelenlebens zu einer spekulierenden Symbolik hin, weit hinaus über den Kreis des mit gewöhnlicher verstandesmäßiger Klarheit Sagbaren.

In den ahnungsvollen Träumen großer Denker stecken doch beruhigende Elemente der Wahrheit. *Χρὴ τὰ τοιαῦτα ἐπᾴδειν ἑαυτῷ*, kann man ja wie Sokrates im Phädon, die Kühnheit des Gedankenfluges entschuldigend, bisweilen hinzufügen.

4.

In engstem Zusammenhange mit der Psychologie steht die Ethik. Sie war den nach Verwirklichung des menschlichen Bildungsideals strebenden Alten das A und O und ist doch so wenig in den Augen der meisten heutigen Bildungstheoretiker. So sagt Lehmann, bei dem der wahre Grund dieser merkwürdigen Zurückhaltung durchzublicken scheint (a. a. O. S. 397): „Weit mehr (als Metaphysik und Erkenntnistheorie) entspricht die Ethik den Gesamtverhältnissen des Unterrichts und dem Geisteszustand der Schüler. Allein man darf nicht fürchten der neueren Moralphilosophie zu nahe zu treten, wenn man behauptet, daß ihre Forschungen der Sittenlehre des Christentums kaum irgend etwas Wesentliches hinzugefügt haben, das als ein festes Ergebnis Anspruch auf die Aufnahme in den Jugendunterricht erheben könnte. Die Schüler aber mit einer Diskussion von Problemen zu beschäftigen, ihnen Zweifel zu erregen, die der Unterricht nicht schlichten kann, erscheint auf diesem Gebiete höchst bedenklich und kann allzu leicht dazu führen, die sittliche Gesinnung der Jugend ins Schwanken zu bringen.“ Was die Hinweisung auf das Christentum betrifft, so habe ich auf diesen Einwand, den ich vorausgesehen hatte, in dem Schlußkapitel meiner Schrift über Cicero als Schulschriftsteller geantwortet. Wie die Beschäftigung mit den Grundfragen der Ethik die sittliche Gesinnung der Jugend aber soll ins Schwanken bringen können, ist nicht zu verstehen. Die Beschäftigung mit den ethischen Problemen ist unter allen Umständen von sittlichendem Einfluß. Wie die Flüsse talwärts fließen, so muß sich das Nachdenken über das Sittliche nach unbedeutenden Hemmnissen in diesem seinem Laufe doch stets dem Guten zuneigen. Kein echter Philosoph hat jemals den Seinigen die Sittlichkeit gefährdende Lehren gegeben. Auch die, welche im Anfang nach verschiedenen Richtungen zu weisen schienen, kommen nach einiger Zeit in demselben Laufe zusammen. Die Philosophie der Alten hatte mit kosmogonischen Spekulationen begonnen,

bald aber galt ihnen die Ethik als der wichtigste Teil der Philosophie, und schließlich schien ihnen dieser Teil allein eines wahren Interesses würdig. Alle großen Männer sind Sittenlehrer der Menschheit gewesen. In den erhabensten Momenten der Geschichte hat man von den Pflichten des Menschen, von den Aufgaben des Lebens gesprochen. Durch Betrachtungen über das im sittlichen Sinne Ziemende (*τὰ πρέποντα*) werden wir nicht müde uns selbst und andere zu erziehen. Wahrlich, die Schule wäre wenig würdig ihres Ahnherrn Sokrates, der **philosophiam devocavit e caelo et in urbibus collocavit et in domus etiam indroduxit et coëgit de vita et moribus rebusque bonis et malis quaerere**, wenn sie ethische Betrachtungen als die Sittlichkeit gefährdend, wie die einen, als langweilig, wie die andern sagen, von sich fern halten wollte. Überdies drängt alle Betrachtung über das Menschliche zur Ethik hin. Allerdings unterscheidet man zwischen der autonomen und heteronomen Moral. Wenn das von der heteronomen Moral aufgestellte Gebot aber erfüllbar sein soll, so muß es doch der Anlage der menschlichen Natur Rechnung tragen. In den hohen Zielen, welche die Ethik zu allen Zeiten und in allen Formen dem Menschen gesetzt hat, wird im Grunde offenbar, wessen wir uns in den Tiefen unseres Innern für fähig halten. Es ist wohl wahr, daß der gute Mensch in seinem dunklen Drange sich des rechten Weges wohl bewußt ist; aber der schädlichen, das innere Licht trübenden Einwirkungen sind doch gar viele. Um also die angeborene oder von der Menschheit in einem langen Entwickelungsprozeß, wie andere wollen, allmählich erworbene sittliche Anlage vor Entartung zu schützen, gibt es kein besseres Mittel, als die Ethik im Vordergrunde seines Bewußtseins zu halten. Wer bloß *θείᾳ μοίρᾳ* gut und sittlich ist, meint Sokrates, laufe stets Gefahr diese Sittlichkeit zu verlieren. Damit die Neigung zum Guten auch in dem reifenden Alter erhalten bleibe, und damit das aufschießende Unkraut des Bösen mit sicherem Blicke erkannt werde, bedarf es der Klärung und Kräftigung des sittlichen Bewußtseins. Man mag sich immerhin jene Milderung der Kantischen Strenge durch Schiller gefallen lassen. Ein Unterricht aber, zumal in den höheren Schulen, der sich aller Erörterung der ethischen Probleme enthielte und in dieser Hinsicht einfach auf das aus der Bibel und dem Katechismus Gelernte verwiese, würde zu dem Ideale bewußter weltlicher Bildung, welches sich unsere Schulen gesetzt

haben, schlecht stimmen. Erst die Ethik krönt das Gebäude der Schule, und die heute hart bedrängte Religion selbst darf hoffen, in ihrem Kern durch solche Bundesgenossenschaft geschützt zu werden.

Verlohnt es sich überhaupt, frage ich weiter, das Altertum zum Grundpfeiler der höheren Schulen mit einer auch heute noch die anderen Fächer überragenden Stundenzahl zu machen, wenn man auf ethische Betrachtungen verzichtet? Und ist nicht auch aus der Geschichte der für den Unterricht wichtigste Teil derjenige, welcher von den Lebenszielen und Idealen der verschiedenen Zeiten und Völker handelt? Im Altertum stand das Ethische im Vordergrunde des Interesses, weil die Religion für die Alten nicht dieselbe Bedeutung hatte wie für die christlichen Völker, weil sie, einmal zum Bewußtsein erwacht, die Ethik als Ergänzung für ihre poetisch gestaltete Religion nötig zu haben glaubten. So sind denn bei ihnen die ethischen Probleme so vielfach erörtert worden, daß sie fast zerredet worden sind. Moralphilosophie und Rhetorik waren die beiden Hauptelemente der antiken Bildung. Wer diese beiseite läßt, lehrt das Altertum nicht kennen, wenn er auch noch so viel aus der militärischen und politischen Geschichte und aus den Realien zusammenschleppt, um die Oberfläche ihres Lebens aufzuhellen. Die Naturphilosophie der Alten hat nur noch den Wert eines Kuriosums, obgleich die Lehre Demokrits und Epikurs in der neuesten Wissenschaft eigentlich wiedererstanden ist. Selbst die Logik der Alten ist überholt worden, obgleich man immer gut tun wird, sich zuerst die unerschütterlichen Hauptsätze des Aristoteles zu eigen zu machen. Was aber ihre sich der Hauptsache nach innerhalb der Grenzen dieses Lebens haltende Ethik betrifft, so wird man keine gesundere und nahrhaftere geistige Kost finden können. Da die Christen überdies seit lange Bürger auch dieser Welt geworden sind, haben sie keine Ursache, in der antiken Moralphilosophie etwas ihrer Lehre Feindliches zu erblicken. Ist diese doch die beste Anleitung zu einer vernünftigen, leidenschaftslosen, auf das wahrhaft Begehrenswerte gerichteten Gestaltung des Lebens. Das ist nicht alles, aber es ist sehr viel. Ohne diesen elementaren Kursus der Moral durchgemacht zu haben, wird man sich auf den verworrenen, staubbedeckten Pfaden des modernen Lebens wie der modernen Philosophie nicht leicht zurechtfinden. Dazu kommt, daß alle wichtigen Gattungen der alten Literatur mit Moralphilosophie durchtränkt sind. Es galt

ihnen eben als Hauptzweck des Lebens, sich der wahren Ziele des Lebens bewußt zu werden, zu finden, quo vitae quasi cursus dirigendus sit. Um, was man mit den Schülern liest, wirklich zu erklären, hat man deshalb fortwährend die Hauptsätze der antiken Ethik nötig. Freilich, um einige politische Briefe Ciceros, in denen vielleicht von Wahlumtrieben, von den Befehdungen der politischen Parteien in Rom, von einem Aufsehen erregenden Prozesse die Rede ist, zu lesen, kann man sie entbehren. Auch braucht man sie im ganzen für seine Reden nicht. Aber aus eben diesem Grunde, weil beide Gattungen, trotz ihrer andern Vorzüge, einen oberflächlichen Charakter tragen, sind sie weniger für die Schule geeignet als die philosophischen und rhetorischen Schriften desselben Cicero, aus welchen die ewig bedeutsamen Teile des Altertums uns entgegenblicken. Eben darin liegt auch die Bedeutung des Horaz, und nicht bloß für die Schule. Daß er ein so gar großes Dichtergenie gewesen sei, wird niemand mehr behaupten wollen. Wir haben von ihm eine Anzahl anmutiger Gedichte der leichteren Gattung, zum Lobe des Frühlings, des Weins, der Liebe, der Freundschaft. Sind unsere modernen Dichter auf diesen Gebieten aber nicht viel fruchtbarer, viel tiefer, viel inniger gewesen? Wir haben ferner von ihm Gedichte zur Verherrlichung der römischen Haupttugenden, in stolzer Sprache, in stolzem Rhythmus, die nebst jenen Gedichten zur Verherrlichung des Augustus und der Siege seiner Stiefsöhne in den Schulen immer mit Vorliebe behandelt worden sind, obgleich sie den zuerst genannten weder gleichwertig sind, noch überhaupt ganz frei sind von falschen Tönen. Haben wir nicht aber auch eine vaterländische Poesie, und zwar eine, die mehr wahre Leidenschaft und Wärme besitzt und zu unserem Herzen jedenfalls viel eindringlicher redet als jene Verherrlichung des unbesieglichen, völkerunterjochenden Römertums? Welches sind also die Vorzüge, die den Horaz trotz aller Wandlungen des literarischen Geschmacks zum Liebling aller Zeiten gemacht haben? Er ist, wie Lessing sagt, ein philosophischer Dichter. Die Lehren der griechischen Philosophen hat er nicht eigentlich studiert; aber ihre von ferne schon erkennbaren Hauptsätze hat er, durch sinnendes Nachdenken und sie fortwährend an seinen eigenen inneren und äußeren Erfahrungen prüfend, sich völlig zu eigen gemacht und in eigentümlich gewinnender Weise zum Ausdruck gebracht. Wer auf dem Gebiete der griechischen

Philosophie gelehrte Entdeckungen machen will, wird Horaz natürlich nicht als eine Hauptquelle ansehen; um aber, von den zufälligen Aufgaben unseres Jahrhunderts absehend, die ebenso genußreiche als nützliche Kunst der Selbsterziehung zu lernen und, dabei im Diesseitigen stehen bleibend, sich auf die im Wechsel der Zeiten unverändert gebliebenen Haupttriebfedern unseres Innern zu besinnen, können wir nicht leicht einen geeigneteren Führer finden als diesen Dichter. Vor seinem inneren Auge steht in festen Umrissen ein Gesamtbild des Lebens, einfach, vielleicht nicht gerade glänzend, aber klar, d. h. genau so, wie man es für einen vorbereitenden, auf Aufhellung des menschlichen Bewußtseins gerichteten Kursus in einer so verworrenen und auch so heuchlerischen Zeit, wie die unsrige, vor allem nötig hat. Wer hat sein fortwährendes Moralisieren jemals lästig gefunden? An dem Vorurteile, daß die Behandlung ethischer Probleme langweilig sei, mag die etwas schwülstige und tränenselige Tugendpredigerei, die unter dem Einflusse Rousseaus zur Mode geworden war, schuld sein. Dazu kommt, daß den meisten heute das Maß von Muße fehlt, ohne welches man nicht aufgelegt ist, mit seinen Gedanken den Kreis der nächsten und persönlichen Bedürfnisse zu überfliegen. Um so weniger darf es der Unterricht versäumen, auf der obersten Stufe den Schüler ein Kapital ethischer Erkenntnis ansammeln zu lassen, von dessen Zinsen er nachher notdürftig leben kann.

5.

Es würde sich nunmehr fragen, ob und innerhalb welcher Grenzen die Geschichte der Philosophie in die propädeutische Philosophie des Gymnasiums aufzunehmen ist. Auch über diesen Punkt gehen die Meinungen sehr auseinander. „Jede Behandlung der Geschichte der Philosophie," sagt Trendelenburg, „bleibt auf dem Gymnasium ein Bruchstück. Durch bloßes Vorkosten verdirbt man nicht selten die Lust am vollen Genusse."[1]) Aber dasselbe kann man offenbar auch

[1]) Anders Uhlig in dem oben citierten Referat (S. 114): „Es gibt auch appetitreizende Voressen. Wer ein paar Bissen von allen philosophischen Disziplinen reichte, würde allerdings wohl stets die Lust zum eigentlichen Studium verringern. Aber Bezeichnung der Hauptaufgaben der Philosophie und Einführung in einige dazu geeignete Gebiete erscheinen fast notwendig, wenn die Gymnasiasten später geneigt sein sollen, sich zu philosophischen Vorlesungen oder Büchern zu wenden."

von der Logik sagen, wie er selbst sie auf dem Gymnasium gelehrt haben wollte. Herbart war im Gegenteil der Ansicht, daß auf Gymnasien auch etwas Geschichte der Philosophie gelehrt werden müsse. Eingehend wird dieser Teil der Frage von Wendt erörtert (a. a. O. S. 150 u. folg.). Dieser findet, daß die überwiegend abstrakten Betrachtungen der Logik den geistigen Gesichtskreis der jungen Leute verhältnismäßig am wenigsten erweitern. Durch Einschränkungen auf diesem Gebiete möchte er Raum gewinnen für die Geschichte der Philosophie, der ganz gewiß die lebhafte Teilnahme der Schüler entgegenkomme und von der ein nicht geringer Einfluß für die Anregung und geistige Förderung der heranreifenden Jugend erwartet werden könne. Er wünscht mit einem genau überlegten Ausdrucke „eine Reihe von Mitteilungen aus der Geschichte der Philosophie". Diese Reihe wird manchem etwas lang erscheinen. Doch soll man bedenken, daß hier ein erfahrener Lehrer und Leiter spricht, nicht einer von den jugendlichen Reorganisatoren, die noch nicht gelernt haben, ihre ersten, unreifen Gedanken von dem fehlerhaften Zuviel auf die richtige Mitte zurückzuführen. Es gibt unter den Lehrern hoffentlich manche, die so ziemlich alles von Wendt Aufgezählte mit Schülern der obersten Klasse teils in lateinischen, teils in griechischen, teils in deutschen, teils in französischen Stunden behandelt und für diese wichtigen „Mitteilungen" bei ihnen Interesse und Verständnis gefunden haben. Vor allem kann man den Wert der alten Philosophie für die Schule kaum zu hoch anschlagen. Was J. Bernays am Schlusse seiner Abhandlung über die *κάθαρσις* von der Poetik des Aristoteles sagt, gilt von der gesamten Philosophie der Alten. Aristoteles, sagt er, gründe seine Regeln nur auf die allereinfachsten und in sich klaren Begriffe. Diese hätten dadurch ein empirisches Ansehen und für manchen an die Spezereien der modernen Spekulationssprache gewöhnten Leser vielleicht einen faden Geschmack bekommen. Wer sich jedoch den Sinn für die züchtige Einfalt der alten Denker erhalten habe, werde bald merken, daß alle diese empirischen Regeln unter stiller Voraussetzung eines höhern Grundes entworfen seien. Jugendliche Erkenntnisfreude und Ehrlichkeit kennzeichnen ihr Philosophieren. Sie sind stets auf die Hauptsachen gerichtet und schaffen klare Gegensätze und scharfe Unterscheidungen. Unredliche Nebenabsichten sind ihnen durchaus fremd. Sie philosophieren so, wie der Vogel singt. Es sind die Alten

die Schopenhauer charakterisiert, wenn er sich selbst charakterisiert. „Ich bin," sagt er, „keiner, dessen Feder unter dem Einfluß persönlicher Zwecke steht: ich strebe nichts an, als die Wahrheit, und schreibe, wie die Alten schrieben, in der alleinigen Absicht, meine Gedanken zur Aufbewahrung zu übergeben, damit sie einst denen zu gute kommen, die ihnen nachzudenken und sie zu schätzen verstehen."

In einem Punkte jedoch, glaube ich, wird man den Ausführungen Wendts nicht zustimmen können. Die Schullektüre Platos, von der er sich soviel verspricht, steht, wie sie jetzt wenigstens aller Orten betrieben wird, an Ergiebigkeit für philosophische Betrachtungen hinter der des Cicero und des Horaz zurück. Vor allem ist das Stück Plato, das man mit Schülern während der kurzen, diesem Schriftsteller zugemessenen Zeit lesen kann, zu wenig ausgedehnt. Man kommt über die Anfänge seines Philosophierens, wenn man z. B. die Apologie, den Kriton und den Anfang und Schluß des Phädon liest, nicht recht hinaus. Was man aus seiner Phisosophie dem Schüler mitteilen möchte, ist auch über zu viele seiner Dialoge verteilt. Wenigstens müßte man zur Vervollständigung des eben Gelesenen aus andern diesmal nicht gelesenen Dialogen manches herbeiziehen. So ließe sich bei der Lektüre der Apologie ja das Wichtigste aus dem Phädon, seine Auffassung des Todes, der die reine und wahre Erkenntnis erst möglich mache, seine Verachtung des Körperlichen, seine Lehre von der Wiedererinnerung, von der Idee und seine Erkenntnistheorie vortragen. Anknüpfungen lassen sich überall herstellen. Auch die Methode des Sokrates ließe sich hier erörtern, mit Berücksichtigung des Theätet, des Gorgias, des Laches, des Menon. Manches andere weist nach dem Staate Platos hinüber, z. B. nach jenen Stellen, wo vom Glücke des Gerechten gesprochen wird, wo gezeigt wird, daß der Tyrann der Unglücklichste der Menschen ist, wo die Regierungsweise des allein zum Regieren berufenen Philosophen geschildert wird. Weniger ergiebig für vervollständigende Erweiterungen ist, um den nächst der Apologie und dem Kriton mit Schülern am häufigsten gelesenen Dialog zu erwähnen, der Protagoras, so hervorragendes Interesse er im übrigen bietet. Gestehen wir aber, daß die Platonische Philosophie, selbst wenn man durch geschicktes Herbeiziehen charakteristischer Gedanken aus andern Dialogen sie zu einem Totalbilde zu vervollständigen sucht, doch die Schroffheit eines von der gewöhnlichen Lebensauffassung weitabliegenden

Originalwerkes behält. Um sie gründlich aus Platons Schriften selbst zu erklären, dazu würden die Stunden, die diesem Schriftsteller gewidmet sind, bei weitem nicht ausreichen. Nun kennt zwar, wer Sokrates und Plato kennt, fast die ganze griechische Philosophie: die wichtigsten Lehren der vorhergehenden Philosophen, wenn man von der Atomenlehre absieht, finden sich in Platos Lehre zur Einheit verschmolzen und für die nachfolgenden, für Aristoteles, Epikur, Zenon, Carneades, ist er der Ausgangspunkt gewesen, ohne daß man sagen kann, er sei von ihnen überwunden worden. Aber die Schullektüre Platos muß ja bei den Außenwerken seiner Philosophie stehen bleiben. Das ganze Semester hindurch handelt es sich bei dem Gelesenen vielleicht um nur vorbereitende Fragen. Zu einem positiven Resultate scheint es oft überhaupt nicht zu kommen. Dazu die schwierige, nicht immer in allen Teilen ernst zu nehmende Beweisführung. Kurz der philosophische Gewinn, den Schüler, mit denen man das Griechische noch so langsam lesen muß, aus der Platolektüre ziehen, ist nicht so gar groß. Viel reicherer Gewinn für die Schule würde aus der Politik und der Nikomachischen Ethik des Aristoteles zu ziehen sein. Diese beiden Schriften bieten ihrer Darstellung nach keine großen Schwierigkeiten. J. Bernays in seiner Schrift über die Dialoge dieses Philosophen glaubt an manchen Stellen hier deutlich den Charakter seiner exoterischen Schriften wiederzuerkennen. Man erwäge ferner, daß die ethischen und politischen Gedanken des Aristoteles mit Klarheit das Wirkliche und dem normalen Sinne leicht Zugängliche widerspiegeln, während Plato zu einer, der gewöhnlichen zuwiderlaufenden Welt- und Lebensbetrachtung zwingt. Ungleich ergiebiger aber für die Geschichte der alten Philosophie wie für die Zwecke der Bildung, welche das Gymnasium verschaffen will, sind Cicero und Horaz. Bei Wendt findet sich eine auf diese beiden bezügliche Stelle, die nicht recht zu verstehen ist. „Es ist doch recht wichtig," schreibt er, „daß unsere jungen Leute nicht nur durch Horaz oder Cicero auf die Übertreibungen und lächerlichen Seiten dieser Systeme (des stoischen und Epikurischen) aufmerksam gemacht werden." Beide spotten allerdings über die *παράδοξα* (mirabilia) der Stoiker, über ihre **sapientia altius exaggerata**; beide aber lehren zugleich den ganzen Ernst dieser doch verehrungswürdigen und auch heute keineswegs antiquierten Lehre kennen. Auch für die Kenntnis der Lehre Epikurs ist uns Cicero eine Hauptquelle,

obgleich er sich durch das populäre, dem ernsten Römer verhaßte Bild Epikurs hat täuschen lassen. Auch Epikur redet ja vielmehr der Entsagung als dem eigentlichen Genusse das Wort, und auch nach ihm ist die Tugend die Vorbedingung alles Glücks. Horaz nennt den Epikur allerdings nur einmal, und zwar den falschen Epikur der populären Auffassung, den Philosophen der Schlemmer und Säufer; aber er kennt den wahren, wie sich aus Anklängen an Lucrez bei ihm nachweisen läßt. Er schwört ja auf die Worte keines Meisters. Quo me cumque rapit tempestas, sagt er, deferor hospes. Aber alles bei ihm wimmelt von wundervoll formulierten Sprüchen der Lebensweisheit, die oft an mehrere Philosophen zugleich erinnern. Um Horaz zu verstehen, muß man sie alle kennen, den Antisthenes wie den Aristipp, den Plato wie den Aristoteles, die Stoiker wie die Epikureer. Ebenso finden sich in Ciceros philosophischen und rhetorischen Schriften alle philosophischen Bildungselemente des Altertums zusammen. Dazu kommt, daß hier zu dem Schüler die Sprache spricht, die er seit so vielen Jahren gelernt hat. Er kann, auch privatim, schon größere Abschnitte wirklich lesen, während er im Griechischen auch auf der obersten Stufe, abgesehen von Homer, nicht recht darüber hinauskommt, sich paragraphenweis den Sinn des Gelesenen zusammenbuchstabieren zu müssen.

Es handelt sich bei diesen Mitteilungen aus der Geschichte der Philosophie nicht um Dinge, die der Schüler wissen muß, weil es ungebildet ist, sie nicht zu wissen, oder weil ihrer so oft in wichtigen Werken der modernen Literaturen Erwähnung getan wird, sondern weil in diesen Lehren sich die möglichen Hauptauffassungen des Lebens beisammen finden. Ein Unterricht, der auf dieses Hauptziel verzichtet, gräbt nur nach Regenwürmern und klebt an schalem Zeuge. Im Vergleich zu diesem philosophischen Elemente, welches die Seele alles wahren Unterrichtens sein muß, hat alles andere nur einen abgeleiteten oder nebensächlichen Wert. Aber das Ziel soll nicht sowohl sein, philosophisches Wissen mitzuteilen als zu einer philosophischen Auffassung des Lebens zu bilden und womöglich in dem Lernenden eine philosophische Gesinnung zu erzeugen. Für das Einseitige dieses höheren Standpunktes wird das praktische und moderne Leben schnell, meist zu schnell, die nötigen Ergänzungen bieten. Man braucht wirklich nicht zu fürchten, daß auf diese Weise die Jugend den wirk-

lichen Aufgaben ihrer Zeit entfremdet werden könnte. „Das Moderne," sagt Trendelenburg, „setzt sich, soweit es nötig ist, von selbst durch." Es ist durchaus nötig, daß der Jugendunterricht der erdwärts, auf das Praktische und Nützliche gerichteten Tendenz unserer Natur entgegenarbeite. Das nachfolgende Leben sorgt schon dafür, daß die Bäume nicht beängstigend in den Himmel wachsen. Übrigens muß es auch mit der politischen Entwickelung, trotz der Erfolge vielleicht im Anfange, früher oder später in die Brüche gehen, wenn man sich von dem sichern Grunde jener von den alten Philosophen verherrlichten Gerechtigkeit loslöst und keinen höhern Ehrgeiz kennt als praktisch zu sein und den augenblicklichen Umständen klug Rechnung zu tragen. Es ist die Philosophie also zugleich auch der beste propädeutische Kursus für die Teilnahme am politischen Leben. Gelehrte geschichtliche Kenntnisse, denen die philosophische, über die Oberfläche auf den Grund dringende und das Gleichbleibende im Wechsel erkennende Einsicht abgeht, können sogar zu gefährlichen Irrtümern führen. Ein den höchsten Ansprüchen genügender politischer Lehrmeister, wie das berühmte englische Staatsmänner wohl erkannt haben, ist Thucydides, der das Vergangene ja nicht zum müßigen Ergötzen erzählt, sondern *ἵνα τοῖς παροῦσιν ἔχωμεν χρῆσθαι εὖ*. Aber leider ist er für die Schüler fast zu schwer, wenigstens in den für die Pflege des politisch-philosophischen Sinnes wichtigsten Teilen. Platos Staat und Aristoteles' Politik aber haben keine Aufnahme in den Kanon der Lektüre gefunden. Demosthenes ferner, so gewinnbringend seine Lektüre in anderer Beziehung ist, zeigt sich, wie das in der eigentlichen politischen Beredsamkeit nicht leicht anders sein kann, fast ausschließlich mit den besonderen Aufgaben der augenblicklichen Lage beschäftigt und ist eigentlich nur ein praktischer Staatsmann. Auch für die Erfassung der politischen Ideen des Altertums, welche das verwickelte Staatsleben von heute am besten verstehen lehren, ist demnach Cicero für unsere Jugend die ergiebigste Quelle, vor allem seine vortrefflichen Schriften **de re publica** und **de legibus**, die natürlich mit Auswahl gelesen werden müßten.

Schließlich soll das Gymnasium auch für die ästhetische Bildung seiner Zöglinge sorgen. Auch das gehört zur philosophischen Propädeutik. Nicht damit sie mit keckem Urteil an der Besprechung der neuesten literarischen Erzeugnisse teilnehmen, sondern damit sie das

Wertlose vom Wertvollen unterscheiden können und durch die neuesten literarischen Umsturzideen in ihrer Wertschätzung der literarischen Meisterwerke nicht erschüttert werden. Das Altertum allein aber ist in dieser Hinsicht nicht ausreichend, so wünschenswert es auch ist, daß der Schüler im Anschluß an Lessings Dramaturgie die Hauptsätze der Poetik des Aristoteles kennen lernt, so viel Grundlegendes über die Dichtkunst auch aus der Epistula ad Pisones des Horaz und aus dem Orator Ciceros gelernt werden kann. Erst die moderne Ästhetik, angebaut von Herder und weitergeführt unter der Führung der romantischen Schule, hat die tiefere kulturhistorische, allgemein menschliche, so zu sagen philosophische Bedeutsamkeit der Poesie enthüllt, obgleich es Aristoteles ist, der im Gegensatz zu Plato, dem sie nur den Schatten eines Schattens nachzuahmen schien, sie zuerst mit Nachdruck als etwas Philosophischeres und Würdigeres der Geschichte und der natürlich entstandenen Wirklichkeit überhaupt gegenüberstellte.

Vor allem sollte man sich mit dem Gedanken durchdringen, daß die Philosophie, wie Herbart sagt, nicht außer dem übrigen Wissen liegt, sondern sich in und mit demselben erzeugt, als dessen unabtrennbarer Bestandteil. Man hat deshalb zwischen einer allgemeinen und einer speziellen Propädeutik bei der Behandlung dieser Frage einen Unterschied gemacht.[1]) „Zu jener muß der gesamte Unterricht beitragen, und es ist die Aufgabe derselben, in dem Schüler das Bedürfnis des Wissens und Forschens überhaupt, das wissenschaftliche Interesse zu erregen, ihn zu eignem, selbständigem, geordnetem Denken anzuleiten, zu verhüten, daß er sich mit dem Ansammeln und gedächtnismäßigem Anhäufen von positiven Kenntnissen begnügt, ohne deren inneren Zusammenhang aufzusuchen, vielmehr ihn zu gewöhnen, sich mit Liebe um des Wissens und der Wahrheit willen zu vertiefen in ein Objekt des Wissens und dann, wenn der Umfang des Gewußten wächst, sich auf das Verhältnis dieses Objekts zu anderen vergleichend und zusammenfassend zu besinnen. Einheit suchen in dem Mannigfaltigen und innere Beziehungen zwischen dem, was dem einseitigen Beobachter getrennt und verschieden erscheint, Gesetze auffinden, wo der gewöhnliche Zuschauer bloß eine Reihe unzusammenhängender Erscheinungen sieht,

[1]) C. Rittweger, Die philosophische Propädeutik und der deutsche Unterricht in den oberen Klassen des Gymnasiums S. 7. (Programm des Gymnasiums zu Hildburghausen, 1853).

eine Notwendigkeit erkennen, wo der rasch vorübergleitende Blick des oberflächlich Auffassenden nur Zufälliges zu bemerken glaubt, Antriebe zu weiterem Forschen erhalten sogar durch das, was der alltäglichen Erfahrung als abgetan und ausgemacht sich darstellt: daß der Jünger der Wissenschaft dies lerne, muß das Bestreben eines von philosophischem Geiste durchdrungenen Unterrichts sein. Ein solcher Unterricht ist noch nicht Philosophie, aber er führt zum philosophischen Studium der Wissenschaften und dann zur Philosophie selbst."

6.

Wenn nun alle auf dem Gymnasium behandelten Gegenstände, falls hinlänglich tief erfaßt, von selbst die Richtung auf das Philosophische nehmen, so drängt sich die Frage auf, ob es noch nötig ist, für die philosophische Propädeutik besondere Stunden anzusetzen? Die Antwort wird je nach der herrschenden Unterrichtsart verschieden lauten müssen. So lange das Historische in den wichtigsten Lehrgegenständen dominiert, wird die philosophische Propädeutik als Gegengewicht kaum zu entbehren sein. Es ist mit Freude anzuerkennen, daß die letzten Lehrpläne von den viel zu weit gehenden Zugeständnissen, die dem Historischen in der jüngsten Zeit gemacht worden waren, einiges zurückgenommen haben. Für den Sprachunterricht und für den Kanon der Lektüre war dieser Gesichtspunkt maßgebend geworden. Zwar sollte es nicht verboten sein, über diesen Kanon hinauszugreifen; aber doch nur als Zugabe, nachdem jenen vorangestellten Anforderungen genügt war, durfte noch anderes behandelt werden, was nach dem oben Ausgeführten imstande wäre, eine Art von Lebensauffassung, ein Gesamtbild des Lebens und eine richtige Schätzung der menschlichen Güter im Geiste des Schülers erstehen zu lassen. Von dem Unterricht in den fremden modernen Sprachen ist nach den Zielen, denen er jetzt nachjagt, kein philosophischer Gewinn zu hoffen. Was die Mathematik, die Grammatik, die eigentliche Geschichte und schließlich die Naturwissenschaften, die gar zu viel Stoff mitteilen müssen, in dieser Hinsicht leisten können, reicht nicht aus, um den Ausfall für die anderen Fächer zu decken. Der Haupthüter des Philosophischen würde nach dem jetzigen Lehrplane immerhin das Deutsche sein. Um nach dieser Seite aber wirken zu können, würde dieses Fach eine bedeutende Ver-

stärkung nötig haben. Dann aber wird es, selbst auf alle eigentlichen Philosophen verzichtend, aus der Beschäftigung mit Lessing, Herder, Goethe und Schiller den Schüler die Philosophie, die er nötig hat, gewinnen lassen können. Sobald vor allem das unnatürliche Band zwischen dem Sprachunterricht und dem eigentlichen Geschichtsunterricht zerrissen ist, wird auch die Philosophie wieder in die lateinischen und griechischen Stunden einströmen. Freilich müßte durch die Prüfungsordnung nachdrücklich festgesetzt werden, daß keinem Lehrer für ein Fach die Unterrichtsbefähigung für alle Klassen zugesprochen werden darf, falls er nicht neben seiner fachwissenschaftlichen auch eine gründliche philosophische Bildung besitzt.

Das Vorgehende will indessen nicht einem Anschluß der philosophischen Propädeutik an die Lektüre das Wort reden, sondern verlangt vielmehr, daß die gelesenen Autoren nicht in äußerlich historischem, sondern in philosophischem Sinne erklärt werden. Nicht Ersatz für die philosophische Propädeutik soll bei allen passenden Gelegenheiten geboten werden, sondern die Philosophie selbst, d. h. der vornehmste Teil der Philosophie, **quae est de vita et moribus**, soll in die Schule gezogen und dort zur lichtspendenden Sonne gemacht werden. Nicht auf die Gesetze der Logik, die, so zu sagen, den fachwissenschaftlichen Teil der Philosophie bilden, auch nicht auf eine dialektische oder auch physiologische Grundlegung der Psychologie und der daraus abgeleiteten Ethik kommt es in der Schule an, sondern auf eine Aufhellung des menschlichen Bewußtseins, auf eine Beleuchtung der Kräfte, die immer im Leben der einzelnen wie in der Gesellschaft und in dem Leben der Völker tätig gewesen sind. Das sind die Belehrungen, nach welchen den werdenden Menschen verlangt. Das innere Leben naiver Zeiten, wie es in den Werken der Literatur aufgeschlagen vor uns liegt, beweist es mit höchster Sicherheit.[1]) In gewissem Sinne ist das allerdings ein Vorkursus für die philosophischen Vorlesungen auf der Universität, die

[1]) G. Leuchtenberger behandelt diesen Punkt in seiner Schrift über die philosophische Propädeutik auf den höheren Schulen (Berlin, Gaertner). Es hieße, sagt er (S. 12), das Verhältnis zwischen der Propädeutik und dem Deutschen, speziell der deutschen Lektüre, verkennen, wenn man meine, jene an diese anschließen zu können. Das sei so wenig möglich, wie im Anschluß an die Grammatik oder an die Mathematik oder an die Naturwissenschaft. „Es wurde darauf hingewiesen, daß Schillers Gedankenlyrik allerhand hierher gehörige Stoffe biete. In allem Ernst sollte Goethes „Meine Göttin" einer Besprechung der Phantasie dienen,

aber ihrerseits wieder, mögen sie die Logik, die Psychologie, die Ethik oder die Geschichte der Philosophie behandeln, für jene höchste Erkenntnis, nach welcher jeder als Mensch Geborene hungert und dürstet, nur einen vorbereitenden Kursus bieten wollen. Ein psychologisch berechneter Unterricht kann doch nicht jenes der Jugend eigentümliche Hineilen zu den höchsten und letzten und in gewissem Sinne unlösbaren Fragen als naseweis niederdämpfen und ihr statt dessen Belehrungen über die Zelle, die Grundlage der organischen Substanzen, bieten und ihr von der chemischen Zusammensetzung des Protoplasma reden oder von den Chromatophoren, Plastiden, Physoden, Centronomen. Das muß den gründlichen Belehrungen der Universität vorbehalten bleiben. Was die Methodenlehre aber betrifft, so würde sie, soweit

trotzdem er die Hoffnung fälschlicherweise zur Schwester der Phantasie macht deren Tochter sie doch vielmehr ist. Auch „das Göttliche" von Goethe wurde herbeigerufen. Man sagte sich ferner, daß „Wallensteins Tod" so naturgemäß zu psychologischen und ethischen Besprechungen führe, daß „Tasso" Anlaß biete zur Behandlung der Temperamente, der realistischen und idealistischen Gedanken- und Lebensrichtung, daß man bei Shakespeares „Macbeth" von Hallucinationen, der Macht der Erinnerung und von der Gewalt des Gewissens reden könne u. s. w. Das ist alles wahr. Was „kann" man überhaupt nicht alles, wenn man die Dinge zurechtzwingt, sie gelegentlich auf den Kopf stellt, die Hauptsache zur Nebensache und diese zur Hauptsache macht? Denn angenommen, diese und ähnliche prosaische und selbst poetische Stücke wären etwa die Gelegenheiten, bei denen die Propädeutik „Ersatz" suchen müßte, so wird doch eben zweierlei, was oben schon erwähnt, wiederum ersichtlich: dieser „Ersatz" würde entweder zu propädeutischen Exkursen werden und damit zu einer Verdunkelung und zur Verfehlung des eigentlichen Zwecks der Lektüre führen, oder er würde in einer erstens lückenhaften und zweitens deshalb und auch sonst ganz oberflächlichen Behandlung der logischen und psychologischen Begriffe und Ideen bestehen und also in Wahrheit kein „Ersatz" sein." Leuchtenberger hat recht, solange man von der Schule verlangt, sie solle die Elemente der Logik und Psychologie mitteilen. Faßt man das Wort Philosophie aber in dem ursprünglichen Sinne, den ich im Anfange des vierten Aufsatzes dieser Sammlung „Über die philosophischen Elemente unserer klassischen Literaturperiode nach ihrer Verwendbarkeit für die Schule" charakterisiert habe, so stellt sich die ganze Frage unter einem wesentlich anderen Gesichtspunkte dar. Für logische Übungen wird überdies, auch wenn die Elemente der formalen Logik nicht direkt gelehrt werden, im Unterrichte hinlänglich gesorgt werden. Mit der Psychologie und Ethik steht es wesentlich anders. Mag aber auch der Lehrer selbst das Studium der schwierigen modernen wissenschaftlichen Psychologie und Ethik sich nicht ersparen können, so ist die naive Art, wie die alten Schriftsteller und unter den Modernen die Koryphäen der Literatur diese Probleme behandeln, doch die dem jugendlichen Alter gemäßere.

sie für die Schule in Betracht kommt, am passendsten an den mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht angegliedert werden können.

Man begreift es, daß gerade bei uns, wo die moderne Pseudospekulation am üppigsten gewuchert hatte, an die Stelle des freudigen Interesses von früher jetzt die kälteste Gleichgültigkeit gegen alles Philosophische getreten ist. Wenn aber dieser oder jener einst gefeierte Philosoph sich als ein Wortkrämer, ein Sophist, ein Unsinnschmierer entpuppt hat, folgt daraus, daß alle Philosophie nichts als langweilige und endlose Unsinnschmiererei ist? Man soll keine Sache nach ihren Auswüchsen verurteilen. Es ist nichts so herrlich, was nicht gemißbraucht werden könnte. Wie die Malerei leicht in Farbenkleckserei, die Musik in musikalisches Geräusch, die Poesie in affektiertes Gehabe, die Beredsamkeit in Phrasengeklapper ausartet, so wird leicht aus der Philosophie ein ödes und langweiliges Kramen mit abstrakten Worthülsen und barbarischen Fremdwörtern. Die wahren Philosophen sind noch seltener gewesen als die wahren Dichter. Deshalb soll man aber nicht glauben, daß jeder neueste Hinz und Kunz, der von sich selbst und ergebenen Freunden als etwas nie Dagewesenes verherrlicht wird, wirklich die Ergebnisse der großen, einsamen Denker von früher als „aufgehobene Momente" in sich aufgenommen und weitergeführt oder gar überwunden habe. Jeder nachfolgende Physiologe, Zoologe, Anatom, Botaniker u. s. w. steht auf den Schultern seiner Vorgänger; auf dem Gebiete der Kunst und der Philosophie findet aber, in dem wenigstens, was das Wesentliche ist, ein solches direktes Überwinden und Weiterführen nicht statt. Die Geschichte der Philosophie hat demnach eine ganz andere Bedeutung als die Geschichte der andern Wissenschaften.

Die wahre Philosophie ist eine Offenbarerin des Wesentlichen. Es ist darum auch eine flache, des Namens nicht recht würdige Philosophie, welche nur die ihrer Zeit gerade eigentümlichen Strömungen widerspiegelt. **Paucis natus est,** sagt Seneca, **qui suae aetatis populum cogitat.** Auf das Feststehende und Bleibende gerade im Wechsel der Erscheinungen soll sie ja hinweisen. Deshalb haben wir auch gar keine Mühe uns in dem, was von den großen Denkern der Vergangenheit aus einem ganz anders gestalteten äußern Leben heraus philosophiert worden ist, wiederzuerkennen. Was immer war, ist der

Hauptsache nach auch heute. Die Formen sind wohl andere geworden und mehr und mehr hat sich das menschliche Bewußtsein aufgehellt; aber in einiger Tiefe unter dieser wogenden Oberfläche ist alles beim alten geblieben. Eine Entwickelung ist allerdings auch in dem Wesentlichen vorhanden, aber eine unendlich langsame. Scheint die Barbarei an der einen Stelle glücklich überwunden, so bricht sie meist gleich an einer anderen Stelle wieder hervor. Nichts ist naiver, als wenn platte Historiker oder konstruierende Geschichtsphilosophen so reden, als habe die Menschheit mit jedem politischen Systemwechsel, wo möglich mit jedem Wechsel im Ministerium, einen neuen Menschen angezogen. Eine solche Auffassung des Lebens ist nicht förderlich für die Entwickelung des Ganzen noch der Teile, sondern muß eine gefährliche Ungeduld und Unzufriedenheit erzeugen. Das sicherste Mittel, eine Generation zu erziehen, die sich selbst und dem Staate zum Segen leben kann, ist, sie in der Jugend in jene dem Wechsel entrückten Tiefen steigen zu lassen, d. h. sie in philosophischem Sinne zu unterrichten, womit man zugleich ihrem ureigensten und geheimsten Sehnen eine beseligende Befriedigung gewähren würde. Vor allem heute wieder tut eine solche philosophische Propädeutik not. Sieht man doch von allen Seiten den Kleinkram der sogenannten Realien, die doch nur unterstützende Nebendienste zu leisten berufen sind, mit klingendem Spiel in die Schule einziehen und dem Wichtigeren, ja dem eigentlich Substanziellen das Licht und die Luft nehmen.

7.

Schon der alte Heraklit hat gesagt, nicht auf *πολυμαθίη*, sondern auf *πολυνοΐη* komme es an. Und das in einer Zeit, wo selbst, wer alles damals Wißbare wußte, wahrlich nicht unter der Last seines Wissens zusammenbrach. Wer einen bescheidenen Wissenskreis umspannt, dem droht jedenfalls wenigstens nicht die Gefahr der Zersplitterung. Denn daß er alles in diesem engen Raume Liegende und sich ihm fortwährend und ausschließlich Darbietende auch denkend begreifen müsse, möchte doch zu viel behauptet sein. Es gibt Leute, deren bescheidenes Heim an den Wänden kaum zwei oder drei Nachbildungen bedeutender Werke zeigt und deren ganzer Vorrat an Büchern sich in einen Tischkasten zusammendrängen läßt. Man sollte

glauben, diese wenigen Zeugen einer höheren Welt müßten ihnen völlig vertraut werden. Doch nein, ein ganzes Leben hindurch können sie derartiges in greifbarer Nähe haben, ohne daß je, auch nur in Stunden heiliger Freude oder heiligen Schmerzes, sich ein Gespräch mit ihnen anknüpft. So bleiben sich auch täglich nebeneinander hergehende Menschen, trotzdem sie ganz aufeinander angewiesen sind, ihrem Denken und Empfinden nach oft so fremd, daß sie bis zur Stunde, wo der Tod sie scheiden kommt, sich nicht viel besser kennen gelernt haben als Tiere, die im Stalle lange nebeneinander gestanden haben. Auch wer wenig weiß, weiß dieses wenige darum keineswegs immer ordentlich. Die äußere Aneignung und das Heben des Gedankengehaltes sind eben zwei verschiedene Dinge. Ja, wer einen bewältigungskräftigen Geist besitzt, wird in einer Zeit, die des Wissenswerten so vieles bietet, zunächst sich immer auch in eine gewisse Ferne gezogen fühlen, wenn er sich vielleicht auch später, in seinen Erwartungen getäuscht, auf ein kleines, ihm besonders zusagendes oder als hervorragend fruchtbar erkanntes Gebiet zurückzieht. Beim Anblick blendender Kostbarkeiten, durch welche die Begehrlichkeit der andern gereizt wurde, war Sokrates fähig auszurufen: Quam multa non desidero! So wird vielleicht mancher schon beim Blättern in einem Konversationslexikon bei sich gedacht haben: Quam multa scire non gestio! Wo aber eine starke geistige Bewältigungskraft vorhanden ist, wird sich zunächst auch ein vielseitig angeregtes Interesse einstellen. Man versucht es hier und dort, tummelt sich hoffnungsvoll auf mannigfaltigen Gebieten, und gewinnt man dabei auch nicht viel, so wird man doch geduldig schließlich in dem Kreise des Wesentlichen oder der eigenen Natur Gemäßen und ihr deshalb Zugänglichen bleiben. Was hilft es auch, sich mit fremden Schätzen zu beladen? Wert hat ja doch nur, was man sich wirklich auch hat zu eigen machen können. Id maxime quemque decet, sagt Cicero, quod est cuiusque maxime proprium. So durchstürmt auch mancher als Jüngling die Welt voll Unmut und Verdruß, so viel er auch andern wie sich selbst von gehabtem Genusse vorlügt, um sich dann mit gestillter Sehnsucht in seiner Heimat vor Anker zu legen. Es ist eine Quelle der Seligkeit, daß dem so ist. Denn si cui sua non videntur amplissima, soll Epikur nach Seneca gesagt haben, licet totius mundi dominus sit, tamen miser est. So ist auch geistig dürftig und öde

geblieben, wer lernend nicht etwas Eigenes erworben hat, neben welchem ihm das eigentliche Material des Wissens nur wie eine gleichgültige Zugabe erscheint.

Aber einfache Zeiten haben das Gute, daß ihnen die Zerstreuung aus weniger reicher Quelle fließt. Wer von dem, was er hat, nicht fortwährend hinweggelockt wird, dem ist es leichter, seine Welt auszubauen, sich das Angeeignete wirklich zu eigen zu machen, und die Eindrücke, die ihm ja nicht fortwährend durch neue getrübt werden, prägen sich durch die häufigen Wiederholungen desselben immer schärfer aus. Das Wenige, was bei einem weilt, kann man sich, wenn die rechten Organe des Erfassens vorhanden sind, assimilieren, während das in raschem Strome vorübereilende Viele einer weit vorgeschrittenen Kulturperiode meist nichts als leicht verwischbare Spuren zurückläßt und nur denen zum Segen wird, die mit hochgesteigerter Geisteskraft schnell und sicher zu erfassen vermögen. So ein Epos, wovon die Menschen unserer Zeit, wenn sie zu den Gebildeten gerechnet werden wollen, schnell Kenntnis nehmen, wie von hundert andern Meisterwerken der Literatur, Wissenschaft und Kunst auch, war im Kindeszeitalter der Völker für alle die einzige geistige Nahrung und vertrat ihnen zugleich die ganze Literatur, Geschichte, Religion und Philosophie. Aus den geheimen Tiefen der Volksseele war es geboren, und in dieselben geheimen Tiefen wurde es willig wieder aufgenommen, ohne daß es die Nährkraft dieses Bodens mit irgendwelchem Anderem sich zu teilen brauchte. Das kontradiktorische Gegenteil dazu sind die modernen Romanverschlinger, deren zerrütteter Geist ganz das Erfassen und Behalten verlernt hat. Bisweilen scheint es wohl, als wolle dieses oder jenes Werk zu einem Teile ihrer selbst werden; aber ehe es noch kräftige Wurzeln hat bilden können, erliegen sie schon wieder der Verführung des Neuen, und das gierige Lesen vermag sie immer nur zeitweilig über die quälende Leere ihres Innern hinwegzutäuschen.

Um deutliche Empfindungen entstehen zu lassen, dazu bedarf es einer nicht eben einfachen Bearbeitung der Eindrücke, die sich uns unbewußt nach den Gesetzen unserer geistigen Organisation vollzieht, und auf die trotz angestrengtester Bemühungen jene auf physiologischer Grundlage aufgebaute Psychologie bisher nur einige schwache Strahlen hat fallen lassen. Ebenso leicht, natürlich und unbewußt vollzieht sich in einfachen Verhältnissen die Bearbeitung und Verarbeitung des

Bildungsstoffes. Es bedarf keiner besonderen bewußten Anstrengungen, um ihm für den Ausbau des Innern etwas abzugewinnen, so verschieden auch an Stärke die Bewältigungskraft der einzelnen ist. Der Prozeß ist aber heute durch die zuströmende Fülle des sich Darbietenden ein sehr verwickelter geworden. Um sich das klar zu machen, braucht man nur das äußere Leben des Armen mit dem des Reichen zu vergleichen. Wem nur eben das zu einer bescheidenen Existenz gerade Notwendige zuströmt, dem ordnen sich seine Verhältnisse von selbst; wohlhabende Menschen haben schon Mühe, an alles im richtigen Augenblicke zu denken und ihr so vielfach gefördertes und bedrohtes Dasein in einem harmonischen Zustande zu erhalten; wirklich reiche Leute nun vollends haben fremde Hilfe nötig, um ihre verwickelten Verhältnisse vor einer gräulichen Verwirrung zu bewahren. Nicht anders steht es mit unserem inneren Leben. Die Menschheit gleicht einem Manne, in dessen Händen sich durch die Arbeit einer langen Reihe erwerblustiger Ahnen ein kolossales Vermögen angesammelt hat, das immer mehr anzuschwellen droht. Zu der ersten, allerdings schwer zu gewinnenden Million gesellt sich bekanntlich mit geringerer Mühe die zweite und noch leichter die dritte. Schon kann er seinen Reichtum kaum noch umspannen, aber immer neue Schätze strömen ihm zu. Der Arme kann seinen ganzen Besitz in Mark oder Talern oder, wenn er schon zu den Reichen unter den Armen gehört, in Goldstücken bei sich herumtragen und weiß ganz genau, wie er ihn sich zum Nutzen und Ergötzen verwenden kann; der Reiche bedarf stärker wirkender Vereinfachungsmittel, um den Überblick nicht zu verlieren, und die beste Art der Verwendung verursacht ihm noch mehr Kopfzerbrechen. Auch unser inneres Leben kann sich heute nur durch methodische Bemühungen die Übersicht über die in langer Arbeit von so vielen Generationen erworbenen Geistesschätze erringen, und noch schwieriger wird es uns, so vieles und so Heterogenes, was leicht als toter Besitz hemmend auf der Seele lasten bleiben kann, in eine nahrhafte Speise unseres geistigen Lebens umzuwandeln.

Diese Aufgabe des harmonischen Gestaltens und Verarbeitens hat man so lange der Philosophie zugewiesen. Heute aber neigen die Jünger der einzelnen Wissenschaften, in welche der ursprünglich einheitliche Strom des Wissens auseinandergetreten ist, zu der Meinung, die Philosophie habe für immer ihre Rolle ausgespielt. Ursprünglich

die einzige Beraterin des menschlichen Geistes, habe sie im Anfang wohl schätzenswerte Dienste geleistet, sei später aber eine Quelle des Irrtums geworden. Erst losgelöst von der Philosophie seien die Einzelwissenschaften zu einer ertragreichen und sicher einherschreitenden Entwickelung gelangt. Ihr Besitz mehre sich von Tag zu Tage. Wie könne man den mündig gewordenen und erstarkten Kindern nun zumuten, wieder zu der längst altersschwachen Mutter zurückzukehren? Im Gegensatz dazu möchte ich behaupten, daß unsere Zeit nicht bloß in höherem Grade als die früheren die Philosophie nötig hat, sondern selbst auch wieder sich nach der Verstoßenen zu sehnen angefangen hat. Es ist für die Entwickelung der einzelnen wie der ganzen Menschheit förderlich, wenn die verschiedenen Kräfte des Geistes abwechselnd die Führerschaft übernehmen. Das Ermüdete kann sich dann ausruhen, und anderes wird sich dafür mit frischer Schaffenslust an erster Stelle tummeln. Eine Hauptseite unseres Wesens aber eine längere Zeit hindurch ganz außer Tätigkeit zu setzen, ist unter allen Umständen gefährlich und nur dann zu billigen, wenn eine ungeheuerliche Einseitigkeit, die einen geradezu disharmonischen Zustand herbeigeführt hat, durch eine andere Einseitigkeit schnell ausgeglichen werden soll. So kann man auch dem philosophischen Triebe, wenn er sich nur noch im Kramen mit Worten betätigt, zurufen, er möge nun eine Weile schlafen gehen und andere Triebe an seiner Stelle wirken lassen. Dieser philosophische Trieb bedarf eben auch der Stoffzufuhr. Wenn man kein neues Getreide auf die Mühle schüttet, kommt der Augenblick, wo sie nur noch klappert, aber kein Mehl mehr gibt. Dann ist es an der Zeit, sie abzustellen. So ist es der Philosophie in Deutschland gegangen. Des abstrakten, ertraglosen, oft falsch subtilen und dabei oft unredlichen Geredes herzlich überdrüssig, hatte man sich mit frischem Eifer der Erforschung bestimmter Gebiete zugewendet und ist in kurzer Zeit sehr weit gelangt. Die Philosophie hatte schon längst nicht mehr klärend gewirkt, sondern eine grämliche Dumpfheit des Kopfes zur Folge gehabt. Von Tag zu Tag mehrte sich die Zahl derer, die mit Mephistopheles sagten:

Ein Kerl, der spekuliert,
Ist wie ein Tier, auf dürrer Heide
Von einem bösen Geist im Kreis herum geführt,
Und rings umher liegt schöne, grüne Weide.

Auf diese schöne, grüne Weide warf man sich nun und hatte wieder das Gefühl, daß man etwas Nährendes in seinen geistigen Magen bekam. Aber man soll doch nie vergessen, daß der philosophische Trieb es ist, der durch seine Bearbeitung jenem Wissensmaterial nährenden Wert verschafft. Wenn es ferner auch, wie die letzte Zeit bewiesen hat, für die Gesamtentwickelung der Menschheit förderlich sein kann, die philosophische Spekulation eine Weile zurücktreten zu lassen und emsig erfahrungsmäßiges Wissen zusammenzutragen, so kann doch der einzelne nur durch die Philosophie zur Erfüllung seines menschlichen Wesens gelangen. Man darf sich durch den vornehm klingenden Ausdruck nicht abschrecken lassen. Aber die Philosophie ist in jedem Unterrichte, der diesen Namen verdient. Ob man sie auf der obersten Stufe der höheren Schulen direkt in Stunden, denen man die philosophische Propädeutik zuweist, lehren solle, das ist eine Frage, auf die man mit ja oder nein antworten kann; daß sie aber überall da, wo man nicht bloß zum praktischen Gebrauche Kenntnisse mitteilen, sondern zur Klarheit des Bewußtseins über die den Menschen als solchen angehenden Fragen verhelfen will, auch ungenannt gegenwärtig sein muß, darüber sollte kein Zweifel sein. Man muß sich nur den ursprünglichen und eigentlichen Sinn des Wortes klar zu machen suchen. Wer freilich unter Philosophie ein scholastisches Kramen mit seltsamen, jedem sicheren Erfassen sich entziehenden Terminis ohne alle erfrischende Anschauung und ohne soliden Gedankengehalt versteht, ist durchaus im Recht, wenn er sie aus den niederen wie aus den höheren Schulen verbannt sehen will. Man kann selbst einräumen, daß sogar die echten Philosophen heute ihre Gedanken in einer zu schulmäßigen Sprache vortragen, um auch nur in den obersten Klassen der Schule mit Erfolg behandelt werden zu können. Wenigstens gilt das von den deutschen Philosophen. Wiederholentlich ist der Gedanke aufgetaucht, aus den Schriften unserer Philosophen passende Abschnitte zu einem Lesebuche für reifere Schüler zusammenzustellen; aber man ist bei der Ausführung immer auf die größten Schwierigkeiten gestoßen. Als die Spekulation bei uns erwachte, fand sie in der deutschen Sprache kein ausreichendes Instrument für die Mitteilung würdiger Gedanken vor. Bei seiner geringen formellen Begabung war der Deutsche auch nicht imstande schnell das Fehlende nachzuholen. Bald entstand dann wohl

eine literarische Prosa. Aber Kant wurde ein Beispiel **vitiis imitabile.** Gleichwohl findet sich bei ihm neben vielem in scholastische Form Gekleideten doch auch menschlich und ansprechend Ausgedrücktes. Im ganzen haben sich aber die nachfolgenden deutschen Philosophen bemüht, ihn an scholastischer Abstraktheit und Schwerfälligkeit zu übertreffen. So ist es gekommen, daß die deutsche Bildung und Wissenschaft trotz aller Anregungen und Vertiefungen, die sie der Philosophie verdanken, sich immer mehr vor ihr zurückgezogen haben und sie jetzt als etwas Gefährliches betrachten, durch dessen Berührung alles natürliche Streben und Denken mit Unfruchtbarkeit geschlagen werde. Welch ein seltsamer Widerspruch! Der Deutsche ist vor allen andern Nationen für die Philosophie begabt, und doch steht diese jetzt überall höher im Kurse als bei uns. Bald glaubt man sie durch die Geschichte, bald durch rein positive Belehrungen aus dem Gebiete des Technischen und der exakten Wissenschaften ersetzen zu können. Eine Art von Kompromiß ist es, wenn neuerdings einigemal der Vorschlag gemacht worden ist, eine auf naturwissenschaftlicher und mathematischer Grundlage aufgebaute philosophische Propädeutik in den Schulen zu lehren. Es verlohnt sich, dieser Lösung des Problems näher zu treten.

8.

In einer sehr geschickten und gründlichen Weise ist jener Gedanke ausgeführt von Schulte-Tigges (Philosophische Propädeutik auf naturwissenschaftlicher Grundlage. Berlin, G. Reimer). Aber bei aller Anerkennung für die Klarheit, Sachkenntnis und methodische Sicherheit, mit welcher der Verfasser seinen Gegenstand behandelt, kann man doch, am Ende angekommen, mit dem Geständnis nicht zurückhalten, daß er eine Speise bietet, die nicht sättigt. Hier eine Übersicht des von ihm Gebotenen. Die Einleitung handelt von dem Ziele der Naturwissenschaft und dem zu diesem Ziele führenden Wege. Alle Versuche, die gesamte Natur auf einen Wurf, von einem vorgefaßten Standpunkte aus zu erklären, sagt er, seien gescheitert. Nur von dem entgegengesetzten Wege könne man sich Erfolg versprechen. Die Untersuchung müsse vielmehr ausgehen von der Beobachtung der einzelnen Erscheinungen und durch Vergleichen und Zusammenfassen

zu allgemeineren Gesichtspunkten vordringen. Seine philosophische Propädeutik beginnt deshalb mit einer Methodenlehre. Zunächst handelt er von der Beobachtung und dem Experiment. Die begleitenden Erscheinungen der natürlichen Vorgänge sollen in wesentliche und unwesentliche gesondert werden. Er spricht von den Vorzügen und Schwierigkeiten des Experiments, von den Hilfsmitteln und subjektiven Schwierigkeiten der Beobachtung. Daran schließen sich Erörterungen über die Art, wie Naturgesetze, die Erfahrungssätze im Gegensatz zu dem Sittengesetze, gewonnen und bis zu jener höchsten Stufe gebracht werden, wo es gelingt, den Zusammenhang zwischen der Erscheinung und ihren Bedingungen durch eine mathematische Formel darzustellen. Worauf beruht aber die Berechtigung der Induktion? Was berechtigt uns überhaupt, einen ursächlichen Zusammenhang der Naturereignisse anzunehmen? Man begreift es, daß die größten Denker an die Lösung dieser vorbereitenden Frage ihre beste Kraft gesetzt haben. Wie soll der Mensch sich irgendwelcher Erkenntnis, irgendwelcher Wissenschaft rühmen dürfen, solange er die Grundlagen seiner Kausalitätsvorstellung nicht für unanfechtbar halten kann? Auch für die Beweiskraft des Schlusses aus der Ähnlichkeit (Analogie) und aus dem Zeichen (indicium) muß eine sichere Schätzung gewonnen werden.

Aber über den Boden der Erfahrung treibt es uns hinaus. Das empirische Gesetz genügt uns nicht. Wir möchten auch den inneren, unserer sinnlichen Wahrnehmung sich entziehenden Zusammenhang der Erscheinungen erkennen. Damit betreten wir den Boden des Hypothetischen. Kann da von Sicherheit der Erkenntnis noch die Rede sein? Aber durch die Induktion soll die Hypothese vorbereitet werden, wenn sie auch nicht durch Induktion gefunden werden kann. Ist sie auch ein Produkt der Spekulation, so soll sie doch ein Produkt der von der Wirklichkeit gezügelten Phantasie sein. Freilich gelangt nicht jeder Forscher von dem empirischen Gesetze zur Hypothese. Denn diese ist ein Lichtblitz des Genies. Natürlich bedürfen die Hypothesen auch der Verifikation: an neu entdeckten oder genauer beobachteten Erscheinungen geprüft, werden sie umgeformt, ja durch andere und bessere ersetzt. Gleichwohl entsprechen die Hypothesen dem echt menschlichen Streben nach einer einheitlichen Auffassung des Weltalls, wie sie auch Vorstufen der wirklichen Erkenntnis stets waren und stets sein werden und durch befruchtende Anregungen im Wissen fortschreiten lassen. Überdies

schreiben sie der Forschung Richtung und Ziele vor und erleichtern die Fragestellungen der Experimente. Von der Hypothese geht der Verfasser zu Erörterungen über den Begriff und Wert der Deduktion über.

Das letzte Ziel unserer Erkenntnis ist, ein vollkommenes Bild des Weltganzen zu gewinnen. Was vermag nun in dieser Hinsicht die heute zu Recht bestehende atomistisch-mechanische Naturauffassung zu leisten? Oder muß sie vielleicht gar, selbst wenn sie noch so gründlich ausgestaltet wird, gewisse, uns sehr wesentliche Punkte notwendig unaufgeklärt lassen? Die einen leugnen, daß sich das Bewußtsein aus Bewegungen von Atomen und Molekülen deuten lassen; die anderen, die Materialisten, sind sicher, daß auch die psychischen Erscheinungen auf molekulare Bewegungen zurückgeführt werden können. Nur in dem zweiten Falle würde die atomistisch-mechanische Theorie dem menschlichen Erkenntnisverlangen eine finale Beruhigung gewähren können.

Der Erklärung und Kritik der atomistischen Lehre widmet der Verfasser etwa die Hälfte seiner philosophischen Propädeutik. Er gesteht, daß sich diese Theorie für die Erklärung der physikalischen und chemischen Erscheinungen sehr fruchtbar gezeigt und den Anforderungen, die an eine gute Hypothese gestellt werden müssen, in reichem Maße entsprochen hat. Aber auch von den Lücken dieser Theorie redet er. Es fehle ihr überdies noch an der rechten Zuspitzung, und das ihr zu Grunde liegende Prinzip, die Zergliederung der Materie, sei noch nicht bis in seine letzten Konsequenzen durchgeführt. Ja, auch manche Widersprüche in ihr harrten noch ihrer letzten Lösung. Aber selbst nach Ausfüllung aller Lücken würde die Atomistik doch die letzten Ursachen alles Geschehens nicht enthüllen können. Immer neue Fragen würden auftauchen, die auf grundsätzliche Schwierigkeiten in den Begriffen der Materie und der Kraft deuteten. Was sei der Kraftbegriff selbst überhaupt anderes als ein anderer Ausdruck für die unergründliche Kausalität alles Geschehens? Weder die energetische noch die rein mechanistische Auffassung, fürchtet er, werden jemals eine finale Befriedigung gewähren können: die erste lasse das Anschauungsbedürfnis des menschlichen Geistes unbefriedigt, und die Annahme von ausgedehnten Atomen führe zu einem Prozeß in infinitum, der uns nirgends Halt zu machen gestatte. Alle Schwierigkeiten gravitieren

aber nach einem Punkte: die Kausalität ist die Form unseres Denkens, von der sich das Denken selbst jedoch keine Rechenschaft ablegen kann.

Darauf läßt diese philosophische Propädeutik historisch-kritische Betrachtungen über die großen physischen Hauptprobleme folgen. Zunächst wird von der Entstehung des Weltalls und der Bildung der Erde gehandelt. An die Stelle des Ptolemäischen Weltsystems setzte Kopernikus das heliozentrische, Kepler entdeckte die Bewegungsgesetze der Planeten, Newton führte diese verschiedenen Bewegungen durch die Annahme der Gravitation auf eine gemeinsame Ursache zurück. Aber der Gedanke, die Entstehung des Sonnensystems aus rein mechanischen Ursachen herleiten zu wollen, lag ihm durchaus fern: nur eine frei handelnde Macht, eine göttliche Intelligenz könne die Anordnung der Planeten zuwege gebracht und ihnen die für ihren Umlauf erforderliche Bewegung eingepflanzt haben. Das von Newton unvollendet gelassene Werk wurde durch Kant und Laplace weitergeführt und in neuester Zeit von Helmholtz, auf Grund des Gesetzes von der Erhaltung der Energie. So interessant und fruchtbar aber auch die Forschungen der Astrophysik und jene anderen, die der Entwickelung unseres eigenen Erdballs nachspüren, gewesen sind, sie endigen gleichfalls mit Schwierigkeiten fundamentaler Art, die auch durch die künftigen Fortschritte der Wissenschaft nicht werden beseitigt werden können: auch hier setzt der Unendlichkeitsbegriff unserem Denkvermögen seine natürliche Schranke.

Auch der folgende Abschnitt des Buches, der von der kausalen und teleologischen Naturerklärung handelt, endigt mit einem Fragezeichen. Daß beide Erklärungen sich ausschlössen, kann der Verfasser nicht zugeben. Für ihn sind es koordinierte Betrachtungsweisen der Natur. Ohne Zurückführung aller Ereignisse auf Kausalität könne die Wissenschaft, und besonders die Naturwissenschaft, nicht bestehen; ohne teleologische Auffassung hätten die gewonnenen Ergebnisse keinen Sinn. Es läßt sich freilich nicht hinwegleugnen, daß jede der beiden Naturdeutungen sich durch die andere in ihrer Existenz bedroht oder wenigstens in ihrer Weiterentwickelung gestört glaubt. Aber das Geheimnis des Lebens, die erste Entstehung organischen Lebens auf der Erde, liegt immer noch unentschleiert da. Die Naturwissenschaft betrachtet es deshalb als ihr Ziel, auch die Lebenserscheinungen als vielverschlungene Ketten von mechanischen Ursachen vollständig und zusammenhängend zu deuten.

Für die Frage nach der Entstehung des Lebens ist jene andere nach der Entstehung und Erhaltung der Arten von höchster Bedeutung. Sind diese Arten vollkommen selbständige und unveränderliche Typen (Linné, Cuvier), oder sind die gegenwärtigen vollkommeneren Arten im Laufe unermeßlicher Zeiträume aus weniger vollkommenen entstanden (Kant, Herder, Goethe, Lamarck, Darwin)? Heute glauben wir überall scharf getrennte Arten, nicht ein unübersehbares Chaos von allmählich ineinander übergehenden Formen zu erkennen. Hieran schließt sich eine eingehende Darstellung und Prüfung der Darwinschen Entwickelungslehre, von der der Verfasser gesteht, daß sie sich außerordentlich fruchtbar gezeigt und der neueren Forschung Richtung und Ziel vorgezeichnet habe.

Es folgen nunmehr sieben ganze Seiten, die der Erklärung der seelischen Zustände gewidmet sind und mit mehreren Fragezeichen schließen. Wo wir den Beziehungen zwischen dem Physischen und Psychischen nachzuspüren anfangen, befinden wir uns, wie auch aus der Erörterung des Verfassers klar wird, bald an den Grenzen unserer Erkenntnis. Selbst die einfachen Sinnesempfindungen werden durch die These des strengen Naturalismus als eigentümliche Bewegungen der Hirnmoleküle nicht begreiflich. Ein etwas längeres Kapitel handelt zum Schluß von der Subjektivität unserer Erkenntnis. Hier nähern wir uns dem selbst, was im allgemeinen bisher als Philosophie gegolten hat. Die idealistische Erkenntnistheorie, die der Außenwelt keine absolute Realität zuspricht und als unmittelbar gewiß für uns nur die Erscheinungen des eigenen Bewußtseins gelten läßt, mutet dem naiven Denken genau dieselbe Anstrengung zu wie die Lehre des Kopernikus von der Bewegung der Erde um die Sonne. Auch der eigensinnigste Realist wird heute gestehen müssen, daß uns die Sinne kein lückenloses Bild der Außenwelt liefern. Ist uns aber auch die Erkenntnis des absolut Wirklichen versagt, so ist doch deshalb die auf die Erforschung der Wahrheit verwendete Mühe kein unnützes Spiel der Gedanken gewesen. Wir haben eine Summe wirklichen Wissens erworben, deren Bedeutung für praktische Fragen und auch bis zu den letzten Grenzen der Theorie völlig unberührt bleibt. Mit diesen tröstlichen Gedanken schließt der Verfasser. Doch eröffnet er anhangsweise noch einige Ausblicke auf die letzten Ziele des menschlichen Erkenntnistriebes, weist der Philosophie die Rolle

einer Zentralinstanz zu und betont den Ansprüchen des denkenden Verstandes gegenüber die Bedürfnisse des Gemüts.

Ein ähnliches Ziel verfolgt ein sehr gutes französisches Buch von Lalande (**Lectures sur la philosophie des sciences. Paris, Hachette**), welches sich zwar nicht als philosophische Propädeutik darbietet, aber doch gleichfalls reiferen Schülern die Vorbedingungen, Schwierigkeiten und Grenzen des Erkennens in heller Beleuchtung zeigen will. Auch in diesem Buche liegt der Schwerpunkt in den Erörterungen über die mathematisch-naturwissenschaftliche Forschungsmethode und über die Bedeutung der Hypothesen. Auch hier werden die Sciences morales nur anhangsweise behandelt, obgleich ihnen immerhin 65 Seiten gewidmet sind. Auch auf die Schrift von J. Baumann, Die grundlegenden Tatsachen zu einer wissenschaftlichen Welt- und Lebensansicht (Stuttgart, P. Neff), möchte ich bei dieser Gelegenheit verweisen. Zwar will diese nicht sowohl eine philosophische Propädeutik sein als vielmehr einen gemeinsamen Boden schaffen im Streit der Weltanschauungen. Im Grunde aber gibt sie sich doch als einen vorbereitenden Kursus für eine philosophische Auffassung des Lebens und der Welt. So beginnt sie damit, das Erklären und Begreifen selbst zu erklären, und handelt von den Eigenschaften der Dinge im Verhältnis zur Wahrnehmung. Auch Baumann beleuchtet die Geschichte unseres Planeten, spricht über die Kant-Laplacische Hypothese, über die durch die Fortschritte der Astronomie herbeigeführten Veränderungen des Weltbildes, über das Verhältnis des Organischen zum Unorganischen, über teleologische Naturerklärung und über den Darwinismus, über das Verhältnis des Menschen zum Tier, über den prähistorischen Menschen, über die Grenzen der körperlichen Bedingtheit des Geistigen, über das Wesen der Persönlichkeit, über die körperliche Bedingtheit des Moralischen, über den Ursprung der religiösen Vorstellungen, über Somnambulismus und Spiritismus. Man sieht, das Buch umspannt einen viel weiteren Kreis als die zuerst genannten. Die Absicht des Verfassers ist aber gleichfalls, teils durch methodische Erörterungen, teils durch Mitteilung folgenschwerer Tatsachen den philosophischen Trieb zu disziplinieren und vor träumerischem Irrlichterieren zu bewahren. Was er bietet, will selbst noch keine Philosophie sein; aber dies etwa, meint er, sei das positive Wissensmaterial, der gesicherte Ertrag der exakten Wissenschaften; solcher Grundlage, solcher

Stützen und Orientierungspunkte scheint ihm das erwachende philosophische Denken nicht entbehren zu können. Sein Buch will also nicht eine philosophische Propädeutik für höhere Schulen sein, sondern eine solche für denkende Menschen überhaupt. Es sind auch nirgends gleichgültige Materialien, die er hier bringt. Das wirklich sehr Viele, das sich hier in knapper Form und unter Hauptgesichtspunkte geordnet darbietet, besitzt alles eine das Denken anregende, eine wegeweisende Kraft, und wer den Dingen auf den Grund gehen will, wird die hier zusammengetragenen Tatsachen nicht ignorieren dürfen.

Entsprechen die eben genannten Bücher aber wirklich der Idee einer philosophischen Propädeutik? Sind es Kenntnisse dieser Art, nach welchen sich der erwachende philosophische Trieb in erster Linie sehnt? Die philosophische Propädeutik auf höheren Schulen will nicht bloß dem Docenten der Philosophie auf der Universität den Weg ebnen und mit gewissen elementaren methodischen Hauptsachen bekannt machen, — dies war der Irrtum Trendelenburgs —, sondern sie will, um sie durch einen ganz allgemeinen und nicht gut anfechtbaren Ausdruck zu charakterisieren, für eine denkende Erfassung des Lebens überhaupt fähig machen. Die lästige Dumpfheit des Bewußtseins soll sie verscheuchen, die Last schwerlastender Rätsel fühlbar mindern, der menschlichsten Erkenntnissehnsucht Nahrung und Gelegenheit zur Betätigung geben. Es handelt sich beim Unterrichte in der philosophischen Propädeutik nicht darum, dem schon so schwer beladenen höheren Schüler noch neuen und noch dazu besonders schwer zu bewältigenden Memorier- und Lernstoff aufzubürden: nein, man soll ihm hier nur reichen, wonach er schon längst verlangend die Hand ausstreckt. Von allen anderen Unterrichtsfächern kann man mit größerem Rechte behaupten, daß sie dem Lernenden etwas Fremdartiges aufzwingen und sich ein zu hohes Ziel setzen. Selbst unter den hervorragend befähigten Menschen finden sich z. B. viele, denen der abstrakte Geist der Mathematik widerstrebt, und die sich jahrelang in zahlreichen mathematischen Stunden mit Dingen abquälen müssen, die ihrem andersgearteten Geiste keine heilsamen Entwickelungskrisen bereiten können. Selbst dem Studium der modernen wie der alten Sprachen gegenüber, welches doch von der vielseitigsten und fruchtbarsten Ergiebigkeit ist, kann man mit Bedenken nicht ganz zurückhalten. Die große Masse der heute Lernenden besitzt zu wenig Elastizität

und eine zu geringe sprachbewältigende Kraft, um den hochgesteckten Zielen des fremdsprachlichen Unterrichts in Wirklichkeit genügen zu können, ohne das edelste Erkenntnisverlangen darüber unbefriedigt und in dieser langen Vernachlässigung oft ersterben zu lassen. Mehr als eine Sprache lernen zu wollen und lernen zu können ist den Menschen vielleicht überhaupt nicht natürlich. Und bilden trotz der massenhaften Fremdsprachenlernerei, trotz aller bequemen Methoden, nicht auch heute diejenigen eine ganz verschwindende Minorität, die außer ihrer Muttersprache auch nur eine zweite in sich lebendig zu machen und lebendig zu erhalten die Kraft besitzen? Hier kann man nun freilich einwenden, daß die Mühe des Sprachenlernens sich reichlich belohnt, wenn auch das gewonnene Resultat meist ein dürftiges ist. Selbst dieses kann man zugeben, daß sogar ein ungeschickter Lehrer beim Sprachunterrichte den Geist seiner Schüler nicht so zermartern, nicht so bedenklich schädigen kann, wie einer, der ihnen, ohne vom Geiste erleuchtet zu sein, die Geschichte, die Geographie, die Naturwissenschaften übermittelt. Bei der philosophischen Propädeutik handelt es sich aber um die Befriedigung eines durchaus natürlichen Verlangens. Wer kein Verständis für Mathematik und selbst für fremde Sprachen besitzt, kann immer noch als ein Mensch gelten; wen aber nicht danach verlangt, sich selbst und die anderen, das Leben und die Welt aus den darin waltenden Hauptkräften verstehen zu wollen, dem fehlt etwas Wesentliches zur Würde des Menschen. Es muß das Hauptziel aller Unterrichtsgestaltungen sein, diesem dem reifenden Menschen natürlichen Triebe ein ausreichendes Quantum von Nahrung zuzuführen. Ein Geschlecht, das die langen Schuljahre hindurch ausschließlich, wie die praktischen Leute möchten, mit Sekundärem und Abgeleitetem genährt wird, muß flach werden und schließlich ein Zerrbild der Menschlichkeit bieten. Wie sollen dabei die Gesellschaft und der Staat im höheren Sinne gedeihen? Vor allem aber muß man sich immer wieder gesagt sein lassen, daß die Jugend während der Periode des Reifens durchaus nicht von der philosophischen Gleichgültigkeit des späteren Geschäftsmannes, Verwaltungsbeamten, Spezialgelehrten ist. Bieten wir ihr also nicht Steine statt des Brotes. Die Alten konnten sich den Unterricht überhaupt nicht anders denken als auf philosophischer Grundlage, und unter denen, die für altklassische Bildung schwärmen, sind heute doch so viele, die alles andere aus

dem Altertum eher kennen lehren möchten als die alte Philosophie. Für die untergeordentsten Einzelheiten, die die Oberfläche des antiken Lebens betreffen, zeigen sie das rührendste Interesse und können sich gar nicht genug daran tun, immer mehr davon in die Schulen einzuschmuggeln, während sie den philosophierenden Bemühungen der Alten, den Sinn und die Ziele des Lebens zu erkennen, mit kältester Gleichgültigkeit gegenüberstehen, ja ihr ganzes Philosophieren als eine Verirrung, als einen zum Untergange führenden Verfall auffassen nach der frischen politischen und kriegerischen Tüchtigkeit der älteren Zeiten. Darauf aber gerade kommt es an, das Philosophieren im Sinne der Alten in unseren höheren Schulen zur Geltung zu bringen. Welches sind aber zu allen Zeiten die Aufgaben der naiven Philosophie gewesen? Hören wir über diesen Punkt den etwas ungeschickten, aber gründlichen, ehrlichen, verehrungswürdigen A. Steudel. In der Einleitung zu seiner Philosophie im Umriß[1]) steht über diesen Hauptpunkt folgendes zu lesen: „Wir leben in einem Kreise von Rätseln, die aber freilich nur der Nachdenkende als solche erkennt. Unser eigenes Innere, das Wesen unseres Ich, und seine Einreihung in den Kreis der Erscheinungen, den man Weltgeschichte nennt, sowie sein Verhältnis zur Welt im ganzen, ist vor allem ein schwieriges Rätsel. Ebenso ist der Grund und das Wesen dessen, was sich uns als äußere Erscheinung — im weitesten Sinne — darstellt oder uns dargeboten wird, und worüber (nämlich über Grund und Wesen) die empirische Forschung bisher keinen Aufschluß gegeben hat und auch keinen geben zu können scheint, für uns ein solches Rätsel. Die Lösung dieser Rätsel und Fragen drängt sich dem denkenden Menschen als eine unabweisliche Aufgabe auf. Wohl werden uns teils von der hergebrachten Lehre, sowohl der profanen, als der Lehre der positiven Religion, teils von den Philosophen solche Lösungen geboten; dieselben weichen aber so sehr voneinander ab, daß sie, anstatt eine befriedigende endgültige Erledigung darzubieten, vielmehr nur das neue Bedürfnis der Prüfung dieser verschiedenen Lösungen her-

[1]) Diese Einleitung ist von M. Schneidewin unter dem glücklichen Titel „Das goldene ABC der Philosophie" herausgegeben und mit Bemerkungen versehen worden (Berlin, Fr. Stahn). Es sind in der Tat χρυσᾶ ἔπη, ohne spezifisch literarische Schmuckmittel, aber von goldener Klarheit und unmoderner Geradheit und Ehrlichkeit.

vorrufen. Das selbsttätige Streben nun, über alle diese Rätsel, Fragen und Aufgaben durch eigenes freies Nachdenken — nicht durch Anschluß an den einen oder den anderen der uns gebotenen Lösungsversuche — es mit sich selbst zu einem befriedigenden Abschluß zu bringen, das ist es, was allein den Namen des Philosophierens oder der Philosophie im subjektiven Sinne in Anspruch nehmen kann."

Aus dem Gesagten wird klar geworden sein, daß das im übrigen vorzügliche Buch von Schulte-Tigges nicht dem Ideal einer philosophischen Propädeutik für höhere Anstalten entspricht. Nur das, was es gewissermaßen anhangsweise bietet, könnte zu diesem Zwecke geeignet erscheinen. Die Hauptmasse des darin Erörterten gehört vielmehr in die mathematischen und naturwissenschaftlichen Stunden der oberen Klassen. Vor allem empfiehlt es sich, den naturwissenschaftlichen Unterricht auf die Ziele zu lenken, die ihm in diesem Buche gesteckt werden. Dem reichen Material, das dieser Unterricht mitteilen muß, wird dadurch eine Seele eingehaucht werden. So allein können die Mitteilungen aus diesem Gebiete davor bewahrt werden, zu bloßen Kuriositäten herabzusinken. Jedes einzelne Unterrichtsfach hat in gewissem Sinne seine besondere Philosophie. Von dem, was in jenem Buche von naturwissenschaftlicher Grundlage aus vorgetragen wird, kann man im übrigen gestehen, daß es für eine schulmäßig wissenschaftliche Behandlung der Philosophie der unentbehrliche Vorkursus ist. Von der philosophischen Propädeutik auf höheren Lehranstalten ist aber etwas anderes und Höheres zu erwarten und zu verlangen. Sie soll nicht bloß einen harmlosen Vorkursus bieten, an den sich dann später, auf der Universität oder beim Privatstudium, subtilere und tiefer gehende Erwägungen schließen könnten. Ihr Ziel und ihre Methode muß vielmehr durch eine psychologische Analyse des in jedem normalen Menschen wühlenden philosophischen Erkenntnistriebes bestimmt werden. Dieser ist nun gleich von Anfang an auf das Letzte und Höchste gerichtet. Unbekümmert um molekulare Bewegungen, Protoplasmen und Ätherschwingungen hat der reifende Mensch in erster Linie ein philosophisches Verlangen, sein Wesen und die Bestimmung des gewordenen Menschen zu erkennen. Sich selbst bis zu den physischen Uranfängen alles Werdens zurückführen zu wollen kommt ihm gar nicht in den Sinn, und wenn er denn doch diese Bahn betritt, wird er sie, falls ihn nicht Fachstudien darin zurückhalten, bald wieder verlassen, weil

ihm an eben der Stelle, wo die Sache für ihn ein tieferes Interesse gewinnt, ein **Non liquet, ignoramus et semper ignorabimus** entgegenschallt. Selbst für die physiologischen Gesetze, nach denen sich das Leben in einem gesunden Körper lautlos regelt, ist kein starkes natürliches Interesse vorhanden, obgleich der Mensch durch leidlich geschickte Belehrungen für dieses Gebiet leicht zu gewinnen ist. Wie sein Herz, seine Lungen und sein Magen arbeiten, ist jedem natürlich weit interessanter zu erfahren, als daß der Durchmesser der Moleküle zwischen einem Zehnmillionstel und einem Tausendmillionstel Zentimeter liegt und daß eine Quadrillion Wasserstoffteilchen etwa vier Gramm wiegt. Das Sehen und Hören ist dem Menschen etwas so Gewohntes und Selbstverständliches, daß er von selbst sich nicht mehr die Frage vorlegt, wie es wohl zustande komme. Aber immerhin ist es ihm natürlicher, dahin zielenden Belehrungen ein aufmerksames Ohr zu leihen, als wenn man ihm die Tatsache mitteilt, daß isomere Verbindungen infolge anderer Verkettung der Atome gänzlich verschiedene Eigenschaften annehmen. Den ersten Philosophen war es natürlich, gleich nach den Uranfängen des Lebens zu forschen. Bald aber gewann die Frage nach dem spezifisch Menschlichen im Menschen, das Forschen nach der Geschichte seines Geschlechts, das Grübeln über sein Schicksal ein alles andere in Schatten stellendes Interesse. Der glänzende und gleich ins Praktische umgesetzte Erfolg, mit welchem die moderne Wissenschaft nach der Wirkungsart der Natur geforscht hat, ist auch nicht imstande gewesen, dem Verlangen des Menschen zu genügen, obgleich er den Gewinn jener Entdeckungen mit dankender Anerkennung eingestrichen hat. Seinem heißesten Wissensdurste aber bieten alle die Fortschritte der Naturwissenschaften so wenig; ja sie haben ihn das Unzureichende seiner im engeren Sinne wissenschaftlichen Erkenntniskraft nur doppelt fühlbar gemacht, wie sie ihm sogar die Hoffnung genommen haben, jemals hinsichtlich des wahrhaft Wissenswerten zu einer geklärten Einsicht zu gelangen. Nach soviel verunglückten Versuchen, über die physischen Uranfänge und über das metaphysische Problem ins klare zu kommen, kann man sich nicht wundern, wenn er in Zukunft doppelt geneigt sein wird, sich vor allem der Erkenntnis seines geistigen und sittlichen Wesens zu befleißigen, sich selbst und andere zu beobachten und auch auf die das Menschliche erhellenden und verklärenden Stimmen der Kunst, vor allem der Poesie

und der Musik zu lauschen. Nach einer streng mathematischen Methode wird er sich seine Einsicht nicht zu erringen suchen, selbst wenn zu hoffen stände, daß auf dem Gebiete des Psychologischen, Ethischen, Politischen auf diesem Wege je zu nennenswerten Resultaten zu gelangen wäre. Wie vorsichtig man es auch anstellen mag, um den Irrtum und die Willkür zu eleminieren, bei dem dürftigen Resultate, das nach streng mathematischer Methode zu gewinnen ist, kann sich unser Erkenntnisdurst nicht beruhigen. Er wird also nach einer freieren, viel fruchtbareren, aber nur zu Resultaten, in denen Irrtum und Wahrheit gemischt sind, führenden Methode seine Zuflucht nehmen und mit allen Kräften seines Inneren zugleich philosophieren wollen. Der spekulierenden Willkür wird er freilich zugleich mit klarem Bewußtsein entgegenzuarbeiten suchen, und wenn man an die poetischen Wucherungen dieses Triebes in religiös-mythologischen Zeitaltern denkt, muß man gestehen, daß die Menschheit es in der verstandesmäßigen Nüchternheit schon recht weit gebracht hat. Es leuchtet aber ein, daß er nie kommen wird, der Tag, wo sich das ganze Welträtsel in eine mathematische Formel wird zusammendrängen lassen. Das Bewußtsein hat vieles erhellt, was früher in tiefer Finsternis dalag; aber das Wahrnehmen und Denken ganz aus den Fesseln des Subjektiven befreien wollen, heißt über seinen eigenen Schatten zu springen versuchen. Ich fürchte, daß auch Baumann in dem oben citierten Buche in dieser Hinsicht sich von den positiven Ergebnissen der Naturwissenschaft zu viel verspricht. „Da es dem menschlichen Geiste instinktiv ist,“ sagt er, „alles nach sich zu denken, so stellt man sich gern die Kräfte der Materie, welche die Naturwissenschaft nur als tatsächliche Bewegungen derselben nach bestimmten mathematischen Verhältnissen und in besonderen Beziehungen kennt, als einen Trieb, als ein dumpfes Streben und Ähnliches vor und glaubt dadurch sehr gefördert zu sein. Nichts ist irriger. Denn Triebe, dumpfes Streben kennen wir in uns nur als innere bewußte Erlebnisse; ob aber die Materie solche Bewußtseinszustände hat, wäre eben erst zu erweisen; die Naturwissenschaft an sich kennt nichts von solchen. Außerdem sind aber Triebe, dumpfes Streben auch in uns gerade körperlich bedingt, z. B. Hunger, Durst, die sexuellen Empfindungen, Luftbedürfnis, Bewegungsbedürfnis; es sind dabei überaus komplizierte körperliche Einrichtungen im Spiel, außerdem das Nervensystem, das Gehirn, wie wir später sehen werden, das Vermögen des Bewußt-

werdens als etwas Eigentümliches. Dies alles zu streichen und doch Trieb, dumpfen Drang und Ähnliches beizubehalten, ist, wissenschaftlich betrachtet, nichts als Willkür, nur dadurch verdeckt, daß wir alle mit dem animistisch-poetischen Zuge geboren werden, den aber zu verlernen der erste Schritt der Wissenschaft ist."

9.

Zum Schluß sei noch auf ein vor kurzem in Frankreich erschienenes Buch hingewiesen, das mit rücksichtslosem Mute von der Unersetzlichkeit und pädagogischen Ergiebigkeit der Philosophie redet und mit einer wahren Leidenschaft das von der Philosophie losgelöste historische Bildungsideal bekämpft. Der Verfasser des Buches ist A. Fouillée, bekannt als Philosoph und philosophischer Schriftsteller, vor allem durch sein zweibändiges Werk über Sokrates und seine umfangreiche, vierbändige Schrift über die Platonische Philosophie. Schon in einer früheren Schrift, l'Enseignement au point de vue national, hatte er mit Schärfe, Klarheit und vor keiner Breite der Ausführung zurückschreckend, folgenden Satz entwickelt und verteidigt: Les humanités, avec la philosophie qui les complète, sont la vraie et seule éducation libérale. Für ihn ist es ausgemacht, daß jeder erziehende und bildende Unterricht die Richtung nehmen muß auf die connaissance de l'homme de la société et des grandes lois de l'univers. Die inspirierenden Genien des Unterrichts sollen nach ihm les études morales, sociales, esthétiques et, en un mot, philosophiques bleiben. Huxley und Spencer, die die Naturwissenschaften zur Grundlage der Erziehung machen wollen, scheinen ihm auf einem Irrwege zu wandeln. Ja, wenn man in den Physikstunden noch etwas von dem Geiste Torricellis, Galileis, Pascals auf die Schüler übergehen lassen könnte! Selbst daß sie die Beobachtungsgabe entwickeln, will er den Naturwissenschaften nicht zugestehen. Apprendre à regarder au dehors, ce n'est pas apprendre à regarder au dedans. Selbst zum Physiker, meint er, bereite man sich, die alten Sprachen nach gründlicher Methode lernend, besser vor als durch frühzeitige Beschäftigung mit den Naturwissenschaften. Les études d'histoire naturelle, qui sont les plus passives de toutes par le caractère purement descriptif et narratif qu'elles prennent dans l'enseignement,

y constituent du savoir plutôt que de la science; ce sont des exercices de mémoire, ou amusements et délassements, ou enfin des études d'utilité pratique; elles n'ont de valeur éducative que par leur côté poétique et philosophique, et c'est celui dont on ne s'occupe pas. Wenn der Unterricht das Nebensächliche an die erste Stelle rückt und, einzig bemüht, reichen, nützlich verwertbaren Wissensstoff mitzuteilen, auf die weiten allgemeinen philosophischen Gesichtspunkte verzichtet, so werden geistige Plattheit uud sittliche Gemeinheit die Signatur der kommenden Generationen bilden. Die typischen Hauptformen des menschlichen Geistes vielmehr gilt es in der Jugend kennen zu lernen. Der sicherste Weg dahin ist aber für ihn die Beschäftigung mit der Literatur. Denn die Literatur ist nach ihm une espèce de philosophie libre et vivante. Elle est une vue d'ensemble sur le monde, elle est le battement du coeur de l'humanité même. Von ihr gehen weit intimere Wirkungen aus als von der Beschäftigung mit der Geschichte. Sie läßt sich nicht an berühmten Taten genügen, sondern führt bis an die geheimen Quellen des nationalen und menschlichen Empfindens, bis an die sentiments inspirateurs, die idées directrices des Völkerlebens. Wie äußerlich und oberflächlich erscheint die Geschichte im Vergleich dazu! Dem ganzen Unterrichte fehlt jetzt die Zuspitzung, die leitende Idee. Auch das wachsende Übergewicht des Modernsprachlichen im höheren Unterrichte bedauert er von seinem philosophischen Standpunkte aus. Die modernen Sprachen sind ja die alten. Damit auf der untersten Stufe anfangen heißt die Jugend vor der Zeit zu Greisen machen. Was kann bei der heute beliebten Plappermethode überhaupt herauskommen? Le but de cette étude est le manuel de conversation, qui deviendra la bible des lycées modernes. Ist das ein Gewinn? A moins que vous n'appeliez parler le débit d'une centaine (sagen wir, um gerecht zu sein, de quelques centaines) de phrases courantes? Der Hauptgrund des Niederganges auf allen Gebieten des Unterrichts aber ist in seinen Augen das der Philosophie abgeneigte gelehrte Spezialistentum, welches den Stamm verkommen läßt und zu einer üppigen Entwickelung der Zweige hinsteuert. Das ist eine falsche Methode. La vraie méthode consiste non à mutiler et à découronner les études, mais à émonder toutes les branches inférieures de l'arbre, à élaguer tout le fatras historique, géographique,

pseudo-scientifique et pseudo-littéraire, tout ce qui n'est qu'érudition, affaire de mémoire, détail, spécialité. Man begreift danach sein Erstaunen über die Vernachlässigung der Philosophie auf den höheren Schulen in Deutschland. La seule circonstance atténuante est, fügt er hinzu, que, l'Allemagne étant encore très religieuse, c'est à la religion qu'incombe l'éducation métaphysique et morale.

Demselben Thema hat A. Fouillée sein neuestes Buch gewidmet, welches den bezeichnenden Titel trägt: La réforme de l'enseignement par la philosophie. Er beweist ihnen allen, den Mathematikern wie den Vertretern der Naturwissenschaften, den Historikern und Geographen wie den Sprachlehrern und Literaturforschern, wie wenig Gedeihliches sie mitzuteilen haben, ja wie verdummend ihr Unterricht wirken muß, wenn sie dem, was sie behandeln, nicht die Richtung auf das Philosophische zu geben verstehen. Ein Lehrer kann noch so gelehrt sein in seinem Fache, er wird als Lehrer wie als Erzieher unbrauchbar sein, wenn der Geist der Philosophie nicht in ihm lebendig geworden ist. Dieser Gedanke muß der Ausgangspunkt und die Seele aller pädagogischen Reformen sein. Sonst schafft man nichts als störende oder gleichgültige Neuerungen. Ich schließe mit seinem Schlußwort: L'hégémonie morale du XX[e] siècle, surtout dans l'ordre de l'éducation, doit appartenir aux philosophes et sociologues, et je n'ai pas la moindre hésitation à prédire qu'en fait, avant cent ans, elle leur appartiendra. Une nation qui en aurait le sentiment et donnerait aux autres nations le premier grand exemple d'une éducation vraiment philosophique rendrait service à l'humanité en même temps qu'à elle-même. Möge es niemandem weder unfromm noch unwissenschaftlich scheinen, wenn ich den frommen Wunsch hinzufüge: Et quelle nation peut mieux le faire que la patrie de Kant?

---

3. Der Bildungswert der Poesie[1]).

1.

Man hat das eben hingegangene Jahrhundert bald das historische, bald das naturwissenschaftliche, bald das politische, bald das industrielle

[1]) Das in der nachfolgenden Abhandlung Gesagte erinnert bisweilen an einen Aufsatz von W. Münch (Poesie und Erziehung in der Neuen Folge vermischter Aufsätze, S. 122—146). Diese Übereinstimmung mit einem Manne von so feinem und gebildetem Urteil bietet mir die beste Gewähr der Richtigkeit. Ich bemerke aber, daß ich mit dem genannten Aufsatze erst später, lange nach Abfassung meines eigenen Aufsatzes, bekannt geworden bin. Der Poesie im Unterrichte zu ihrem Rechte zu verhelfen ist auch die ausgesprochene Tendenz des vor zwei Jahren erschienenen Buches von A. Biese, Pädagogik und Poesie. Vermischte Aufsätze. (Berlin, 1900, Gaertners Verlagsbuchhandlung. 320 S.). Das Buch ist in mehr als einer Zeitschrift anerkennend besprochen worden. Ich benutze gleichwohl die Gelegenheit, noch einmal darauf zu verweisen. Es bekämpft die trockene Einseitigkeit der üblichen Unterrichtsmethode und ist das Werk eines Mannes, der den Blick in die Höhe gerichtet hält und von großer Liebe zu seinem Berufe erfüllt ist. Der Verf. erklärt es für eitel Stückwerk, immer in erster Linie auf den Verstand zu wirken und das Gemüt leer ausgehen zu lassen. Er will, daß ein breiterer Strom von Poesie in die Schule geleitet werde. Das Epos und die Tragödie freilich würden dem Schüler auch in den griechischen und lateinischen Stunden nicht vorenthalten: er werde mit Vergil, Homer und Sophokles bekannt gemacht. Aber aus der Lyrik lerne er zu wenig kennen, zu wenig aus der modernen wie aus der antiken Lyrik. Mehr noch als früher scheue man sich heute, aus der antiken Lyrik mehr als Horaz anzubieten. „Und doch ist es in unserer phantasiearmen Zeit so wichtig, die Seele des Schülers zu öffnen für das tiefe Empfinden, wie es in der Lyrik vorliegt, für dies Verschmelzen von Innenwelt und Außenwelt, für das schöpferische Umgestalten der Wirklichkeit und für den sinnlichen Ausdruck desselben im Wort, in der Metapher, in Vers und Reim.“ Außer Horaz, sagt Biese, sollte der Schüler auch Catullus kennen lernen und die vieltönige römische Elegie, die Elegie des Tibullus, des

genannt. Keine dieser Bezeichnungen ist zur Herrschaft gelangt. Es hat abtreten müssen, ehe man sein Rätsel gelöst hatte. Ich schlage

---

Propertius, des Ovidius. Noch gewichtigere Gründe scheinen ihm für die Zulassung der griechischen Lyrik zu sprechen. Erstens lasse sie sich nicht entbehren, um Horaz beurteilen zu können. Aber auch für den Unterricht in der griechischen Geschichte seien die griechischen Lyriker trefflich geeignet, um markig an passender Stelle einzusetzen und die Flamme patriotischer Begeisterung zu entzünden. Kallinos, Tyrtaios, Archilochos, Solon, Alkaios, Theognis, Simonides, sie alle gehörten zugleich der Geschichte an. Ebenso würden die griechischen Lyriker auf der obersten Stufe in den deutschen Stunden zu wichtigen Auseinandersetzungen und Anregungen reichen Anlaß geben. Man denke an Klopstock, an Lessings Abhandlung über das Epigramm, an Herders Charakteristik des Volksliedes, an Schillers Spaziergang, an die politische Lyrik der Freiheitskriege. Und wieviel läßt sich aus den griechischen Lyrikern vor allem für eine vergleichende Betrachtung des antiken und des deutschen Denkens und Empfindens gewinnen! Was bedeuten freilich die spärlichen Trümmer der antiken Lyrik im Vergleich zu dem unerschöpflichen Reichtum der modernen Lyrik! Vor allem verlangt Biese für Goethe einen breiteren Raum in Prima. Fast der vierte Teil seines Buches ist diesem Dichter gewidmet. Neben Tasso, Iphigenie, Hermann und Dorothea wird vor allem über Goethes Art und Sprache und über seine Lieder gesprochen. Der Verf. gesteht, daß dieser der Jugend schwerer zu erschließen ist als Schiller. „Und doch tut es gerade not in unserer zerfahrenen und zwiespältigen Zeit." Er bekämpft es als ein Vorurteil, daß das Rein-Lyrische nicht deutbar sei und nur in unbestimmtem Nachempfinden von der Jugend aufgenommen werden könne, und zeigt an einer langen Reihe von Beispielen, daß sich auch an lyrische Gedichte gar manche fruchtreiche Betrachtung anknüpfen läßt. Um das Verlorene zurückzuerobern, sagt der Verf., gelte es auf alle Weise den Unterricht zu vertiefen und durch die Tat zu beweisen, daß nach wie vor das Hellenentum keine überwundene oder überwindbare Macht sei, sondern daß es auch die Gegensätze, welche die Gegenwart zerklüften, überwinden und versöhnen kann, daß für eine ideelle Weltauffassung es keine heilvollere Synthese gebe als die des Hellenen- und des Christen- und des Germanentums. Goethe vor allem scheint ihm die notwendige Ergänzung des Altertums auf dem Gymnasium zu sein. „Wer von Homer und Sophokles zu Shakespeare und Goethe gelangt, der erkennt den großen Fortschritt in der Vertiefung der Probleme, in der farbigen Mannigfaltigkeit und in der Schärfe der Charaktere; aber er sieht auch wohl ein, welche vortreffliche Vorschule zum Verständnisse der modernen Innenwelt die antiken Dichter darbieten; diese lassen erst ahnen, was die modernen ausführen, indem sie bis auf den Grund der Seele hinableuchten." Vor allem aber läßt der Verf. das Lob der Lyrik erklingen: in ihr finde das Empfinden des Menschen seinen reinsten und innigsten Ausdruck, sie rede am unmittelbarsten die Stimme des Herzens. Dazu kommt, daß dem wahren Liede, in welchem das Gefühl für die Natur lebendig ist, die Kraft innewohnt, zum ästhetischen Naturgenusse zu erziehen, der Seele Flügel zu leihen, sie aus dem All-

vor, es das disharmonische, das Jahrhundert der unausgeglichenen Gegensätze zu nennen. Auf keinem Gebiete ist das Streben zu einem Abschluß gelangt. Wenn wieder hundert Jahre verflossen sind, hat, hoffen wir, was sich jetzt noch feindlich befehdet, zueinander Stellung genommen, und, von höherer Warte auf das Vergangene zurückblickend, wird man vielleicht die Ausgleichung der Gegensätze als den Gewinn des zwanzigsten Jahrhunderts bezeichnen können.

In jeder Zeitperiode hat es freilich neben der Hauptströmung viele Nebenströmungen gegeben. Den mitten in einer früheren Bewegung Stehenden erschien auch ihr Jahrhundert keineswegs so harmonisch, wie es uns heute erscheint. Erst aus der Ferne gesehen, nimmt alles richtige Proportionen an. Manches, was in der Nähe betrachtet, die Aussicht versperrte und wie ein Berg aussah, ist für

---

tagsstaube zu lichteren Höhen emporzuheben. Auch das Naturschöne solle der Unterricht im Spiegel der dichterischen Phantasie vor die Seele führen. Hier ist der Verf. auf seinem eigensten Gebiete. Er hat die Naturempfindung auf ihrem ganzen Wege vom ersten Dämmern bis zur modernen Beseelung verfolgt, und die Aufsätze, die er diesem Thema widmet, sind auch in diesem Buche die ansprechendsten. In dem einen redet er von dem Naturschönen im Spiegel der Poesie, in einem zweiten von dem Naturgefühl im Wandel der Zeiten. Zu diesen allgemein gehaltenen Betrachtungen gesellen sich schwung- und klangvolle Behandlungen einzelner Hauptthemata unter folgenden Titeln: „Die Poesie des Meeres und das Meer in der Poesie", „Die Poesie des Sternenhimmels und der Sternenhimmel in der Poesie", „Die romantische Poesie des Gebirges", „Die Poesie der Holsteinischen Heide". Auf dasselbe Thema zielen die Aufsätze über Uhland, Mörike, Storm: sie leiten an, die Natur mit dem Auge des Dichters zu betrachten und ihr geheimes Weben nachzuempfinden. Mit alledem will der Verf. nicht bloß einem genußreichen Unterrichte das Wort reden, sondern auf eine Hauptaufgabe aller menschlichen Bildung, die heute neben vielem Äußerlichen nebensächlich oder als etwas Selbstverständliches gar nicht behandelt wird, mit dem gebührenden Nachdruck hinweisen. Ein reines und kräftiges Empfinden vor allem müsse in der Jugend geweckt werden. Deshalb solle man nicht toten Wissensstoff übermitteln, sondern Gedanken und Empfindungen, die ihn durchgeistigen. Um die Dinge aber zu verstehen, meint er, müßten wir sie beseelen und ihnen von dem Leben leihen, das aus unserer eigenen Seele quillt. Dies ist die dem Menschen natürliche Art, sich die Außendinge näher zu bringen. In dem Metaphorischen glaubt der Verf. die primitive Form des menschlichen Erfassens zu erkennen. — Dies etwa sind die leitenden Gedanken des Buches. Was die Darstellung betrifft, so ist sie jugendlich enthusiastisch, in die Höhe reißend und reich an musikalischen Vorzügen. Als Motto hätte der Verf. über das Ganze schreiben können: Nil parvum aut humili modo, nil mortale loquar.

den späteren Überblick völlig bedeutungslos; anderes, was während langer Strecken der Zeit und des Raumes selbst den schärfer Blickenden entrückt war, steigt, von ferne gesehen, zu einer alles beherrschenden Höhe empor. Ja selbst wer die Bedeutungslosigkeit einer zu Ansehen gelangten Richtung klar erkennt, hat als Zeitgenosse nicht die Kraft davon zu abstrahieren. Wider sein besseres Erkennen wird ihm durch vieles, was bloß eine taube Blüte ist, das Gesamtbild des Jahrhunderts getrübt und gefälscht. Dazu kommt, daß gerade die, die im Irrtum sind oder am wenigsten zu sagen haben, am lautesten schreien. Wie soll, wer im Konzert dicht neben die Pauke zu sitzen kommt, sich die abgestufte Vielheit der Klänge richtig zur Einheit zusammenfügen hören?

Schon ein einzelnes Gemälde muß, um richtig gesehen zu werden, aus einiger Entfernung betrachtet werden. Um wieviel mehr gilt dies von dem Bilde eines ganzen Jahrhunderts! Versteht man nicht auch sein eigenes Wollen viel besser, wenn man als Mann oder als Greis auf die verworrene Zeit seiner Jugend zurückblickt? Was einem an einem bestimmten Punkte der eigenen Vergangenheit wirklich etwas zu sein schien, schrumpft bei einer späteren Betrachtung zu einem Nichts zusammen. Freilich kommt es dabei auch vor, daß man, wirklich mit den Jahren ein anderer geworden, die volle Kraft eines früher wirksamen Motivs sich durch die Erinnerung nicht mehr wiedererwecken kann.

Vergebens würden wir freilich für das richtige Erfassen des Fernen den richtigen Augenpunkt zu finden suchen, wenn wir nicht jene idealisierende Fähigkeit besäßen, die von dem Gleichgültigen absehen und das Wesentliche betonen lehrt. Schon dem Gegenwärtigen gegenüber macht sie sich leise geltend. Ohne ihre Beihilfe würden wir stets wie vor einer chaotischen, aller begreifenden Auffassung spottenden Fülle von Eindrücken stehen. Mit der Entfernung aber wächst ihre Stärke. Daher kommt es, daß für die Erkenntnis des Vergangenen die zahlreichen schwachen, schnell verhallenden Nebentöne bald nicht im mindesten mehr hinderlich sind.

Man darf dreist behaupten, daß keine frühere Zeitperiode in Wirklichkeit so einfach war, wie sie uns heute erscheint. Sollte vielleicht auch die Verworrenheit unserer Zeit nichts anderes sein als die allem Gegenwärtigen stets anhaftende Trübung? Doch wohl nur

in dieser und jener Hinsicht. Auch die idealisierende und stilisierende Ferne wird, fürchte ich, unserer Zeit den einheitlichen Charakter, den wir heute an ihr vermissen, nicht zuerkennen können. Das eben aber macht sie zu einem so interessanten Objekte für den denkenden Beobachter. Was von jeder Zeit in gewissem Sinne gilt, daß sie das Resultat der ganzen Vergangenheit ist, gilt von der unsrigen in hervorragendem Grade. Ja man darf kühnlich behaupten, daß keine Zeit jemals alles, was der Menschheit überhaupt zuerteilt, was von der Menschheit überhaupt je gefunden worden, mit gleicher Vollständigkeit in sich gesammelt und zum Ausdruck gebracht hat. Alle je vorhanden gewesenen, ja alle überhaupt denkbaren Geistesrichtungen haben in unserem Jahrhundert beredte Verteidiger und geschickte Weiterentwickler gefunden. Die Segnungen der Zentralisation muß es entbehren, dafür genießt es aber auch alle Vorteile der Dezentralisation. Wenn alle diese mächtig entwickelten Einzelströme, die jetzt unbekümmert umeinander ihren Weg verfolgen, sich eines Tages zu einem Hauptstrome vereinigen, so wird das eine Fülle ergeben, neben welcher auch der größte Reichtum von früher wie Armut erscheinen muß.

Unsere Zeit birgt Vertreter aller Ansichten in ihrem Schoße. Liegt die Vergangenheit auch nicht wie ein aufgeschlagenes Buch vor ihr da, so ist sie ihr doch auch kein Buch mit sieben Siegeln mehr, wie in früheren Zeiten. Emsig und geschickt hat sie sich die Resultate früherer Bestrebungen, die Geschichte früheren Gelingens wie früheren Mißlingens zunutze gemacht. Abgesehen selbst von den gewaltigen, am meisten in die Augen fallenden und von vielen allein erkannten und gewürdigten Fortschritten der materiellen Kultur, hat keine Zeit je vor uns in einer so objektiven und vollständigen Weise die früheren geistigen Hauptströmungen denkend begriffen und in ihr eigenes Leben zu leiten versucht. Je zahlreicher aber die Bestandteile sind, aus denen ein Ganzes besteht, um so schwerer ist es, sie zu einer harmonischen Einheit zusammenzubringen, um so länger dauert es, ehe die Hauptkräfte als solche erkannt werden und sich ruhig entfalten können, ohne fortwährend gegen die rebellierenden Nebenkräfte ankämpfen zu müssen. Da heißt es geduldig abwarten. Was bedeutet auch eine Generation im Leben der Menschheit? Wozu so jammern und klagen und an der Zukunft verzweifeln, weil Tendenzen geringeren Wertes augenblicklich die Vorherrschaft zu haben scheinen? Durch

Krankheiten arbeitet die Natur alles Schädliche aus dem Organismus heraus. Ein geschickter Arzt erstickt sie nicht möglichst schnell im Keime, sondern sorgt, daß sie ihren natürlichen Entwickelungsgang durchmachen. Jede Zeit hat auch den Drang früher Versäumtes nachzuholen. Was so lange die Vorherrschaft hatte und sie verdiente, das läßt die nachkommende Generation vielleicht gleichgültig beiseite liegen, um sich mit frischem Eifer ganz Bestrebungen zu widmen, die während der vorhergehenden Epoche mit unverdienter Geringschätzung behandelt worden waren. Da geht es denn nicht ohne Übertreibungen ab. Es ist gefährlich, über Verdienst geehrt zu werden: auch in dem kulturhistorischen Entwickelungsgange herrscht das Gesetz des Pendelschwungs. Und macht nicht jeder einzelne an sich dieselbe Erfahrung? Durch Wechseln und Ausgleichen streben wir unbewußt einem harmonischen Zustande der Gesamtentwickelung zu. Bei einiger Fähigkeit sich selbst zu beobachten findet man häufig Gelegenheit sich zu wundern, wie kühl man jetzt ansieht, was einst doch unsere Freude, unser alles war.

Es tut aber doch nicht gut, sich so ganz an das Minderwertige zu verlieren, daß man für anderes, was vor allem not tut, darüber das Verständnis verliert. Mögen das ganze Völker ungestraft dürfen, um Einseitigkeiten, die stark fühlbar geworden sind, schnell auszugleichen: das Individuum muß sich stets hüten und, solange es unmündig ist, durch andere davor behütet werden, mit schnöder Hast eine Bahn zu betreten, auf welcher in erster Linie wertvolle Teile seiner Anlage verkümmern müssen. In einer weit vorgeschrittenen Zeit, wie der unsrigen, gibt es wenige Berufsarten, die den Mann veranlassen, das, was den Stolz der menschlichen Natur ausmacht, weiter zu pflegen, oder es ihm auch nur gestatten. Die meisten sind heute in einen erbärmlich kleinen Kreis mit allen ihren Gedanken und Empfindungen gebannt. Überdies zwingt die Konkurrenz in den vielseitig ausgestalteten und übervölkerten Staaten die Kräfte der einzelnen bis aufs äußerste anzuspannen. Nur wer mit einer über das Gewöhnliche hinausgehenden Arbeitskraft gesegnet ist, behält heute für sich noch einen Rest von Zeit übrig, um in heiliger Sammlung das Menschliche in sich zu pflegen. Die meisten kommen aus dem lärmenden Arbeitshause des heutigen Lebens fast nicht heraus. An Zeit, wenn sie sie recht zu nützen verständen, würde es immerhin

nicht fehlen: aber sie sind zu abgearbeitet, als daß ihnen für etwas Höheres als für eine harmlose Geselligkeit noch Kraft und Lust übrig bliebe. Von der Kette losgelassen, vermögen sie bald gar nicht mehr sich in Freiheit zu tummeln. Keine Tür ihres Innern will sich mehr öffnen, in langer Untätigkeit sind die besten Kräfte ihres Innern erstarrt. Wie traurige Fragmente von Menschen sieht man sie durch das Leben wandeln. Man ist erstaunt über die inzwischen eingetretene Verwüstung, wenn man so einen im besten Mannesalter wiedersieht. Er ist seitdem vielleicht zu Geld und Ehren gelangt und gilt als ein tüchtiger Berufsmensch. Wo sind sie aber geblieben, alle die viel versprechenden Knospen, die einst seine Jünglingsseele schmückten! Die zur Regel gewordene physische Kahlköpfigkeit unseres Jahrhunderts ist das Symbol eines verbreiteten inneren Zustandes.

Man hat es oft bedauert, daß alle sich ins Leben drängenden Geschlechter immer von neuem während eines immer länger werdenden Teils ihres Lebens sich erst müde arbeiten müssen, um das schon von der Menschheit Erworbene für sich von neuem zu erwerben. Wie weit, sagt man, könnten wir schon gekommen sein, wenn der Ertrag so angestrengten und fruchtbaren Strebens einfach wie eine Erbschaft auf die Nachgeborenen übergehen könnte! Es ist ein Glück, daß die Wünsche solcher Weltverbesserer unerhört verhallen. Nur was man selbst erworben hat, besitzt man. Was bliebe auch für die Arbeit des Lebens übrig, wenn alles, was Inhalt und Triebkraft in unser Leben zu bringen geeignet ist, einem jeden als Geschenk in die Wiege gelegt würde? Schon mehr als dem Menschen vielleicht gut ist, geht aus der Arbeit der vorhergehenden Generation durch Vererbung von Neigungen und eigentümlich entwickelten Kräften auf die Nachgeborenen über. Zum Glück sind anderseits die fundamentalen Eigenschaften und Tendenzen unserer geistigen wie unserer moralischen Natur ebenso schwer, ja noch schwerer auszurotten als die unseres Körpers. Denn so hoch man auch die Kraft der Vererbung anschlagen mag, in allem, was geboren wird, sucht sich stets die ganze und unverfälschte Natur zunächst wiederherzustellen, und die Gunst der Umstände kann sogar positive Keime des Bösen und Krankhaften zum Absterben bringen. Es ist heute Mode geworden, sich die unentrinnbare Fatalität der physischen wie der psychischen Anlage in sehr düstern Farben

auszumalen. Wir sind während der langen Jahre unserer Entwickelung im Körperlichen wie im Geistigen fördernden wie hemmenden Einflüssen aller Art sehr zugänglich, aber keineswegs bloß cerei in vitium flecti. Wäre dem nicht so, so müßte sich die Kunst der körperlichen wie der geistigen und moralischen Erziehung allerdings an einer oberflächlichen Scheinwirkung, an einer Übertünchung der Oberfläche genügen lassen.

Es gehört zu den Lieblingssätzen der Reformpädagogen, daß die Schule die ihr anvertraute Jugend für unsere Zeit reif machen müsse. Ein schönes Wort, wer's recht verstände! Ganz sicher wäre es verkehrt, ihr eine für das Leben auf einem andern Planeten erforderliche Ausrüstung geben zu wollen. Soll damit aber gesagt sein, die Schule müsse vor allem lernen lassen, was im Leben direkt verwendbar sei, so sagt jener Satz etwas Falsches, mit so liberaler Weite man auch den Begriff des direkt Verwendbaren interpretieren mag. Solange sie nicht Fachschule ist, muß sich die Schule, in der Hauptsache, daran genügen lassen, ihre Zöglinge mit Organen zu entlassen, die durch jahrelangen Unterricht gekräftigt und für die Aufgaben des Lebens geschickt gemacht worden sind. Dieses Ziel sucht sie natürlich nicht durch eine von allen Objekten absehende Massierung des jugendlichen Geistes zu erreichen. Auch für das Leben direkt Verwendbares läßt sie vieles lernen. Sie müßte aber ihrer ganzen Natur untreu werden, um vor allem oder gar in allem, was sie treibt, dieses Ziel zu verfolgen. Wer sie mit diesem Maßstabe mißt, dem muß sie, auch wenn alles in ihr aufs trefflichste ersonnen und geordnet ist, als eine monströse Verschrobenheit erscheinen. Bis zu einem solchen Grade wird es der eigentlichen Schule, d. h. derjenigen, die nicht für einen bestimmten Beruf vorbereitet, unmöglich sein, den Anforderungen des praktischen Lebens zu genügen oder sich daran genügen zu lassen. Alles, was sie tun kann, ist, gewissen dringend gewordenen Bedürfnissen einige Zugeständnisse zu machen.

Viel schwieriger ist es, auf jene andere Frage, ob die Schule vor allem eine dem Geiste der Zeit entgegenkommende Stimmung und Verständnis für die augenblicklichen Aufgaben des praktischen und des öffentlichen Lebens in ihren Schülern erwecken solle, in kurzen Worten eine genau die Sache treffende Antwort zu geben. Gelingt ihr dies nicht, so darf der Staat grollen, daß er für die

großen Ausgaben, die er für die Schule mache, keine Gegengabe empfange. Arbeitet die Schule aber gar dem Zuge der Zeit entgegen, so wird der Tadel noch schärfer lauten. Trotz aller Reformen, zu denen man sie habe zwingen müssen, wird man sagen, fahre die Schule fort, mit fast allem, was sie treibe, dem Geiste ihrer Zöglinge eine für das Gedeihen des Staates wenig förderliche Richtung zu geben. Sie versäume es nicht, an patriotischen Festtagen an die Aufgaben der Zeit zu erinnern. Auch neigten sich wohl einige Unterrichtsstunden den Zielen der Gegenwart zu. Von einer Durchdringung des Ganzen aber mit dem, was dem Staate genehm wäre, sei selbst an Anstalten, die strebsame und reformfreudige Direktoren hätten, nicht die Rede. Wie mittelalterliche Burgen, deren ganz zerfallene Teile durch moderne Neubauten ersetzt seien, blickten diese Schulen in das Leben hinein. Mit überlebtem, überflüssigem Plunder seien sie immer noch vollgepfropft. Ein Glück, daß unsere Jugend von so widerstandsfähiger Gesundheit des Geistes sei. Sonst würde sie für das, was das Leben und der Staat von ihr fordern müßten, durch den endlosen und an realem Gewinn so armen Aufenthalt in den muffigen Räumen der Schule geradezu verdorben werden.

Kann man leugnen, daß viel Sinn in dieser Rede ist? Es ist so: die Schule steht abseits vom Leben, und nicht einmal eine Ausgangspforte führt von ihr ins Leben hinein. Auch die von ihr als reif Entlassenen müssen einen Übergangszustand durchmachen und Fähigkeiten in sich ausbilden, die in Untätigkeit fast verkümmert sind, um sich den Anforderungen des neuen, ganz anders gearteten Daseins anzubequemen. Sie nährt in ihren Zöglingen einen der praktischen und politischen Tätigkeit nicht eben günstigen Geist. Anstatt den Prozeß des Reifens für das, was das Leben und der Staat verlangen, zu beschleunigen, hält sie ihn vielmehr auf. An gutem Willen, den späteren Forderungen des praktischen Lebens Rechnung zu tragen, hat es ihr nicht gefehlt; aber sie müßte ihrem eigenen Geiste untreu werden, um in dieser Hinsicht viel mehr zu leisten, als sie bisher geleistet hat. Gleichwohl hat man kein Recht, sie deshalb zu tadeln. Wem ein hohes Ziel gesetzt ist, der muß langsam reifen dürfen. In einem Alter, wo das Menschenkind noch ganz Hilflosigkeit ist, hat das Tier schon eine sichere Herrschaft über alle seine Fähigkeiten erlangt. Die Kinder der Kaffern und Buschmänner sind sehr früh ge-

schickt, klug und anstellig und schwimmen mit der Leichtigkeit des Fisches auf den Wogen des Lebens, während die Kinder civilisierter Europäer das Doppelte, ja Dreifache der Zeit brauchen, um körperlich selbständig zu werden und ein ganzes Drittel des menschlichen Durchschnittsalter nötig haben, um den langen Weg bis zur Lichthöhe ihres Jahrhunderts zu durchlaufen. In einem Alter, wo die Kinder der höheren Stände noch nichts sind, haben auch bei uns die Kinder der Proletarier schon alles, was in ihnen lag, zu einer ziemlich harmonischen Entfaltung gebracht. Der Höhe des Ziels entspricht eben die Länge der Lehrzeit. Es liegt sicher nicht im Interesse des Staates, daß alle, oder daß auch nur die meisten einen so weiten Weg durchmachen. Es genügt, daß sich ein nicht zu geringer Prozentsatz jeder Generation die höhere menschliche Reife erwirbt, damit das gewonnene Licht weiter getragen werde. Die große Masse der Bevölkerung möge schneller ihren menschlichen Bildungskursus durchmachen. Das wird ihr selbst wie dem Staate zum Vorteil gereichen: dem Staate, weil er weniger lange auf ihre Mitarbeit zu warten braucht, ihnen selbst, weil sie williger und geschickter für die verhältnismäßig einfache Arbeit des bürgerlichen Lebens sein werden, wenn sie vorher nicht in so gar hohen Höhen geweilt haben. Aber auch die Volksschule ist weit entfernt, das im tätigen Leben Unentbehrliche bloß oder vornehmlich behandeln zu wollen. Sie trägt ebenfalls einen idealen Charakter, wenn sie auch als Zugabe viel direkt Nützliches lernen läßt. Die Fachschulen aber steuern auf das direkt Verwertbare. Deshalb sind sie aber auch nur berechtigt auf dem Unterbau einer anderen, eigentlichen Schule, mag es eine einfache Volksschule oder eine sogenannte höhere Schule sein.

Es dauert gleichwohl heute schon etwas zu lange, ehe das Gymnasium und das Realgymnasium ihre Zöglinge entlassen. Sehr viel würde gewonnen sein, wenn sich mit einem Jahre weniger auskommen ließe. Mit dem sechzehnten Lebensjahre fängt auch in unserem Klima das Individuum an, auf seine Rechte zu pochen. Der Druck, den man so lange geduldig getragen, steigert sich in einigen Jahren bis zum Unerträglichen. Das erweckt der Schule einen Haß, der ihr schadet, und auf den Zwang der Schuldisziplin folgt nachher im Leben oder auf der Universität so leicht eine ungestüme, um nicht zu sagen unflätige Reaktion. Man erwidert auf solche Vorschläge, die Wissen-

schaft sei gegen früher an Ausdehnung gewachsen und die Menschheit sei fortgeschritten. Es gehöre eben jetzt eine längere Lernzeit dazu, um auf die Höhe des Jahrhunderts zu gelangen. Allerdings sind wir reicher geworden, und nie zuvor lag es so nahe, von einem **embarras de richesse** zu reden, wie heute. Aber das Wissen fährt fort anzuschwellen. In abermals hundert Jahren würde man die Jugend wohl noch ein Jahr länger auf der Schulbank zurückhalten müssen. Des Entbehrlichen hat man schon längst angefangen sich zu entäußern. Bald werden die zeitgewinnenden Methoden ihre Wirkungskraft erschöpft haben. Warten wir nicht so lange, um uns auf das, was not tut, zu besinnen!

Man erzählt von einem bildungsfreundlichen Herrscher des Orients, der, wohin er auch reiste, auf tausend Kamelen seine Bibliothek hinter sich hertragen ließ. Von Jahr zu Jahr wurde die Sache beschwerlicher; denn der Kreis des Wissens und mit ihm die Zahl der Bücher erweiterten sich ins Ungeheure. Da befahl er den Gelehrten seines Hofes, das erworbene Wissen so zusammenzudrängen, daß es, in Bücher gegossen, auf dem Rücken von hundert Kamelen hinter ihm hergetragen werden könne. Es gelang, den Wunsch des Herrschers zu erfüllen, und er fand Geschmack an dieser Zusammenziehung des zerstreuten Wissensstoffes. Nach einiger Zeit aber dämmerte in seinem hohen Geiste das Verlangen, aus dieser immer noch Zerstreuung schaffenden Breite sich in eine noch größere Enge zu retten. Auf seinen Befehl wurde das angefangene Geschäft des Komprimierens wieder aufgenommen, und man gelangte dahin, jene Last für hundert Kamele in eine umzuwandeln, die die Tragkraft von zehn Kamelen nicht überstieg. Aber der Herrscher war der nicht mehr auszumessenden Breite eines zersplitterten Wissens gründlich überdrüssig geworden. Er wünschte sich nunmehr ein Buch, welches den ganzen Ertrag der menschlichen Denkbarkeit umfaßte. Es war nicht leicht, was er forderte, zu leisten. Aber es gelang schließlich, auch dieses Buch herzustellen: es war fortan sein einziger Begleiter und geistiger Berater auf allen seinen Reisen, und er war glücklich, mit gesammelter Seele hohe Geistergespräche führen zu können, die ihn weiser und geklärter machten, während ihn früher tausend Stimmen zugleich umschwirrten und verwirrten.

Wie sollen wir es nun anfangen, jenes Wissen des Wissens erwerben zu lassen, welches von dem unendlich Vielen, was gelehrt und

gelernt werden kann, den feinsten Auszug darstellt? Nur die Psychologie kann darauf eine zuverlässige Antwort geben. Das dringendste Bildungsbedürfnis, zumal in den Jahren des Werdens, ist stets gewesen und wird trotz aller Wandlungen des Zeitgeistes stets sein, in dem Buche seines eigenen Innern einigermaßen fließend lesen zu lernen und die treibenden Kräfte des menschlichen Wesens zu erkennen. Das ist die liberalissima cognitio, zu welcher im Menschen alles hindrängt, solange er nicht durch die Teilarbeit des Lebens sich selbst entfremdet worden ist. Was ist ein Leben, in welchem dieser Trieb erstorben ist? Mors est, kann man mit Seneca antworten, et hominis vivi sepultura. Woher aber diese Bildung nehmen, welche doch für jede Schule, die nicht bloß Fachschule sein will, der Leitstern sein muß? Aus der Geschichte? In ferner Zeit vielleicht, wenn sie das meiste von dem, was ihr jetzt vor allem am Herzen liegt, wird fallen gelassen und dafür einige Knospen, die sie in der letzten Zeit getrieben hat, zur vollen Blüte entwickelt haben wird. Aus der Geographie? Sie lehrt ebenso Nützliches wie Interessantes, müßte aber ihre nächsten Aufgaben vernachlässigen und das in ihrer Peripherie Liegende dafür zur Hauptsache machen, um für jenes echt humanistische Bildungsideal ergiebig zu werden. Aber vielleicht aus den Naturwissenschaften? Mit nichten! Nur wenn sie selbständig betrieben werden, können diese eine Art von Befriedigung gewähren. Für die große Mehrzahl werden sie immer ein Gegenstand bloß neugieriger Kenntnisnahme und praktischen Interesses bleiben. Sie haben die Natur dem Menschen dienstbar gemacht, die Oberfläche des Lebens vorteilhaft umgestaltet, zahlreiche neue Genüsse und Bedürfnisse entstehen lassen. Man begreift, daß sie heute in der allgemeinen Schätzung so hoch stehen; aber selbst das Beste, was sie an Aufklärungen zu bieten vermögen, reicht nicht von ferne an das geheime Sehnen des Menschen heran. Es verlangt uns nach Offenbarungen höherer Art. Der natürliche Mensch ist eben Platonisch gesinnt, d. h. ziemlich gleichgültig gegen das, was man heute Physik und Physiologie nennt, aber voll Interesse für das Ethische und Psychologische. Für das materielle Gedeihen der Menschheit ist heute die Beschäftigung mit den Naturwissenschaften vor allem gewinnbringend; die werdende Generation muß aber auch jetzt, wie in aller Zukunft, vor allem mit dem genährt werden, was für ihre geistige und sittliche Entwickelung von Bedeutung ist. Wollte

man darauf verzichten und nur, was für die materielle Weiterentwickelung Wert hat, lernen lassen, so würde man an der Entadlung unserer Rasse arbeiten.

Von welcher Seite soll man also das Heil erwarten, wenn keine von den heute so gefeierten Wissenschaften durchaus würdig ist, die Führerschaft übertragen zu bekommen, wenn wir von ihnen allen für unser Bildungsziel nur eine Unterstützung im Nebensächlichen erwarten können? Vor allem doch die Philosophie. Freilich nicht die in Abstraktionen schwelgende moderne Philosophie, sondern die Philosophie, wie sie die Alten im allgemeinen faßten, die im weiteren Sinne Sokratische Philosophie, die eine **magistra morum**, eine **vitae dux** sein will und für alles individuelle, staatliche, soziale Glück und Gedeihen die Richtung zu finden sucht. Sie allein antwortet auf die Frage der Fragen, die immer wieder in dem Innern jedes durch eine einseitige Kultur nicht verkümmerten Menschen ertönt: Was sind wir? Wohin sollen wir unser Lebensschifflein lenken?

Aber es gibt eine noch mächtigere Lehrmeisterin als die Philosophie. Es ist die ihrem Charakter nach jugendlichere, aber der Zeit nach ältere Schwester der Philosophie, die Poesie. Sie war, ehe noch die Philosophie war. Ursprünglich die einzige Lehrerin der Völker, in ihrem Kindesalter, hat sie auch bei der älter und älter werdenden Menschheit bis auf den heutigen Tag siegreich ihre Stellung behauptet. Ihrem fruchtbaren Schoße sind im Laufe der Jahrtausende manche nichtsnutzige Sprößlinge entsprungen. Teilt sie dieses Unglück aber nicht mit vielen edlen und klugen Menschen? Sie selbst steht in ungetrübter Reinheit da, zumal nachdem sie nach längerem Vagabondieren und Hinundherirrlichterieren in der zweiten Hälfte des achtzehnten und am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts von den großen Männern, die Deutschland damals zu Ehren gebracht haben, in ihr wahres Heimatland zurückgeführt und als die Genossin des Höchsten erklärt worden ist, was der Menschengeist hervorgebracht hat. Auch was in unserer gärenden Zeit in ihrem Namen gesündigt worden ist, vermag ihr Ansehen nicht ernstlich mehr zu gefährden. Dank jenen Befreiern des modernen Geschmackes, als deren Führer wir Herder verehren, sind wir jetzt imstande, die Bande des Gegenwärtigen zu zerreißen und durch alle Trübungen hindurch den leuchtenden Kern zu erspähen. Was für unvollkommene Beförderungsmittel sind Eisen-

bahnen und Dampfschiffe im Vergleich zu der Leichtigkeit, mit welcher unser Geist von jenen bahnbrechenden Männern gelernt hat, der Länder weiteste Strecken, der Zeiten weiteste Räume zu durchfliegen und, unbekümmert um alles Störende und Zufällige, in dem scheinbar Anderen das ewig Gleiche wiederzuerkennen! Welche Geschmacksverwirrungen also auch unser gegenwärtiges Zeitalter hat entstehen sehen, der theoretische Wert der Poesie ist dadurch nicht ernstlich erschüttert worden. Sie hat allerdings aufgehört, die tägliche und einzige Nahrung des Geistes und Herzens zu sein, wie sie es im epischen Zeitalter war; aber ihr Wesen wird heute von denen, die sich durch die Herrlichkeiten unserer materiellen Kultur nicht ganz haben unterjochen lassen, richtiger und tiefer gewürdigt als je. An die Musen und an die direkte Eingebung eines Gottes hat man aufgehört zu glauben; aber man ist dafür williger, an die Wahrheit der Poesie zu glauben. Die Musen würden sich heute nicht wie bei Hesiod mit den Worten einführen: "Ἴδμεν ψεύδεα πολλὰ λέγειν ἐτύμοισιν ὁμοῖα. Wahrheit und Wirklichkeit, Dichtung und Lügen flossen den Griechen und Römern noch um vieles leichter zusammen als uns. Heute gilt es als ein unanfechtbarer Satz, daß die Schöpfungen der großen Dichter eine höhere Form der Wahrheit darstellen und einen reicheren Gehalt an Wahrheit besitzen als die Wirklichkeit selbst, was man lateinisch nicht anders ausdrücken könnte als so: Verorum poetarum commenta ipsa veritate quodammodo esse veriora.

Aber trotz dieser theoretischen Wertschätzung hat die Poesie aufgehört, für das innere Leben der Erwachsenen dieselbe Bedeutung zu haben wie früher, und auch in der Schule ist sie jetzt wieder in engere Grenzen zurückgedrängt worden. Das ist zu bedauern. Denn sie darf sich ihrer Erfolge als Erzieherin rühmen. Gerade für das, was zu wissen am meisten frommt, ist sie zugleich die geschickteste Lehrerin. Direkt belehren zu wollen hat sie längst als ihrer unwürdig aufgegeben; aber mit ihrer sanften Gewalt weiß sie sich nicht bloß des Herzens, sondern auch des Geistes weit sicherer zu bemächtigen als die Wissenschaft selbst. Dabei ist sie nicht etwa bloß eine eigentümlich geschickte Übermittlerin des Wissens und der Einsicht, sie eilt vielmehr über die Grenzen, die der nüchternen Forschung gesteckt sind, hinaus und bietet ein Totalbild des menschlichen Lebens und Strebens. Wäre sie weiter nichts als eine an Unmündige sich

wendende Stellvertreterin der Wissenschaft, so wäre es gerechtfertigt, sie den Kinderjahren zu überlassen und die Kraft des Jünglings- und Mannesalters ganz und ungeteilt den Aufgaben des wirklichen Lebens und der eigentlichen Wissenschaft zu widmen. Doch nein, sie ist die höchste Erscheinungsform des menschlichen Geistes, und niemand ist jemals im Reiche der Geister so hoch gestiegen, daß er sich zu dem Dichter herniederneigen müßte. Das Stückwerk der einzelnen Wissenschaften findet in ihr seine Ergänzung, ja selbst der Philosophie fehlt etwas, was nur durch die Poesie hinzugefügt werden kann. Wer die Stimme der Dichtkunst zu vernehmen aufgehört hat, dessen Menschlichkeit hat eine bedenkliche Verarmung und Verflachung erlitten, er sei auch wer er sei. Wahrhaft große Männer der Wissenschaft wie des praktischen und politischen Lebens haben deshalb auch immer ihren Lieblingsdichtern die Treue gewahrt. Bismarck und Moltke, gewiß Männer kühler, klarer Denkweise, die allen phantastischen Windbeuteleien abgeneigt waren, sind doch inmitten ihrer angestrengten Tätigkeit Freunde der Dichtkunst geblieben. Es hieße auch völlig fehlgreifen, wenn man glauben wollte, für sie wie für andere, die, jeder auf seinem Gebiete, zu den Höhen emporgeklommen waren, habe es sich dabei nur um eine Erholung für müßige Stunden gehandelt: nein, sie alle suchten, mit mehr oder weniger Bewußtsein, mit einer Art von heiliger Sehnsucht, nach einer Ergänzung für das Stückwerk ihrer praktischen oder wissenschaftlichen Tätigkeit. Wem dieser Trieb erstorben ist, der ist nicht zu der normalen Entwickelung des Menschen gelangt, er mag auch noch so hoch gestiegen sein.

Freilich wollen die Werke der Poesie mit feiner Hand angefaßt sein; sonst entweicht ihre Seele. Für den öffentlichen Unterricht in vollen Klassen, meint man deshalb wohl, bedürfe es einer materielleren Kost. Eine solche ist z. B. das faßbar Tatsächliche der Geschichte. Derartiges zergeht nicht bei der Behandlung. Es ist körperhaft und widerstandsfähig. Man kann es hin und her werfen, und immer behält es seine festen Umrisse. Derartiges läßt sich in einer leidlichen Weise stets leicht erzählen und wiedererzählen. Auch der Erörterung ist es leicht zugänglich. Und daß sich die edle Flamme der Begeisterung an diesem Stoffe entzünden lasse, wird gleichfalls niemand leugnen können. Kurz, die Geschichte ist ein pädagogisch sehr ergiebiger Gegenstand, wenn sie richtig und geschickt, d. h. in philosophischem

Sinne behandelt wird. Geschieht dies aber nicht, so ist sie das Unfruchtbarste und Marterndste und nicht besser als ein naturwissenschaftlicher Unterricht, der durch die Breite des ausgeschütteten Materials seinen Mangel an Tiefe und Ideenhaftigkeit zu ersetzen sucht. Aber auch noch so geschickt behandelt, selbst wenn sie die lästige Breite des Kriegsgeschichtlichen noch so sehr einschränkt und auf den ganzen intriganten Teil der politischen Vorgänge verzichtet und von denen, die im Vordergrunde der politischen Ereignisse gestanden haben, alle die beiseite läßt, deren Glanz schon nach ein paar Jahren erblaßt war, selbst wenn sie diese Klippen vermeidet, sage ich, kann die Geschichte für die Poesie im Unterrichte keinen Ersatz bieten. Wie die andern Wissenschaften ist auch sie einst dem Mutterboden der Poesie entsprungen, und Quintilian nennt sie geradezu ein carmen solutum, ein Gedicht in Prosa. Auch kann sie selbst heute zu ihrer Wiederbelebung des Vergangenen die Unterstützung des poetischen Schaffenstriebes nicht entbehren. Deshalb bleibt sie aber doch etwas von der Poesie Verschiedenes und ist im Vergleich zu dieser etwas Äußerliches. Ihre Stimme ist die des Herolds, während die Poesie die in die Seelen dringende Kraft des Gesanges besitzt. Die Geschichte erzählt von den endlosen Bemühungen der Völker, zu vernünftigen, bequemen, gut balancierten inneren Zuständen zu gelangen, sowie von ihrem Streben, ehrgeizigen Nachbarstaaten gegenüber ihre Rechte zu wahren oder auf Kosten anderer ihre eigene Machtsphäre zu erweitern. Das ist ein interessantes, des denkenden Menschen würdiges Studium, dem es gewiß nicht an Größe fehlt. Aber von dem Innern des Menschen, wie Lessing sagt, lehrt sie zu wenig kennen. Dies ist doch aber der Hauptgegenstand des menschlichen Interesses. Von der Poesie nun, d. h. von der wahren Poesie, die seltener ist als Gold und Perlen und im Gegensatz zu der so schnell alternden Wissenschaft stets jugendlich bleibt, kann man sagen, daß sie zu den Belehrungen der Geschichte den höheren und feineren Kursus hinzufügt. Um das deutlich zu fühlen, braucht man nur die rein historischen Charaktere berühmter Männer, d. h. solche, die nicht mit Hilfe einer machtvollen Poesie ausgestaltet sind, mit den Charakteren zu vergleichen, die ein echter Dichter geschaffen hat. Im Vergleich zu diesen sind jene blasse Schatten, *νεκύων ἀμενηνὰ κάρηνα*, blutlos, matt, schwankend, ohne Atem und Leben. Was sind Perikles, Cäsar, Karl der Große,

selbst Napoleon im Vergleich zu Richard III., Hamlet, Macbeth! Die Historiker selbst können ja freilich ihres Amtes nicht walten, wenn sie nicht zugleich etwas von der Schaffensfreudigkeit des Dichters haben. So gelingt es ihnen denn bisweilen, von großen Männern der Vergangenheit ein Bild zu entwerfen, das zu leben scheint. Aber die fortwährende Rücksicht auf die überlieferte Wirklichkeit lähmt die gestaltende Kraft. Sie dürfen aus dem, was ihre Quellen Glaubwürdiges sagen, nichts Wesentliches beiseite liegen lassen und dürfen auch nichts Wesentliches hinzufügen, ohne einen Wirklichkeitsschein beibringen oder es auf eine zwingende Schlußfolgerung stützen zu können. Aber selbst wenn es ihnen trotz dieser Schwierigkeiten gelänge, frei einherschreitende Gestalten zu schaffen, so würde diesen als Menschen der Öffentlichkeit doch immer der Reiz des intimen Lebens abgehen. Plutarch, der für das Politische und Kriegsgeschichtliche nur ein mäßiges Interesse hat und in erster Linie immer darauf aus ist, hinter den großen Männern der Geschichte den Menschen zu zeigen, wird von der strengen Wissenschaft nicht ernst genommen, obgleich er eben deshalb, weil er mehr Moralist und Dichter als Historiker ist, sich des Beifalls der Besten zu erfreuen gehabt hat. Um bis zum Nerv des Wollens zu gelangen, dazu bedarf es eines wesentlich anderen Materials, als aus Archiven und sonstigen Aufzeichnungen über die großen Ereignisse der Vergangenheit geschöpft werden kann. Nur ausnahmsweise gestatten spontan entstandene Briefe oder ehrliche Tagebuchblätter, sich von dem eigentlichen Wollen eines großen Mannes eine Vorstellung zu machen. Manifeste und öffentliche Erklärungen sind wichtige historische Dokumente, genügen aber kaum je, um daraus ein lebendiges Wesen zu konstruieren. Der Dichter aber besitzt den Zauberstab des Hermes, τῇ ὑπνώοντας ἐγείρει. Freilich erweckt er sie zu einem andern Leben, als ihr wirkliches gewesen war. Deshalb siegt er auch über den Historiker, so oft er mit ihm zusammentrifft. So groß ist die gewinnende Kraft seiner Schöpfung, daß er selbst die unterjocht, denen der wirkliche, von seiner Schilderung an so vielen unwichtigen und wichtigen Stellen abweichende Sachverhalt wohlbekannt ist. Wie matt und unbedeutend erscheint der wirkliche Wallenstein neben dem Schillers, der wirkliche Egmont neben dem Goethes! Es ist aber keineswegs bloß die siegreiche Schönheit, mit der diese und ähnliche Dichtercharaktere aus-

gestattet sind, die ihre historischen Gegenbilder ganz aus unserem Interesse verdrängt. Neben dem historischen Wallenstein, einem rohen, gemein ehrgeizigen Bandenführer, steht der Schillers wie ein Wesen höherer Art, ein wirklicher Feldherr, klug berechnender Politiker, ernst und tiefsinnig über des Menschen Tun grübelnd, und zugleich ausgestattet mit dem mystischen Reiz eines poetischen Aberglaubens. Ebenso ist der Egmont Goethes nicht bloß ein aus politischen Gründen so und nicht anders handelndes Wesen, sondern sein Entschluß wird aus dem tiefen Grunde eines wahrhaft menschlichen Charakters abgeleitet, und er ist bei aller individuellen Bestimmtheit zugleich der Typus des glücklichen, mit jenem guten leichten Sinne ausgestatteten Menschen. Aber selbst wenn ihnen und ihresgleichen in dem Werke des Dichters ganz das Sympathische eines idealen Glanzes fehlte, würden sie doch, wenn von einem wirklichen Dichter gezeichnet, dieses vor den Charakteren der Geschichte voraus haben, daß wir nahe an den Quellpunkt ihrer Entschlüsse herankämen und den ganzen Entwickelungsprozeß ihrer Entschließungen vorgeführt bekämen.

Aristoteles sagt von der Tragödie, man solle von ihr nicht *πᾶσαν αἰτεῖν ἡδονήν, ἀλλὰ τὴν οἰκείαν*. So soll man auch von der Geschichte nicht das Unmögliche verlangen. Sie hat so Vieles, so Wichtiges und so Schönes aus dem Schiffbruch der Vergangenheit gerettet und bietet so interessante Belehrungen über das Entstehen und die Wandlungen der staatlichen und sozialen Zustände, daß ihr ein Ehrenplatz unter den Wissenschaften unter allen Umständen gesichert bleibt. Aber sie genügt nicht dem menschlichen Sehnen nach Erkenntnis, ganz ebensowenig als die reichen und interessanten Belehrungen der Naturwissenschaft jemals unseren Hunger und Durst werden stillen können. Dieses Höchste kann nur durch die Philosophie und die Poesie geleistet werden. Von diesen beiden aber möchte die größere bildende Kraft der Poesie innewohnen. Wenn es den Mann von dieser weg zu Philosophie treibt, so ist das durchaus verständlich. Aber aus mehr als einem Grunde ist die Poesie ergiebiger für die Bildung der Jugend. Es wäre aufs höchste zu bedauern, wenn es dem nüchternen, praktischen Rationalismus und Utilitarismus unserer Zeit je gelingen sollte, sie in den Schulen in immer noch engere Grenzen zurückzudrängen, um für geschichtliche

und naturwissenschaftliche Belehrungen mehr Raum zu gewinnen. Das hieße wirklich von der Goldwährung zur Silberwährung übergehen. Die Poesie spricht nicht recht zu dem Herzen des unermüdlich arbeitenden, stets und einzig auf Mehrung des Wohlstandes und der Macht gerichteten Mannes unserer Zeit; wer sie aber in Worten verachtet und als ein müßiges Spiel erklärt, scheidet damit aus aus der Reihe der Gebildeten. Nicht alle Zeiten sind ihr im gleichem Grade günstig, nur selten auch ist ganz echte Poesie entstanden, die die siegreiche Kraft hatte, in eine weite Ferne zu wirken, allem Wechsel der Zeiten zum Trotz; aber bisher hat sie sich von unverwüstlicher Lebenskraft gezeigt. Bisweilen glich sie einem wohlgepflegten Garten, immer aber wenigstens der ärmlichen und doch so ansprechenden Vegetation, die Schutt und altes Gemäuer zu überziehen pflegt. Eine andere Frage ist die, ob vielleicht im ferneren Verlaufe der menschlichen Entwickelung eine Periode kommen wird, wo in dem Menschen die beim poetischen Hervorbringen und beim Erfassen des Hervorgebrachten tätigen Organe erstorben sein werden. Schon liegt sie weit hinter uns, die Zeit der naiven Poesie, wo die Dichter sangen, wie der Vogel singt, wie der Seidenwurm spinnt. Dem instinktiv sichern Schaffen der Einbildungskraft hat sich früh die besonnene Tätigkeit der Vernunft zugesellt. So ist denn eine zweite Art von Poesie entstanden, die von jener ursprünglichen, hier und da auch heute immer noch wieder hervorbrechenden verschieden ist, die aber doch, wie Schiller in seiner Abhandlung über die naive und sentimentalische Dichtung ausführt, berechtigt ist und sogar einem höheren Ziele zustrebt als jene erste. Man kann sich allerdings eine Zeit vorstellen, wo die verstandesmäßige und vernunftgemäße Tätigkeit vielleicht ganz über die heiter und frei schaffende Einbildungskraft gesiegt haben wird. Bei einem großen Teile der heutigen Menschen ist dieser Zustand schon eingetreten. In dem Arbeiter, der den Tag über die ganze Kraft seiner Muskeln anstrengen muß, ist bald nur noch so viel nüchterne Geisteskraft vorhanden, als durchaus notwendig ist, sein äußeres Leben in Ordnung zu halten. Auch der großen Masse der Beamten, die Tag für Tag in demselben kleinsten Kreise sich herumdrehen, ohne für die Betätigung ihrer edleren geistigen Kräfte jemals dabei Gelegenheit zu finden, geht es nicht viel besser. Und erfahren die wissenschaftlichen Arbeiter nicht meist an sich das-

selbe? In einen Spezialwinkel verkrochen, hören sie bald auf, vollständige Menschen zu sein, wenn sie sich nicht zwingen oder durch die Gunst der Umstände gezwungen werden, einen Teil ihres Interesses für Dinge zu bewahren, die mit ihrer Spezialität nichts zu tun haben. Muß sich dieser Geist einer beschränkten geschäftsmäßigen Nüchternheit nicht auch ihren Nachkommen mitteilen? Nicht so schnell als man fürchten sollte. In allem, was sich neu ins Leben drängt, regen sich immer wieder mit frischer Betätigungslust auch die im Mannesalter heute meist fast erstorbenen Triebe. Daß sie aber noch die gleiche Energie haben wie einst im Kindesalter der Menschheit, wird niemand behaupten wollen. Es war freilich ein Gewinn, daß neben ihnen die Vernunft erstarkte und ihre wuchernde Willkür in engere Grenzen zog. Ihnen aber während der fruchtbaren Jahre des Werdens alle Nahrung entziehen, heißt in den Irrtum der Stoiker verfallen, die in ihrem Vernunftrigorismus die vernunftlosen Triebe einfach als schädlich bekämpften. Aristoteles antwortete ihnen, was man πάϑη nenne, sei dem Menschen zu seinem Nutzen gegeben worden; nicht ausrotten solle man sie — das hieße die menschliche Natur verstümmeln —, sondern angemessen regeln und gestalten. Aus bloßen Naturwesen sind wir allmählich zu einem hohen Grade des Bewußtseins gelangt. Ziemt es sich da nicht, im Laufe der Entwickelung ganz natürlich entstandene Lücken auszufüllen und weiteren drohenden Verlusten vorzubeugen? Bekannt ist der Platonische Mythos vom Seelenwagen. Das eine der beiden davor gespannten Rosse, von Plato ϑυμὸς genannt, ist seiner Natur nach edel und fügsam und gehorcht dem göttlichen Wagenlenker (νοῦς); das andere (ἐπιϑυμία) ist ungestüm und rebellisch und bisweilen, siegend über das andere, reißt es den Seelenwagen erdwärts fort. Zur vollen Entfaltung des Menschlichen gehört aber auch die Kultur jener edlen Erregbarkeit, die er ϑυμὸς nennt. Sie leiht dem Geiste ja doch die Schwingen. Dieses schwer zu verwirklichende Gleichgewicht zu suchen sollte auch die Pädagogik ihre Hauptaufgabe sein lassen und der Tendenz einer Zeit, wie die unsrige, die auf praktische Vernünftigkeit geht, etwas nachdrücklicher, als es der Fall ist, entgegenarbeiten. Nur wenn alle in ihr angelegten Kräfte, gegenseitig sich unterstützend, sich zu einer harmonischen Gesamtwirkung zusammenschließen, können Gewinne erzielt werden, die nicht durch bedenkliche Verluste haben erkauft werden müssen.

Den beim Fortschreiten natürlichen Verlusten bewußt und methodisch entgegenzuarbeiten, gehört zu den Hauptaufgaben der Selbsterziehung wie der Erziehung anderer. Es gibt Inseln, die auf der einen Seite durch Anschwemmungen wachsen, aber auf der entgegengesetzten in demselben Maße hinschwinden. Ihnen ähnelt der Mensch, das Individuum sowohl wie die Menschheit im ganzen. Dem, was er gewinnt, stehen Verluste gegenüber. Von dem, was man hat, soll man deshalb soviel wie irgend möglich in die nachfolgende Lebensperiode hinüberzuretten suchen und möglichst wenig angefangene Fäden abreißen lassen. Wie traurig, wenn einer als Mann ganz nur Mann, als Greis ganz nur Greis ist! Ciceros Cato lobt sich den Jüngling, der etwas vom Greise, den Greis, der etwas vom Jüngling an sich hat. Der Fortschritt der Jahre bringt Reife, er bringt aber auch Verwüstungen. Nicht alles, was da abbröckelt, ist völlig erstorben. Der glimmende Funke kann oft noch lange erhalten, ja gestärkt werden. Man kann auch Schutzwehren errichten gegen die Brandung des Lebens, so wie man Inseln, an deren Erhaltung etwas liegt, an den gefährdeten Stellen durch kunstgerechte und klug berechnete Bauten gegen den wütenden Anprall der Wogen schützt. In dem Dämmerreiche der Empfindung, in den Zaubergärten der Einbildungskraft ruht es sich nicht etwa bloß gut aus nach der nüchternen Tagesarbeit auf den staubigen Straßen des Lebens, sondern es rauschen dort Quellen der Stärkung und Verjüngung. Auch führen von dort immer noch die Wege zu jenen höchsten Höhen hinauf, zu jenen tiefsten Tiefen hinab, zu welchen es uns auch heute mit ungestillter Sehnsucht hinzieht, solange nämlich nicht der kalte Hauch des Lebens die schönsten Knospen unserer Seele ertötet hat. Zu den grundlegenden Überzeugungen aber, auf welchen sich die Pädagogik aufbauen muß, gehört vor allem diese, daß die Jugend für alles Höchste ein ahnendes Verständnis besitzt. Der übervorsichtig gewordene und völlig ernüchterte Mann lächelt zu ihrem Wagemut. Völlig ausgefüllt durch die Teilprobleme ihrer Spezialwissenschaft, haben selbst berühmte Forscher die größere Hälfte ihres fleißigen Lebens ruhig hingebracht, ohne durch die Rätsel des Lebens weiter beunruhigt zu werden. Aber diese Ruhe, diese Bescheidenheit kann sich der werdende Mensch nicht geben. Der positive Ertrag seiner dem Höchsten zufliegenden Erkenntnislust ist meist ein geringer; aber das Wissen, das wie ein

quellender Keim im Innern weiterlebt, steht jenem andern, das, in feste Form gebracht, an die Oberfläche herausgetreten ist, an Würde wahrlich nicht nach. Es wirkt doch nach für das Leben, wenn man in der Jugend, dem natürlichen Hange des Alters folgend — denn der Jüngling ist **sublimis et acer** — auf den Flügeln der Poesie sich aus den trüben Tiefen des fragmentarischen Lebens zu jenen Höhen hat emportragen lassen, von welchen aus gesehen der Sinn und Plan des Ganzen sich deutlicher enthüllt. Praktische Leute nennen das jugendliche Überschwenglichkeit und erblicken darin weiter nichts als Unreife. Aber sie haben unrecht. Das Beste, was auch später in dem reifen Mann lebt und webt, stammt aus dieser Quelle. Und meint man wirklich, daß von der Blüte nichts geblieben ist, nachdem sie hingewelkt ist? Ihrer unzählige fallen wohl ab, ohne ihre Erfüllung zu finden; aber der Ertrag ist dem Baum schon gesichert, wenn von den vielen auch nur wenige sich weiter entwickeln. Ja es würde ihm nicht zum Segen gereichen, wenn alle Blüten zu Früchten gediehen, und, wem es mehr auf die Qualität als auf die Quantität der Frucht ankommt, der entfernt von dem Reste der Blüten, den Frost, Sturm und Regen verschont haben, noch einen Teil, in der Hoffnung, daß die übrig gelassenen, wenn sich die Kraft des Baumes nicht zu zersplittern braucht, desto süßere Früchte tragen werden. Tritt die Poesie aber auch im Laufe der natürlichen Entwickelung des menschlichen Charakters während des Mannesalters zurück, um der praktischen Tätigkeit oder dem wissenschaftlichen Arbeiten die erste Stelle einzuräumen, so ist es doch eine traurige Verkümmerung, wenn sie in der Seele des Mannes vollständig erstorben ist. Sie ist kein bloßes Spiel der Jugend, ist aber selbst ihrem Charakter nach jugendlich und hat deshalb zur Jugend ein näheres Verhältnis als zu den nachfolgenden Lebensaltern. Aber sie schwindet kaum je ganz. Eben weil sie dem Menschen durchaus natürlich ist, fährt sie fort, selbst inmitten einer nüchternen und innerlich armen Lebensarbeit, die auch nicht einen Tropfen nährenden Öls in ihre heilige Flamme gießt, ein geheimes Leben zu fristen. Freilich entartet dieser Trieb leicht, zumal inmitten einer Civilisation, die sich von der Mutterhand der Natur losgelöst hat und an raffinierten materiellen Genüssen überreich ist. Die Poesie selbst ist stets willig, über alle außerordentlichen Vorgänge und Zustände des Lebens ihren Schönheitsglanz

auszugießen, aber dem rohen oder verrohten Gemüte ist sie in ihren reinen Formen nicht genehm. In allen seinen Gestalten hat das Leben von Zeit zu Zeit einen Feiertag. Nach so vielen nüchternen Stunden verlangt auch den Flachsten und Leichtsinnigsten gelegentlich nach freundlicher Helle und beseligenden Fernblicken. Betrachtet man nun, wie ungeschickt der erfindungsreiche moderne Mensch, der sich so viele überflüssige Genüsse und Bequemlichkeiten erfunden hat, der seinen Wohlstand so erfolgreich gesteigert und seine Herrschaft über die Natur so weit ausgebreitet hat, nicht bloß geblieben, sondern geworden ist, sich die Stunden seines Ausruhens und die Höhepunkte seines Daseins zu heiligen und mit einem idealen Glanze zu umgießen, so kann man sich der Wahrheit nicht verschließen, daß diese auf ihre Erfolge so stolzen modernen Menschen, so praktisch, so tätig und geschickt sie sind, doch unvollkommen ausgerüstet in das Leben getreten sind. Das Hauptorgan eines beseligenden und heiligenden Genießens ist ihnen verkümmert, während das Verlangen nach Genuß geblieben ist. Kann man sich da wundern, daß sie in den Stunden, wo sie ihre Arbeitsmaschine stillstehen lassen dürfen, unter das Menschliche herabsinken? Die Alten redeten von einer **ars fruendi**. Dieser Ausdruck gibt zu denken. In den Jahren der regsten Bildung muß etwas Wichtiges vernachlässigt worden sein, wenn die meisten nach den Mühen ihres Berufes, um sich zu erholen, nicht viel Höheres sich ersinnen können als verrohte Matrosen, wenn sie nach den Entbehrungen und Mühen einer langen Seefahrt endlich in den ersehnten Hafen eingelaufen sind. Es genügt nicht, den Körper und den Geist zu kräftigen, zu praktischer Tätigkeit und nüchterner geistiger Arbeit geschickt zu machen: der so leicht verrohenden Sinnlichkeit muß durch die Berührung mit dem Schönen die Sehnsucht nach dem Höheren eingebildet, durch Pflege des Empfindungslebens und der doch auch menschlichen Einbildungskraft dem in der Routine seiner gewöhnlichen Arbeit so leicht erstarrenden Geiste die Strebefreudigkeit erhalten werden. Wie es die Könige aus dem Geschlechte der Vögel aus dem innersten Drange ihrer Natur heraus treibt, sich in die reinen Lüfte zu erheben und über schroffen Fichtenhöhen ausgebreitet zu schweben, so liegt auch im Wesen des Menschen der Trieb sich in den Stunden der Weihe zu überschauenden Höhen, wo die Unruhe und Begehrlichkeit schweigt, emporzuschwingen. Die Poesie

und das Verlangen nach ihr sind so alt wie die Menschheit selbst. Nicht erst die alternde, von ihrer ursprünglichen Natur abgefallene Menschheit etwa hat sich zu so vielen anderen überflüssigen und zugleich schädlichen Genüssen die poetischen erfunden, sondern ein Symptom des Alterns und Verfallens ist es vielmehr, wenn die nicht bloß schöne, sondern auch gehaltreiche Poesie, sie, die edle Bildnerin des Moralischen und Intellektuellen in uns, keinem tiefen Bedürfnis mehr entspricht, deshalb nicht mehr ernst genommen und als ein äußerer Schmuck des üppig gewordenen Lebens angesehen wird. Wer den Trieb nicht mehr kennt, in den geweihten Stunden seines Daseins sich auf den Flügeln der Dichtung über das Alltägliche zu erheben, mit dem Auge des Dichters zu sehen, mit seinem Herzen zu fühlen, mit seinem Kopf auch zu denken, der ist, mag er seine Angelegenheiten auch noch so vernünftig geordnet haben, mag er äußerlich auch noch so hoch gestiegen sein, doch unter das Menschliche gesunken. Durch keinen Gewinn an Reichtum und Macht kann der Verlust, den er erlitten hat, gedeckt werden. In der rastlosen Geschäftigkeit seines tätigen Lebens ist aus Mangel an Nahrung verdorrt abgefallen, was zu den vornehmsten Teilen der menschlichen Anlage gerechnet werden muß.

2.

Trotz der an edlen Früchten so reichen literarisch-ästhetischen Periode, die der heutigen industriellen und politischen vorausliegt, sind selbst die Gebildeten im allgemeinen wieder weit davon entfernt, von dem Werte und dem Wesen der Poesie würdige Vorstellungen zu haben. Von dem Schifflein der Wahrheit auf einen Augenblick verdrängt, schließen sich die Wogen des Irrtums immer von neuem zusammen. Es verlohnt sich deshalb, gewisse unanfechtbare ästhetische und kulturhistorische Wahrheiten immer wieder zu betonen. Steht er nicht heute wieder in voller Blüte, der Irrtum, als sei die Poesie im Vergleich zu dem Sprachstudium, zur Geschichte, zur Mathematik, zur Naturwissenschaft nur eine res ludicra, als führe sie in die nichtige Traumwelt der nugae canorae, als erwecke sie einen bloßen Rausch der Phantasie, der für alle ernste Arbeit des Lebens wie der Wissenschaft untauglich mache? Auch für die Schule könnte sie weit mehr sein, als sie ist. Auf die Periode der Romantik, die von einer Poesie

der Poesie träumte, ist eine Periode übergroßer Nüchternheit gefolgt. Mehr als am Anfange des Jahrhunderts tut es heute vor allem not, daß sich der Lehrer selbst an dem Weisheitsquell der großen Dichter, der alten wie der modernen, recht voll getrunken, ihrer Blumen sich recht viele gepflückt habe, damit ihm ihre Zeugnisse, ihre wirkungsvoll formulierten Lehren bei allen sich bietenden Gelegenheiten gleich zu Gebote stehen. Für nichts ist auch die Jugend sicherer zu gewinnen; denn die Poesie besitzt eine blanda vis und vox. Dabei sind ihre Schätze leichter zu heben als die der Wissenschaft. Denn in ihrem kleinsten Teile ist oft das Ganze. Ohne ihre Stirn in Grüblerfalten zu legen, wird sie zur Offenbarerin der höchsten Wahrheiten. Denn der Dichter saß in der Götter urältestem Rat, er ist ein Gefäß göttlicher Wahrheit, ein divinae mentis vas et receptaculum. Deshalb kann er mit seiner Fackel in jene tiefsten Tiefen unseres Innern hineinleuchten, aus welchen im letzten Grunde auch die Prinzipien für eine gedeihliche Gestaltung der politischen und sozialen Verhältnisse hergeleitet werden müssen. Wie tief würden wir sinken, vatem nisi Musa dedisset! Man erwäge, was den Denkenden unter den heutigen Menschen Goethes Faust geworden ist, wieviel dann durch ihre Vermittelung nach unten gedrungen, durch wie viele Kanäle die Weisheit unseres großen Dichters in die Breite gedrungen ist. Die Poesie, d. h. die wahre Poesie, ist nicht bloß ein Genußmittel, sondern ein Hauptnahrungsmittel. Sie bringt allen etwas, und ihr Gehalt ist gar nicht auszuschöpfen. Die Poesie und Philosophie allein können zum ganzen Menschen machen und die Totalität des Menschlichen in uns erhalten. Sie sind deshalb heute doppelt notwendig. Ohne sie verkommen wir im Ansturm der heutigen Lebensauffassungen. Ohne sie zersplittern wir oder frieren an irgend einer untergeordneten Stelle an oder fallen einer platten und gemeinen Denkweise zum Raube. Die Weisheit des Dichters ist aber von einer gewinnenderen Wirkung als die des Philosophen. Sie ist auch vielseitiger und weiß leichter aus ihrem dunklen Drange Ergänzungen zu finden. Ihre Sätze sind nicht dogmatisch formuliert. Deshalb macht sie nicht so leicht störrisch und erweckt nicht den Widerspruch. Man ergibt sich ihr gern. Namentlich in der Jugend öffnen sich ihr alle Poren der Seele. Versäumt es die Schule, diese brennende Sehnsucht nach Poesie in ausreichendem Maße zu befriedigen, so stellt sich eine unersättliche,

wahllose Leserei ein, durch welche Geist und Gemüt geschädigt werden. Unsere Sorge muß sein, daß die noch unbeschriebene Tafel des jugendlichen Geistes beschrieben, nicht hastig vollgeschmiert werde. Es bringt mehr Gewinn, sich in einen passend sich ergänzenden Kreis von Meisterwerken einzuleben, als in atemloser Hast die ganze Breite der Weltliteratur zu durchstürmen und namentlich immer alles Neueste zu verschlingen. Sollte die Schule nicht in diesem Sinne die Führerschaft übernehmen müssen? Denn daß sie das schon tue, kann man unmöglich zugeben: sie bietet eine zu spärliche Kost, und mancherlei deutet darauf, daß auch die gewöhnliche Art der Darbietung nicht der Würde des Gegenstandes entspricht. Vor allem aber gilt es, die sich immer wieder hervorwagende Meinung, die Poesie sei etwas Nutzloses, ja Schädliches, mit allem Nachdruck zu bekämpfen.

Man muß gestehen, daß für eine vernünftige und vorteilhafte Gestaltung des Lebens, des privaten wie des öffentlichen, mit einem Teile der menschlichen Geisteskraft auszukommen ist. Aus der mehr oder weniger klaren Erkenntnis dieser unbestreitbaren Wahrheit stammen ja auch die meisten Anklagen, die gegen die Schule erhoben worden sind. Anstatt sich nun fortwährend zu weiteren Zugeständnissen bereit zu erklären, sollte die Schule mit Klarheit und stolzem Selbstbewußtsein auf ihre höheren Ziele hinweisen. Mit Staunen und Unwillen glauben sich viele später bewußt zu werden, wie wenig doch von dem, was sie während der langen Jahre einer an Freude und Behagen armen Jugend in der Schule haben lernen müssen, nachher im Leben verwendbar ist, wie schnell es hingeschwunden, und wie mangelhaft ausgerüstet sie schließlich an die Aufgaben des Lebens haben herantreten müssen. Von ganz wenigen abgesehen, kommt die Hauptmasse eines Volkes allerdings mit elementaren, schnell, sicher und leicht zu erwerbenden Kenntnissen und einer wenig hoch potenzierten Geisteskraft aus. In den Augen des praktischen Menschen ist es deshalb eine Torheit, unter Mühen so vieles erwerben zu lassen, was nachher keine Verwendung findet, und den Geist zu einer Art Präzisionsinstrument machen zu wollen. Hat man denn, um Brot zu schneiden, das feingeschliffene Messer des Chirurgen nötig? Überdies sind alle feinen Instrumente empfindlich. Was man alle Tage für die gewöhnliche Arbeit im Hause braucht, muß aus gröberem Stoffe gemacht sein: solch Handwerkzeug leistet bessere Dienste und ist dauerhafter. Ein Volk also, welches dem

heutigen Doppelideale, sich finanziell und militärisch möglichst leistungsfähig zu machen, zustrebt, scheint in der Tat, wenn es sein Leben auf der trotz aller Zugeständnisse in der Hauptsache unerschütterten Grundlage der heutigen Jugendbildung aufbaut, einen weiten Umweg zu nehmen, sich schlecht für seine Aufgaben vorzubereiten und einen Teil seiner Kraft nutzlos zu vergeuden. In solchen Reden steckt viel Wahrheit, aber eins wird dabei doch übersehen. In jenem Überschusse nicht direkt im späteren Leben verwertbarer geistiger Kulturelemente, den, von den technischen abgesehen, alle Schulen, auch die einfachsten Volksschulen, zu verschaffen sich ernst angelegen sein lassen, ist eine mächtig in die Höhe treibende Kraft. Wir können sie allerdings nicht messen, wie die Wärme und die Feuchtigkeit der Luft; aber sie ist vorhanden. Könnte sie plötzlich hinweggenommen werden, so würde das Antlitz der Menschheit ganz seinen Ausdruck verändern, und auch auf den heute bevorzugten Gebieten der materiellen Kultur würde der Rückschritt nicht lange ausbleiben. Damit soll aber durchaus nicht behauptet werden, daß ein Volk, welches, unbekümmert um das Nützliche, seinen Unterricht ideal gestaltet hat, einem andern von mehr praktischer Denkart, das sich an einer kaum merklichen Erhebung über das praktisch direkt zu Verwertende genügen läßt, deshalb früher oder später auf dem Gebiete des Handels, der Industrie, des Heerwesens den Rang ablaufen müsse. Praktische Menschen, die an dem Höheren nur eben mit dem Lippenrande gekostet haben, haben stets mehr Aussicht, zu Geld und Macht und Ehre zu gelangen, als andere, deren Durst nach geistiger Kost nicht so leicht zu stillen war. Dieses aber ist sicher, daß der heutige Utilitarismus noch unsichtbar von dem in langer Pflege erstarkten Idealismus gestützt wird. Wieviel er aus eigener Kraft vermag, wird erst klar werden, wenn eine rein materielle Kultur zur uneingeschränkten Herrschaft gelangt ist, wenn vor allem die Schulen endlich, wie die Zeit es will, nach Ausscheidung alles idealistischen Plunders ganz auf das im privaten und öffentlichen Leben Brauchbare zugespitzt sein werden und ein Geschlecht herangewachsen ist von ausgebildetem Wirklichkeitssinn, das alles vom Dienste bestimmter Absichten losgelöste Denken perhorresciert, zum Handeln aber kräftig ist und geschickt den Augenblick zu ergreifen.

Die heutige Menschheit ist an ihren alten Idealen irre geworden. Sie will weder von einer religiösen, noch von einer philosophischen,

noch von einer ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechtes mehr reden hören. Ein reges Interesse für Handel und Industrie und für politische Machtentfaltung ist an die Stelle des friedlich nach innen gekehrten Bildungsstrebens getreten. Aber so recht traut die Zeit sich selbst doch nicht. Es gewittert überall. Der Boden scheint unsicher. Bisweilen steigt die Furcht auf, es möchte dieses Wetterleuchten und Zucken doch schließlich zu einer Katastrophe führen, die das ganze, so mühsam auf der Basis des Friedens errichtete Gebäude des materiellen Wohlstands umstürzen würde. Deshalb sehnt man sich für den Unterricht und für die Selbstbildung nach Belehrungen über gesellschaftliche und wirtschaftliche Fragen. Denn, um gleichgültig gegen das Vergangene wie das Zukünftige ganz nur dem Gegenwärtigen zu leben, dazu ist das Menschengeschlecht doch zu alt und nachdenklich geworden. Die Bürgerkunde und die soziale Wissenschaft stehen deshalb im Vordergrunde des Interesses und werden, so zu sagen, als der höhere Kursus und als die Ergänzung der aufs Praktische gerichteten Bildung angesehen und sollen jene ersehnte Belehrung über das Woher und das Wohin verschaffen. Solange man sich aber mit diesen Betrachtungen in dem Kreise der eigentlichen Geschichte hält, gewähren sie keine finale Beruhigung, mag man sie räumlich und zeitlich auch noch so weit ausdehnen. Es ist gar nicht möglich, den Kernpunkt der sozialen Frage zu erfassen, ohne von dem Innern des Menschen überhaupt, ohne von dem Wesen dieses unruhig bewegten Strebens, welches man Leben nennt, sich mit der Kraft seines Geistes wie seiner Einbildungskraft tief nachdenkend und tief nachempfindend eine klare Anschauung geschaffen zu haben. Dazu eben leisten aber die Philosophie und die Poesie die beste Hilfe. Sie sind die einzigen Quellen, aus welchen ein Trunk den Durst, wenn auch nicht auf ewig, doch auf längere Zeit stillt. Mehr aber noch als aus der Philosophie läßt sich aus der Poesie für das tiefere Erfassen menschlicher Zustände gewinnen. Denn die Philosophie ist, solange sie systematische Philosophie war, bisher immer dem Irrtum ausgesetzt gewesen, während die echte Poesie, die allerdings seltener ist, als man meistens glaubt, den Charakter einer Offenbarung trägt. Sie teilt diesen Vorzug mit der Kunst überhaupt; an pädagogischer Ergiebigkeit für die Bildung des werdenden wie des gereiften Menschen aber übertrifft sie alle Künste, obgleich die anderen, eine jede in ihrem

engeren Gebiete, noch mächtigere Wirkungen erzielen. Sie ist die vielseitigste und zugänglichste. In ihr sind alle Künste zusammengefaßt. Deshalb ist sie auch überall und zu allen Zeiten die Hauptlehrerin des Menschengeschlechtes gewesen. Erst in den letzten beiden Jahrhunderten ist ihr in der hoch entwickelten Musik eine Rivalin erstanden. Diese steht aber dem Denken zu fern, als daß sie einem Wesen, bei welchem Denken und Empfinden innig vermählt sind, ganz und in allen Stimmungen stets genügen könnte, obgleich ihr die Kraft innewohnt, einen Teil des von der Poesie Erreichten in noch größeren Tiefen zu beleuchten. Dazu kommt, daß selbst über das Durchschnittsmaß hinaus befähigte Menschen den Zugang zu dieser Kunst nicht finden. Trotz ihrer unvergleichlichen Wirkungen kann sie also als Erzieherin des Menschengeschlechtes nicht von ferne dieselbe Rolle spielen wie die Poesie. Wer durchaus unmusikalisch ist, kann immer noch als Mensch gelten. Ja unter den wirklich großen Männern hat es ganz hervorragend unmusikalische gegeben. Vor allem muß Goethe als unmusikalisch gelten: den harmlosen Kompositionen seines Freundes Zelter gab er vor denen Fr. Schuberts den Vorzug. Auch auf Bismarck möge verwiesen werden. Der Poesie ist dieser inmitten seiner Sorgen und Geschäfte treu geblieben, und er würde überhaupt durch die bloße staatsmännische Klugheit und diplomatische Gewandtheit nicht seine großen Erfolge davon getragen haben, wenn er nicht nach der Art der Dichter ein intuitives Erfassen aller bei einer Entschließung in Frage kommenden psychologischen Momente besessen hätte. Für die Musik aber scheint er nur gerade so viel Verständnis besessen zu haben, als nötig ist, um an einem Studentenliede Gefallen zu finden. Der erste Napoleon anderseits hat mit allem seinem Genie nur ein Kartenhaus errichten können, weil er es gar nicht verstand, mit dichterischem Auge in den Seelen der Könige und Völker zu lesen, und fast den grausamen Spott verdient, den Lanfrey deshalb über ihn ausgegossen hat.

Wie kommt es nun, daß die Poesie, die doch von den Größten und Besten so ziemlich allen als eine Lehrerin, Wohltäterin, Trösterin, gefeiert worden ist, trotzdem sie ihre siegreiche Kraft auch heute in einem ihr wenig günstigen, praktischen und politischen Jahrhundert behauptet, doch von den Pädagogen im allgemeinen nur mit kühler Achtung behandelt wird? Vor allem ist ja doch der Satz aufgestellt

worden, daß die poetische Lektüre in der Schule hinter der historischen zurückzustehen habe. Bei der Auswahl des zu Lesenden ferner zeigt man Neigung, anderen von unzweifelhaft höherem Werte solche Dichtungen vorzuziehen, welche geschichtliche Stoffe behandeln. Manche Pädagogen scheinen der Meinung zu sein, daß erst die Anlehnung an die Geschichte in das anmutige Spiel der Musen Gehalt und Tiefe bringe. Schließlich pflegt man die Dichter heute nicht sowohl ästhetisch als historisch zu erklären. Dies letztere kann nun freilich nicht wundernehmen. Ist es doch leicht, in reicher Ausführung die historischen Beziehungen und Andeutungen einer Dichtung nach allen Richtungen zu verfolgen, während die ästhetische Erklärung sehr feiner Natur ist und eben dadurch schwierig wird, weil sie es nicht mit so Materiellem, in Worten leicht gleich Ausdrückbarem und Mitteilbarem zu tun hat.

Man hat, seitdem das ästhetische Problem tiefer erfaßt worden ist, oft von dem verdeutlichenden Spiegel der Kunst geredet. Der Theorie nach soll vor allem die Poesie den wahren Anblick und Sinn des Lebens enthüllen. In geradem Gegensatze zu dieser Theorie scheint die Pädagogik zu fürchten, daß durch die schmeichlerische und berückende Kunst des Dichters das Bild des Lebens dem, der sich ihr ergibt, gefälscht werden möchte. Goethe selbst könnte dafür als Gewährsmann angeführt werden. Bei Zeiten, will er, soll der Jüngling sich merken, daß die Muse zu begleiten, doch zu leiten nicht versteht. Es ist merkwürdig, daß man der Geschichte bisweilen denselben Vorwurf gemacht hat. Die herrschende Meinung geht allerdings dahin, daß man im Spiegel der Vergangenheit am besten die Gegenwart erkennen lerne. Nicht bloß einen flüchtigen Genuß will Thukydides mit seiner Erforschung des Vergangenen verschaffen, sondern er schreibt die Geschichte des peloponnesischen Krieges, ἵνα τοῖς παροῦσιν ἔχωμεν χρῆσθαι εὖ. Es ist ja auch wahr, daß im politischen Leben im Grunde immer wieder dieselben Hauptkräfte tätig sind. Diese aber erkennt man leichter am Vergangenen, dem gegenüber die Leidenschaft schweigt oder wenigstens beinahe schweigt. Leider sind aber die Umhüllungen jener tätigen Hauptkräfte schwer zu durchschauen. Auch ist es immer Sache nur weniger gewesen, das Wesentliche von dem Zufälligen scharf zu sondern. Dazu gesellt sich bei dem gelehrten Forscher leicht ein zäher doktrinärer Eigensinn, der eine ebenso reich

fließende Quelle falscher Beurteilungen ist wie die lebendig flammende Parteileidenschaft selbst. Daher kommt es, daß die Gegenwart von klugen, klaräugigen Menschen, die nur historische Bildung, aber nicht historische Gelehrsamkeit besitzen, gewöhnlich richtiger beurteilt wird als von den gelehrten Historikern. Durch das lange Verweilen in einer fernen, fernen Vergangenheit, findet Bismarck, gehe diesen oft ganz die Fähigkeit verloren, die Bedürfnisse der Gegenwart zu erkennen. So geht es auch dem Philosophen, der trotz aller Kenntnis des Menschen mit den Menschen weniger gut fertig zu werden weiß als ein kluger, einfacher Mann. Gut in der Ferne und ebenso gut in der Nähe zu sehen, ist stets immer nur Sache weniger. Thales, der Vater der griechischen Philosophie, beobachtete aufmerksam den Himmel und fiel dabei in einen offenen Brunnen. Sein Schicksal gibt zu denken. Die Wissenschaft schärft den Blick für das Ferne, aber dem Nahen gegenüber macht sie verlegen. Dazu kommt, daß sich zwei Zeitlagen nie ganz decken. Eine Abweichung im Nebensächlichen kann in der Gegenwart oft eine andere Behandlung der Frage nötig machen als die in einer der Hauptsache nach gleichen Lage einst in der Vergangenheit mit Vorteil verwendete. Der englische Historiker Lecky behandelt eben diesen Punkt in einem besonderen Essay mit der ihm eigenen besonnenen Klarheit und gelangt zu dem Ergebnis, daß es im ganzen gefährlich ist, das Gegenwärtige nach dem Bilde des Vergangenen modeln zu wollen[1]). Er sagt sehr beherzigenswerte Dinge, trifft aber doch den Nagel nicht auf den Kopf. Auf den Spott über die doktrinäre Verblendung mancher Historiker soll man vielmehr antworten, daß Urteil ohne Gelehrsamkeit sehr viel mehr wert ist als Gelehrsamkeit ohne Urteil, und daß der menschliche Geist nichts so Herrliches erfunden hat, was nicht gedankenlos gemißbraucht werden könnte. Viele erreichen mit all ihrem Studieren nichts anderes, als daß sie den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen und über Strohhalme stolpern. Gibt das aber ein Recht, Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerhöchste Kraft, zu verachten? Besser natürlich als das blöde Auge eines gelehrten Pedanten erkennt ein von Natur scharfer Blick, der, wie man seit einiger Zeit spottend zu sagen pflegt, durch keine Sachkenntnis

[1]) H. Lecky. Der politische Wert der Geschichte. Übersetzt von J. Imelmann, Dezemberheft 1893 der preußischen Jahrbücher.

getrübt wird, wie in einer verwickelten Frage die Entscheidung zu treffen ist.

Hinsichtlich der Geschichte sind aber stets nur ganz vereinzelte Stimmen laut geworden, die ihren bildenden Wert in Zweifel zogen. Die Meinung ist die herrschende geblieben, daß man das Gegenwärtige nicht von Grund aus verstehen könne, ohne lange in der Vergangenheit geweilt zu haben: erstens lehrt diese das Seiende als ein Gewordenes erkennen, sodann zeigt sie uns zahlreiche, der Leidenschaft entrückte und darum in ihrem Wesen leichter zu erfassende Gegenbilder des Gegenwärtigen. Sie ist also in der Tat eine **magistra publicae vitae**. Freilich muß hinzugefügt werden, daß sie im Vergleich zu dem, was fremde Sprachen und fremde Literaturen uns über die Ferne und die Vergangenheit lehren, sich an der Oberfläche hält und deshalb einem tieferen Erkenntnisdrange nicht voll genügen kann. Sie bedarf eben der Ergänzung durch die Philosophie und durch die Poesie. Ohne diese beiden ist auch kaum je ein bedeutendes historisches Werk zustande gekommen. Die berühmtesten Historiker verdanken ihren Erfolg entweder ihrer von der Philosophie inspirierten Auffassung des Vergangenen oder ihrer poetischen Vergegenwärtigungs- und Wiedererweckungskraft. So allein kann den riesigen Massen des historischen Materials eine Seele eingehaucht werden. Für den Unterricht droht überdies bei diesem Unterrichtszweige eine gefährliche, die edleren Geisteskräfte lähmende Überlastung des Gedächtnisses.

Offenbar hält man aber die Poesie, trotz aller enthusiastischen Verherrlichungen während unserer klassischen Literaturperiode, für etwas, um es milde auszudrücken, pädagogisch nicht Unbedenkliches. Dieses Mißtrauen, welches sich nicht bloß in trockenen, sondern auch in ernsten, dem Höchsten zustrebenden Seelen eingenistet hat, ist zu einem großen Teile auf Rechnung der schlechten Poesie zu setzen. Die Formen dieser sind mannigfaltig, wie auch die Formen der echten Poesie, die die ganze Weite zwischen dem leichtesten Scherz und der erhabensten Trauer umspannen. Nach Alter und Temperament wird der eine dieser, der andere jener poetischen Gattung den Vorzug geben. Zu dem vollen Begriffe des Dichters gehört freilich die Universalität. Was der ganzen Menschheit zuerteilt ist, muß dieser in seinem inneren Selbst ergreifen, ihr Wohl wie ihr Wehe auf seinen Scheitel häufen. Immerhin aber hat es auch wahre Dichter gegeben, die kein volles

Orchester zu dirigieren wußten, ja selbst solche, die nur ein einzelnes Instrument von ausgesprochener Klangfarbe zu spielen verstanden. Auch sie verdienen, daß man sich ihnen ergibt; aber man wird sich seine poetische Nahrung aus mehreren solcher Dichterfragmente zusammenstellen müssen.

Zunächst ist die Poesie oft vom religiösen Standpunkte angefeindet worden. Ursprünglich, in der Kindheit der Völker, und nicht etwa bloß bei den Griechen, im innigsten Bunde mit der Religion, ist sie von dem tiefernsten, alle Kräfte auf das eine, was durchaus not tut, zusammendrängenden Urchristentum zu dem weiten Kreise des Überflüssigen und also Schädlichen gerechnet worden. Aber diese Trennung war nicht aufrecht zu erhalten. Das Verwandte zieht sich an. In der Folge sind alle Künste bemüht gewesen, mit der Religion wieder Fühlung zu gewinnen, wenn auch gerade die höchsten und gehaltvollsten Schöpfungen, jedenfalls der Poesie, keinen ausgesprochenen dogmatisch christlichen Charakter getragen haben. Aber es lebt in der echten Poesie etwas der Religion Verwandtes. Bei der Weite des heutigen ästhetischen und philosophischen Gewissens weiß man auch zwischen einer religiösen Poesie und dem Religiösen in der Poesie zu unterscheiden. Eine Poesie, welche die Fessel einer bestimmten positiven Religion trägt, wird freilich nicht leicht zu einer vollen poetischen Wirkung gelangen, wie sie auch im Banne einer bestimmten Philosophie ihre eigene Kraft nicht voll entfalten kann. Aber dieses ist sicher, daß in jedem echten Werke der Dichtung eine latente Religion und eine latente Philosophie vorhanden ist. Es hat zu allen Zeiten neben einer kleinen Anzahl von Werken, auf denen der reinste Geist der Poesie ruhte, eine wuchernde Fülle tändelnder, frivoler, nichtiger, auf Unterhaltung und Sinnenkitzel beruhender Pseudodichtungen gegeben. Daher die Meinung, daß man den Zaubergarten der Poesie überhaupt nicht betreten könne, ohne das Beste, was in dem Menschen ist, in ernste Gefahr zu bringen. Es ist das Verdienst der großen Denker und Dichter Deutschlands aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts und dem Anfange des vorigen, der Poesie ihre Ehre zurückgegeben und ihren Wert so außer allen Zweifel gestellt zu haben, daß eigentlich nur Barbaren noch anderer Meinung sein können. Freilich hat es in der Folge auch nicht an Übertreibungen im Preise der Poesie gefehlt, nach welchen dann die Reaktion der

Mißachtung und des Spottes nicht ausbleiben konnte. Um sich, unbeirrt durch deklamatorische Phrasenseligkeit, die Sicherheit des Blickes zu bewahren, muß man sich die mit ehrlicher Klarheit formulierten Urteile erstklassiger Männer gegenwärtig erhalten. Dahin gehört z. B. jene Stelle aus Goethes Selbstbiographie: „Die wahre Poesie kündigt sich dadurch an, daß sie, als ein weltliches Evangelium, durch innere Heiterkeit, durch äußeres Behagen, uns von den irdischen Lasten zu befreien weiß, die auf uns drücken. Wie ein Luftballon hebt sie uns mit dem Ballast, der uns anhängt, in höhere Regionen und läßt die verwirrten Irrgänge der Erde in Vogelperspektive vor uns entwickelt daliegen. Die muntersten wie die ernstesten Werke haben den gleichen Zweck, durch glückliche geistreiche Darstellung so Lust als Schmerz zu mäßigen." Das ist nicht alles, aber es weist der ästhetischen Betrachtung die Richtung.

Jenes Goethische Wort von dem weltlichen Evangelium der Poesie ist fast zu einem geflügelten geworden. Sie wird dadurch von der Religion geschieden, zugleich aber als etwas der Religion Verwandtes bezeichnet. Ebenso kann man sagen, daß sie zwar im Gegensatz zur Wissenschaft und Philosophie steht, dabei aber doch dieser in ihrem Wesen und in ihrer Wirkung verwandt ist. Sie ist nicht rein geistig, aber sie bietet Geistiges in einer sich an die Sinnlichkeit des Menschen wendenden Gestaltung und entspricht deshalb besser als die Philosophie selbst der sinnlich-geistigen Zwitternatur des Menschen.

Es ist eine nicht leicht in klaren Worten zu beantwortende Frage, ob es dem Menschen überhaupt möglich ist, sich so hoch zu erheben, daß er die Poesie tief unter sich erblickt. Jedenfalls aber haben die Zahlreichen, deren ganzes Wesen nüchterne Geschäftigkeit ist, kein Recht, sich über die Poesie hinausgewachsen zu glauben: die Wahrheit ist vielmehr die, daß in ihnen ein edler Trieb der Menschlichkeit erstorben ist. Anders steht es schon mit dem Manne der strengen Wissenschaft. Es ist psychologisch begreiflich, daß auch ihm die dichterische Fähigkeit zu gestalten, nachzuempfinden, den Teil zum Ganzen zu vervollständigen unter der Präponderanz der wissenschaftlichen, nichts Ungeprüftes und Unbewiesenes zulassenden Besonnenheit verloren geht. Selbst den Gegenständen seiner besonderen Wissenschaft gegenüber gerät er schließlich meist nicht mehr in jenen edlen

Enthusiasmus, der wie auf Schwingen emporträgt, und dem sich so oft gerade das Beste enthüllt. Den meisten mag das wie ein Gewinn erscheinen, mancher aber mag auch wehmütig seufzen: „Ach, wie liegt so weit, ach, wie liegt so weit, was mein einst war." Das hat z. B. Darwin an sich erfahren. Es war doch ein tiefes, sympathisches Interesse gewesen, was ihn seine Wissenschaft hatte erwählen lassen. Als er aber, reich an Erfahrungen und Ruhm, am Ende seiner Laufbahn angelangt war, gestand er, daß ihn jetzt das erhabenste Naturschauspiel völlig kalt lasse. Die Wissenschaft hatte also in ihm die Poesie ertötet. Auch der Anatom mag über dem ewigen Sezieren menschlicher Leiber unfähig werden, die Schönheit des menschlichen Leibes zu würdigen. Selbst bei der Beschäftigung mit der Geschichte und Literatur ereignet sich meist etwas Ähnliches. Die kühle politische Betrachtung macht leicht unfähig, sich in den Geist der Zeiten zu versetzen, und das nachempfindende Interesse, welches zur Beschäftigung mit der Literatur hindrängt, geht in der Mehrzahl der Fälle nach einiger Zeit in die ödeste Literaturkrämerei über. Eigentümlich ist zu allen Zeiten das Verhältnis der Poesie zur Philosophie gewesen. Es hat Philosophen, und zwar große Philosophen gegeben, in deren Seele die Philosophie und Poesie bis zuletzt in harmonischem Einklange waren; daneben freilich auch andere, gleichfalls große Philosophen, die auf die Poesie geringschätzig herabblickten und sie höchstens gnädig als eine niedere Form der Weisheit, als eine der Durchschnittsintelligenz angepaßte Mitteilungsform für höhere Gedanken ansahen.

Nach dem, was von hervorragenden Männern zum Lobe der Poesie gesagt worden ist, sollte es kein einigermaßen Gebildeter heute mehr wagen, sie einen müßigen und frivolen Schmuck des Lebens zu nennen und zu den tausend Überflüssigkeiten zu rechnen, mit welchen der Mensch im freudigen Fortschritt der Civilisation sein Lebensschifflein bis zum Sinken überladen hat. Dagegen würde ja auch schon ihr hohes Alter sprechen. Sie gehört mit zu dem Ersten und Notwendigen, was sich der zum Menschen werdende Mensch aus dem Drange seiner Natur heraus geschaffen hat. Aber man wird einwenden, daß die Poesie ihrem innersten Wesen nach in einem feindlichen Verhältnis zur Wirklichkeit steht. „In das Gemeine und Traurigwahre webt sie die Bilder des goldenen Traums." Die höchste Form der praktischen

Tätigkeit ist die des Staatsmannes. Nun hat zwar Plato gesagt, des Elends würde für die einzelnen wie für die ganzen Völker kein Ende sein, ehe nicht die Philosophen Könige oder die Könige Philosophen geworden seien; von der Poesie aber hat nie einer das Gleiche gesagt, am allerwenigsten der ideale Plato selbst, der ihr Wesen gründlich verkannt hat und in ihren Hervorbringungen nur den Schatten eines Schattens erblickte. Die allgemeine Meinung geht vielmehr auch heute, selbst bei denen, die ihre Segnungen zu schätzen wissen, dahin, daß sie der Wirklichkeit entfremde und unfähig mache, die Aufgaben des Lebens frisch und sicher zu ergreifen. Das Alltägliche ist ihr das Unvollkommene, einer idealisierenden Umgestaltung Bedürftige. Dabei hat der Freund der Poesie aber zu wenig Achtung vor dieser in seinen Augen so unvollkommenen Wirklichkeit. Er hat Neigung, sie schnell als unheilbar aufzugeben und in weiter Entfernung von ihr sich eine schönere Welt aufzubauen. „Weit hinter ihm im wesenlosen Scheine," sagt Goethe von Schiller, „lag, was uns alle bändigt, das Gemeine." Er dachte dabei nicht an das, was man in moralischer Entrüstung gemein nennt, sondern nur an das Gewöhnliche und Wirkliche, was dem ideal gesinnten Dichter kaum je hinlänglich mit höherem Leben gesättigt scheint. Eben deshalb meinen nicht bloß die verständigen Leute gewöhnlichen Schlages, sondern, wie es scheint, auch viele unter den Pädagogen, daß die Poesie für das Leben und die Wirklichkeit verderbe und nur mit höchster Vorsicht für die Bildung der Jugend verwendet werden dürfe.

Daß die unechte Poesie eine verderbende und verschroben machende Wirkung besitzt, muß ohne weiteres zugegeben werden. Das gilt ebenso von der pseudoidealistischen Poesie wie von der heute zu Ansehen gelangten pseudorealistischen, der allein das Häßliche und Gemeine das Wahre und Wirkliche ist. Außerdem artet die Poesie viel leichter aus als die Wissenschaft. Sie scheidet aus, drängt zusammen und strebt dem Ungemeinen zu. Wie leicht stellen sich dabei lügnerische Übertreibungen ein! Wer sich mit solcher geistigen Kost nährt, verliert den Maßstab für das Wirkliche und Erreichbare. Die Wissenschaft anderseits kann in ein pedantisches Kramen mit gleichgültigem Stoffe ausarten. Dann bietet sie dem Geiste des Lernenden eine Kost von sehr geringem Nahrungswert und läßt, zur uneingeschränkten Herrschaft gelangt, die besten Kräfte seines Innern durch Hunger

und Erschöpfung zu Grunde gehen. Das ist immerhin auch eine beklagenswerte Wirkung. Es ist ein trauriger Anblick, so einen Jüngling zu sehen, der, ohne Einkehr in sich selbst, ohne jemals die Augen zu den Bergen zu erheben, von welchen ihm das Heil kommen soll, sich mit vielleicht treuem Fleiße immer nur mit Dingen beschäftigt, die oft relativ kaum einigermaßen bedeutsam sind. Wieviel schlimmer aber, höre ich einwenden, sind die Verheerungen einer falschen Poesie! Sie trübt den Anblick der Dinge, macht unfähig zu sehen und zu urteilen und gießt ein gärendes Gift in die Seelen. Wenigstens gilt dies von jener falschen Poesie, die sich selbst ernst nimmt und Erschütterungen bereiten will. Die platten Nachahmungen des Wirklichen, die auf alle Erhebung verzichten und nur eine leichte Unterhaltung gewähren wollen, sind ziemlich ungefährlich. Freilich haben sie auch keine tiefgehende Wirkung. Doch soll man ihnen nicht in heiligem Zorne das Lebenslicht ausblasen. Sie bieten dem Geiste des Durchschnittsmenschen nach seinen geschäftlichen Mühen immerhin eihe genußreiche Erholung. Bisweilen lassen sie vielleicht sogar einige Ideen in seiner ausgetrockneten Seele aufblitzen und blasen auch wohl gelegentlich in die glimmende Asche seiner Empfindungen. Jedenfalls aber füllen sie müßige Stunden in einer harmlosen Weise und bringen insofern sogar Nutzen, als sie während dieser Zeit vor einem wüsten materiellen Genusse bewahren. Aber wären sie selbst positiv gefährlich, was wäre damit gegen die Poesie selbst bewiesen? Nichts, gar nichts. Die Schule besitzt ja die Möglichkeit des Wählens. Sie braucht weder die platte Poesie zuzulassen, noch jene falsche, verleumderische, den Anblick der Dinge fälschende und die Seele verderbende Poesie. Woher aber einen sicheren Maßstab nehmen, um die echte Poesie zu erkennen, die doch auch im Innersten erregt und keineswegs bloß darauf aus ist, einen kühlenden Trank zu reichen? Wie sich schützen vor dem Fehlgreifen, wenn das Echte doch so schwer zu erkennen ist? Zum Glück genügt es, um der werdenden Generation den Segen der Poesie zuzuwenden, ihr eine kleine Anzahl von Dichtungen ersten Ranges, die sich zu einer Art von Ganzem zusammenschließen, in passender Reihenfolge zu eigen zu machen. Da es ganz und gar nicht auf Vollständigkeit des poetischen Materials ankommt, kann man die Vorsicht beim Wählen außerdem sehr weit treiben und alles von der Schule fernhalten, dessen Wert immer noch dann und

wann von einem leidlich verständigen Menschen angezweifelt wird. Daraus folgt, daß die Hauptwerke der zeitgenössischen Literatur von der Schule auszuschließen sind, solange sie noch die berauschende und verwirrende Wirkung des Neuen haben. Was in Ruhe wirken soll, muß selbst der Unruhe der parteiischen Liebe und des parteiischen Hasses entrückt sein. „Man studiere nicht die Mitgeborenen und Mitstrebenden," sagt Goethe zu Eckermann, „sondern große Menschen der Vorzeit, deren Werke seit Jahrtausenden gleichen Wert und gleiches Ansehen behalten haben. Ein wirklich hochbegabter Mensch wird das Bedürfnis dazu ohnedies in sich fühlen, und gerade dieses Bedürfnis des Umgangs mit großen Vorgängern ist das Zeichen einer höheren Anlage. Man studiere Molière, man studiere Shakespeare, aber vor allen Dingen die alten Griechen und immer die Griechen ... Ein Lump bleibt freilich ein Lump, und eine kleinliche Natur wird durch einen selbst täglichen Verkehr mit der Großheit antiker Gesinnung um keinen Zoll größer werden. Allein ein edler Mensch, in dessen Seele Gott die Fähigkeit künftiger Charaktergröße und Geisteshoheit gelegt, wird durch die Bekanntschaft und den vertrauten Umgang mit den erhabenen Naturen griechischer und römischer Vorzeit sich auf das Herrlichste entwickeln und mit jedem Tage zusehends zu ähnlicher Größe heranwachsen." Wer während der Jugendjahre die Wirkung einer unanfechtbar echten Poesie an sich erfahren hat, wird später dann auch die neuesten Erscheinungen der Literatur nach Gebühr zu würdigen wissen. Auch das Beste ist einmal neu gewesen, und es ist feige, beschränkt, eigensinnig, sich für immer übervorsichtig in den Kreis des durch eine traditionelle Bewunderung Geheiligten zu bannen. Aber für die Jugend ist das, was die Todesgöttin geweiht hat, doch vorzuziehen. Nur sehr befähigten Lehrern wird es gelingen, dem eben erst Erstandenen ebenso reine Wirkungen abzugewinnen. Natürlich gilt das Gesagte nur von den Zeiten, welche auf eine reiche Literaturblüte zurückblicken können. Wenn, wie in Goethes Jugendzeit, nach einer breiten und nullen Periode sich frisch der poetische Trieb in einem Volke zu regen beginnt, wird auch die Schule den Mut haben müssen, diesem Frühlingswehen ihre dumpfen Räume zu öffnen. Es gibt allerdings kaum ein literarisches Meisterwerk der Vergangenheit, das nichts an veralteten, ja abgestorbenen Elementen in sich hätte. Ist es aber ein Meisterwerk, so wird das Unsterbliche,

ewig Junge, allem Wechsel der Zeiten und des Geschmacks Entrückte seine Substanz bilden, und was ihm von den jetzt abgelegten Empfindungen und Vorstellungen der damaligen Zeit anhaftet, wird solcher Helle und solchem Glanz gegenüber nicht zur Geltung kommen. Bei der Beschäftigung mit dem Vergangenen entsteht allerdings leicht eine phrasenhafte Bewunderung. Wieviel Unsinn ist über die nicht zu überbietende Vollkommenheit der griechischen Tragödie, über Homer über Horaz, über Shakespeare aufgetischt worden! Die Bewunderung kennt keine Grenze, und, lawinenmäßig anschwellend, dichtet sie ihren Opfern selbst Eigenschaften an, die ihren wirklichen Eigenschaften, wie die nüchtern gewordene Nachwelt nicht selten entdeckt hat, gerade zuwiderlaufen. So sagt selbst Horaz von Homer, daß er semper ad eventum festinat, wovon doch vielmehr das Gegenteil wahr ist; so gibt es Leute, die von dem planmäßigen Aufbau der Handlung in der Ilias reden, und andere, die die strenge Geschlossenheit der Shakespeareschen Tragödie bewundern. Aber im ganzen muß man doch zugeben, daß sich die ästhetischen Urteile über die Meisterwerke der Vergangenheit im Laufe der Jahrhunderte klären und von phrasenhaften Zutaten säubern. Aber selbst wenn nach langem Hinundherschwanken endlich der richtige Standpunkt für die Beurteilung gefunden worden ist, bedarf es von Zeit zu Zeit immer wieder einer Revision der herrschend gewordenen Meinungen, vor allem, weil das Nachgesprochene mehr und mehr alle Farbe einbüßt, sodann aber auch, weil einer etwas anders gewordenen Zeit aus ihrem Sehwinkel sich wirklich an dem Vortrefflichen, was der Vergessenheit entronnen ist, bisweilen eine bisher übersehene Eigenschaft enthüllt, wie sich auch das schon oft Gesehene in anderer Beleuchtung darstellen kann. Man soll aber doch von diesen Fortschritten der literarischen Kritik nicht gar zu viel Aufsehen machen: das Gefühl für das Vortreffliche ist viel echter und tiefer, als man nach den Worten, in welche es sich kleidet, glauben sollte. Wie hätte Homer z. B. sonst den Alten so viel sein können! Sie sahen ihn nicht im richtigen Lichte, und doch war er für sie jenes weltliche Evangelium, als welches Goethe die Dichtung bezeichnet.

Des Vortrefflichen und der literarischen Meisterwerke der Vergangenheit ist weit mehr, als in der Schule gelesen werden kann und gelesen zu werden braucht. Um also ganz sicher zu gehen, kann man

sich an dem genügen lassen, was von keiner Seite mehr ernstlich angefeindet wird. Auch so freilich sind dem Irrtum nicht alle Türen verschlossen. Das gehört eben zu dem Inkommensurablen des Unterrichtsproblems. **Qui sibi fidet, dux reget examen.** Dafür bieten z. B. die Trachinierinnen des Sophokles ein sprechendes Beispiel. A. W. von Schlegel hat seiner Zeit in keckem Tone behauptet, dieses Stück stehe an Wert so weit hinter den übrigen auf uns gekommenen Tragödien des Sophokles zurück, daß er eine Begünstigung für die Vermutung wünschte, diese Tragödie sei durch Irrtum auf Sophokles' Namen geschoben worden. Von den ersten Kennern der griechischen Tragödie wurde sogleich Einspruch erhoben gegen dieses ungerechte Urteil, wie ja auch in der Tat Sophokles keinen wahreren, keinen ansprechenderen Charakter gezeichnet hat als den der Deianira. Gleichwohl ist das Stück aus den Schulen verschwunden. Was schadet das aber? Es bleiben ja noch sechs andere Tragödien von Sophokles, die alle doch niemand mit seinen Schülern lesen kann. Anweisungen, die jede Möglichkeit des Fehlgreifens ausschließen, darf man von der Methode nicht erwarten. Es ist nur möglich, klare Zielpunkte zu zeigen. Nur wer ein erstarktes und gebildetes Urteil besitzt, ist leidlich sicher, bei der Auswahl vor groben Irrtümern bewahrt zu bleiben. Auch das Beste übrigens läßt sich mißbrauchen. Wie unvernünftig ist oft im Namen der Vernunft verfahren worden! Es gehört zu den Hauptsätzen nicht bloß der Lebenskunst, sondern auch der pädagogischen und didaktischen Kunst, in allen Fällen, wo es sich um Gleichgültiges oder irgendwie Zweifelhaftes handelt, zum Nachgeben bereit zu bleiben. Vom Übel aber sind die schwächlichen Kompromisse, die um des lieben Friedens willen und um es allen recht zu machen, von dem Wesentlichen so viel abstreichen, daß es seine Kraft nicht mehr entfalten kann.

Haben aber die nüchternen und praktischen Menschen nicht doch recht, wenn sie in der Poesie den Gegensatz zum Leben erblicken? Mag man für die Bildung der nachwachsenden Menschen sich noch so vorsichtig im Kreise der echten, d. h. von süßlichen Affektationen und effekthascherischen Übertreibungen und narkotisierenden Aufregungen sich bewahrenden Poesie halten, mit dem, was das Leben direkt Tag für Tag bietet und verlangt, werden sich selbst die maßvollsten und wahrsten Dichtungen nie decken. Das Wirkliche und das poetisch

Wahre werden immer durch eine Kluft voneinander getrennt bleiben. Es scheinen zwei gesonderte Welten zu sein. Wer in der einen lange seinen Wohnsitz gehabt hat, wird zunächst stets Mühe haben, sich in der andern zurecht zu finden. Soll die Schule also für das Leben tauglich machen, so wird sie, sollte man meinen, die Sirenenstimme der Poesie von ihren Räumen, in denen der Geist klarer Verständigkeit herrschen soll, ganz fern zu halten suchen. Oder will man der Poesie nur deshalb ein bescheidenes Plätzchen beim Unterrichte anweisen, weil es doch zur Bildung gehört, mit Dingen, von denen immerfort soviel geredet worden ist und die allen Anfeindungen zum Trotz selbst in nüchternen Jahrhunderten sich Interesse zu erzwingen gewußt haben, sich auch einigermaßen bekannt zu machen?

In Wirklichkeit ist das Verhältnis zwischen Poesie und Leben ein anderes. So verschieden sie scheinen, sind sie doch im Grunde dasselbe. Mit einer Metapher, die uns ganz gewöhnlich geworden ist, dem Aristoteles aber in seiner Rhetorik von nicht billigenswerter Kühnheit scheint, sagte der Rhetor Alkidamas, die Odyssee sei ein *καλὸν ἀνθρωπίνου βίου κάτοπτρον*. Fügen wir hinzu, daß der Spiegel des Lebens und der Wirklichkeit, den wir Poesie nennen, zugleich die magische Kraft besitzt, aus den widergespiegelten Objekten alles Trübe und Unfertige verschwinden zu lassen und das der *δύναμις* nach darin Angelegte in gewinnender Form, *ἡδυσμένῳ λόγῳ*, wie Aristoteles sagt, zu seiner *ἐνέργεια* gereift zu zeigen. Wohl möglich, daß dem, der lange und oft in diesen Spiegel geblickt hat, das Leben selbst nüchtern, farblos, ungenießbar erscheint. Aber das ist nur ein Übergangsstadium, zugleich freilich auch eine untergeordnete Nebenwirkung, die sich auch später immer wieder einstellen wird. Wer aber das Lästige der Übergangsstadien und der Nebenwirkungen nicht ertragen kann, muß darauf verzichten, von dem Schlechten zum Guten, von dem Guten zum Besseren zu gelangen. Der Sinn und die Tendenz des Lebens wird dem am leichtesten klar werden, der es im Spiegel der echten Poesie mit gesammelter, andächtiger Seele betrachtet hat. Damit wird sich auch ein tieferes Interesse für das Leben und die Wirklichkeit einstellen. Was einem Blicke, der nur an der Oberfläche weilt, sinnlos und chaotisch erscheint, wird bedeutend und sinnvoll für den, der mit dem Auge des Dichters zu sehen und in der Wesen Tiefe zu trachten gelernt hat. Damit soll nicht gesagt

sein, daß die mit jener Gabe des tieferen Schauens Ausgerüsteten zugleich für eine praktische Tätigkeit hervorragend geschickt sein werden. Darf man in ihnen deshalb aber unnütze oder sogar gefährliche Glieder der staatlichen und menschlichen Gesellschaft erblicken? Sie sind ja die Fackelträger, sie arbeiten den niederziehenden Tendenzen unserer Natur entgegen und verscheuchen, der Sonne ähnlich, die Nebel, die sich immer wieder über den Dingen lagern. Es kommt nicht darauf an, sie vor allen mit irdischen Ehren zu verklären und Schätze und Reichtümer auf sie zu häufen; aber den Tribut der Ehrfurcht ist man ihnen schuldig. Eine Zeit, die in dem, was sie bieten, nur einen entbehrlichen und für ein frisches, reges Streben hinderlichen Schmuck und in ihnen selbst nichts erblickt als seltsame, nicht ernst zu nehmende Toren, spricht damit über sich selbst das Urteil.

Es ist immer nur ganz wenigen Auserwählten gegeben gewesen, die verschiedenen Seiten der menschlichen Anlage in sich zugleich zu einer vollen Entfaltung zu bringen, und man begreift, daß es immer schwieriger wird, das viele Verschiedene, das sich jedes für sich zu einer kraftvollen Selbständigkeit entwickelt hat, zusammenzuhalten. Aber das Ziel der Jugendbildung muß auch in Zukunft bleiben, diese Einheit herzustellen und die wesentlichen Seiten des menschlichen Wesens in unseren Zöglingen so zu stärken, daß sie zum Heile des Ganzen später auch unter der Präponderanz eines einzelnen Triebes nicht geradezu ersterben. Die Poesie hat im Jugendunterricht nicht die Aufgabe zu erfüllen, zu Dichtern zu machen. In der Jugend selbst ist zwar etwas Poetisches. Wenn dieser oder jener Schüler also durch den Verkehr mit den Dichtern selbst sich zum Dichten angeregt fühlt, so ist das eine Nebenwirkung, die nicht beabsichtigt war. Es empfiehlt sich vielleicht sogar, ihr entgegenzuarbeiten. Das oberflächliche Nachahmungstalent wird dadurch vor Vergeudung seiner Kraft bewahrt bleiben, die in großen Zwischenräumen aber erstehenden wirklichen Dichter werden durch solchen Druck nicht zu Grunde gerichtet werden. Übrigens ist auch schon dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Es ist zuzugeben, daß in dem Genie die Kraft des frei schaffenden Geistes, der Reichtum des Schauens und Empfindens eine so große ist, daß sie, direkt den Aufgaben des praktischen und politischen Lebens zugewendet, Unheil stiften würde. Es wäre das so, als wenn man die riesigen Maschinen eines transatlantischen Dampfers

dazu gebrauchen wollte, ein kleines Flußboot zu treiben. Aber von dieser Kraft muß etwas der matten und ihr doch verwandten Durchschnittsnatur der Jugend eingeimpft werden, damit sie später nicht ganz im Staube versinke und sich wie durch Engelsstimmen bisweilen vom Duft zu dem Gefilde hoher Ahnen gelockt höre.

Weg also mit der die Menschheit entehrenden Vorstellung, als seien die Dichter gefährliche Jugendbildner! Der Jugend ziemt es zunächst gar nicht, praktisch zu sein. Selbst die Tiere, die der Mensch in seinen Dienst zwingt, läßt er doch in der Jugend wenigstens im freien Spiele sich ihrer Kräfte freuen und diese Kräfte so bilden. Es stimmt traurig, wenn man die platten, fertigen Menschen, denen alle Blüten schon längst abgefallen sind und die nichts mehr sind als Geld verdienende Arbeitsmaschinen, der heiligen Jugend mit Reden, auf welche ihr ungeübter Kopf natürlich keine Antwort findet, immer das direkt Nützliche und Praktische empfehlen hört. Sieht man denn nicht, daß das Leben mit einer ohne Unterbrechung wenigstens leise wirkenden Kraft fortwährend von selbst nach dieser Seite zieht? Wie töricht ist es, dieser ganz natürlichen, so schmerzliche Verluste an den edelsten Gütern gerade, die gewahrt werden sollen, verursachenden Tendenz noch zu Hilfe kommen zu wollen! Die entgegengesetzten Kräfte bedürfen vielmehr in der Jugend der Pflege und der Stärkung, damit im Dienste der praktischen Aufgaben später nicht ganz die höhere Menschlichkeit verloren gehe. Wer weiter nichts gelernt hat als Lesen, Schreiben und elementares Rechnen, dazu in dem nächsten Umkreise seines Wohnsitzes gut Bescheid weiß und die Hauptverkehrswege kennt, ferner so viel Geschick besitzt, um innerhalb der Grenzen des im geschäftlichen Verkehre Vorkommenden auch schreibend allenfalls sich korrekt und leidlich vernünftig auszudrücken, der wird sich im praktischen Leben viel heimischer fühlen als jener andere, der durch einen wirklichen Schulunterricht höherer oder niederer Art weit über die alltäglichen Bedürfnisse hinausgehoben worden ist. Aber das Auge der meisten gewöhnt sich überraschend schnell an die Betrachtung der nächsten Objekte. Haben denn auch die auf dem Gymnasium bisher gebildeten Generationen den Eindruck gemacht, als seien sie, die Opfer einer hochfliegenden Geisteskultur, unfähig geworden, praktisch zu denken und praktisch zu handeln? Viel häufiger hat man sich, wenn man frühere Schüler, auch solche sogar,

die nachher noch studiert haben, nach einigen Jahren wiedersieht, darüber zu wundern, daß ihre nüchterne, platte, rein praktische Denkart durch nichts verrät, daß einmal Strahlen höheren Lichtes auf sie gefallen sind. Auch im übertragenen Sinne übt die Erde eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus. Die wahre Schule, d. h. die nicht bloß praktische und technische Schule, treibt nun ihre Zöglinge, die Flügelstümpfchen, die jeder Seele, auch der entschieden erdwärts strebenden, angeboren sind, fleißig zu lüften und zu regen. Aber die meisten bringen es nicht weit im Fliegen. Kaum daß sie wie ungeschickte Hühner sich in den geweihten Höhepunkten ihres urpraktischen Lebens einige Fuß über den Boden erheben. Es sind nur wenige Auserwählte, denen jene Stümpfchen zu richtigen Flügeln auswachsen, und noch geringer an Zahl sind die, die mit der königlichen Sicherheit des Adlers hoch über dem Gewühle des Lebens schweben. Nie aber ist einer ganz von der irdischen Bedürftigkeit frei gewesen. Auch die den Erdensohn ganz abgestreift zu haben scheinen, müssen der Erde doch von Zeit zu Zeit ihren Tribut zahlen. Undank, sagt man, sei der Welt Lohn. Der schwärzeste Undank aber ist es, jene wenigen, von denen doch so ziemlich alles kommt, was dem gemeinen egoistischen Triebe entgegenarbeitet, als Verderber auszuschreien. Diese eben, mag man sie närrische Käuze (ἄτοποι), wie den Sokrates, sonderbare Schwärmer oder Idealisten nennen, sind es ja doch zu allen Zeiten gewesen, die durch ihre Lehre und ihr Beispiel die Masse davor bewahrt haben, ganz ohne Skrupel nur erdwärts gerichtete Geschöpfe zu werden. Der Gesamtheit fließt von ihnen Segen zu, wenn sie auch nicht Kanäle, Eisenbahnen oder Kriegsschiffe bauen. Ihrer Zahl nach sind sie ja auch immer nur sehr wenige. Der Staat kann ihre wirtschaftliche Unproduktivität wirklich ohne Schaden für sein materielles Gedeihen ertragen. Verschwänden sie plötzlich alle, so würde das so mühsam erreichte geistige und sittliche Niveau sinken, zunächst zwar unmerklich, solange noch nicht die aus weiterer Ferne stammenden Wirkungen verklungen sind, dann aber sehr merklich, trotz der aufgestapelten Fülle der Macht und des Reichtums.

Der Vorwurf, daß sie den Anblick des Lebens fälsche und Keime des Irrtums in die jugendlichen Seelen senke, trifft ganz und gar nicht die echte Poesie, welche Wahrheit bietet, nicht schön gefärbte Lügen. Schal und nüchtern mag die Wirklichkeit mit ihrer oft so

breiten Bedeutungslosigkeit dem scheinen, der aus dem Lande der Poesie kommt; aber das Wesen dieser Wirklichkeit wird er besser durchschauen als ein anderer, der von zufälligen Impulsen immer nur auf der Oberfläche des Lebens hin und her geworfen worden ist. Die Schule ist nun aber doch bemüht, Dichtungen auszuwählen, die eine Fülle geklärter Wahrheit enthalten. Auch will sie nicht möglichst viel bieten. Aber man soll in dem bescheidenen Quantum von Poesie, welches die heutige Schule in die Seelen ihrer Zöglinge hineinarbeitet, nicht bloß eine Näscherei und eine Zugabe erblicken, welche neben dem positiven Wissen, welches die Grammatik, die Geschichte und Erdkunde, die Mathematik und die exakten Wissenschaften übermitteln, keine ernste Bedeutung beanspruchen könne. Nur wer die wahre Poesie selbst nach ihrem wahren Werte schätzt, wird sie auch pädagogisch ergiebig zu machen verstehen. Ihr Zweck war und ist, sagt Schiller in seinem Aufsatze über naive und sentimentalische Dichtung, der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben. Liegt dieser Definition etwas Richtiges zu Grunde, so wird man sie, die gewinnende Offenbarerin des Menschlichen, als ein Bildungsobjekt ersten Ranges anerkennen müssen.

Es heißt aber keineswegs Eulen nach Athen tragen, wenn man im zwanzigsten Jahrhundert in Deutschland, dem gerühmten Lande der Dichter und Denker, von der pädagogischen Ergiebigkeit der Poesie redet. Die, welche der Schule dienen, sind von dem Werte der idealen Güter natürlich tiefer durchdrungen als die große Masse der übrigen, die die Hauptkraft ihrer Gedanken darauf richten müssen, das zum Leben Notwendige zu erwerben und sich im Wettstreit um die materiellen Güter aufrecht zu erhalten. Aber auch ein fest geschlossenes Gebäude läßt durch alle Poren die Außenluft ein. So ist auch von dem frostigen Hauche des sehr materiell gewordenen Jahrhunderts schon etwas in die abgeschlossenen Räume der Schule gedrungen, und das Geschrei wird immer lauter, daß man die Fenster weit aufreißen müsse, damit die frische Luft des praktischen Lebens ungehinderten Zutritt habe. Dadurch ist denn, auch unter den Lehrern, die nicht klare und feste Überzeugungen haben, die Erkenntnis des Wesentlichen erschwert worden. Man sieht und hört deshalb von vielen Fehlgriffen, die beweisen, daß trotz des vielen Ästhetisierens in Deutschland die Hauptsätze der Ästhetik doch nicht zum Gemeingut der leitenden

Klassen in Deutschland geworden sind. Es zeigt sich das sowohl in der getroffenen Auswahl als in der vorwiegend geübten und empfohlenen Art der Erklärung. Man hat eine zu große Angst vor jenem Gespenst, welches man Formaläſthetik genannt hat. „Bei dem Schönen allein macht das Gefäß den Gehalt," heißt es in einem bekannten Epigramme Schillers. Heute scheint man zu denken: „Bei dem Schönen allein macht der Gehalt das Gefäß." Unter Gehalt verstehen aber viele, was sich zu dem Körperhaften einer Zeit in Beziehung setzt. Unbedeutende Dichtungen, deren Gegenstand eine äußere Größe hat, werden Dichtungen vorgezogen, die innerlich bedeutsam sind, aber von den Ereignissen ihrer Zeit nichts melden, noch auch an Einzelheiten ergiebig sind, aus denen man das äußere Leben ihrer Zeit rekonstruieren könnte. Zum Teil beruht das auf einem Fundamentalirrtum, zum Teil auch darauf, daß sich über die ersten ein langes und breites mühelos reden läßt, während die der zweiten Art an den Erklärenden sehr hohe Anforderungen stellen. Auch sachliche Belehrungen können mit leiser Stimme eingefügt werden; aber man soll die Worte eines Dichters nicht als Schwungbrett für historische, antiquarische oder gar naturwissenschaftliche Exkurse benutzen. Die bequemen Hilfsmittel, die wir heute haben, verführen den Interpreten, dem es an ästhetischer und innerer Bildung fehlt, so leicht, sich an unrechter Stelle mit wissenschaftlicher Miene festzureden. Als Regel muß dieses gelten: ista doctores scire oportet, sed parce et cum iudicio eis utendum est. Durch richtige Abstufungen, bald stärker, bald schwächer betonend, muß man den Kern klar herausheben und dem übrigen schon äußerlich für das Ohr den ihm zukommenden Grad von Wichtigkeit geben. Die fachwissenschaftliche Erklärung braucht das nicht bei dem heutigen Stande der Wissenschaft. Für gewöhnlich ist in Perioden der alt gewordenen Wissenschaft das weitab vom Zentrum Liegende Gegenstand der Forschung, und von einer Abstufung des Interesses darf dabei so wenig die Rede sein, daß die Meister von Zeit zu Zeit ihren Schülern eben dies als Hauptgrundsatz hinstellen, daß auch das Kleinste in der Wissenschaft eine volle Hingabe verlangt und verdient. Die Universität ist deshalb nicht eigentlich eine Stätte, wo die gewonnene Wissenschaft mitgeteilt wird, sondern sie will ihren Jüngern das belehrende Schauspiel der sich weiter entwickelnden Wissenschaft geben. Darüber geht leicht die für alles Tun so wichtige Fähigkeit

das Wichtige vom Unwichtigen zu unterscheiden verloren. Das auf der Universität heute meist hingeschwundene Gleichgewicht der geistigen Kräfte wiedergewinnen zu lassen, gehört zu den Hauptaufgaben der pädagogischen Seminare. Natürlich muß der Zögling der Universität auch wenn er zum Lehrer geworden ist, die kleinen Probleme der Fachwissenschaft, die er sich vielleicht gewählt hat, nach jenen Prinzipien der organisierten wissenschaftlichen Arbeit behandeln und alle Sehnsucht nach dem Erfassen des Ganzen dabei in sich niederkämpfen, so gering auch die relative Bedeutung des gerade von ihm behandelten Gegenstandes sein mag. Als Lehrer aber und Bildner der Jugend muß er ein richtig abgestuftes Verhältnis in seine Erklärung bringen, mag er die alten oder die modernen Dichter erklären. Es scheint, daß diese Einsicht keineswegs zur herrschenden geworden ist. Es gibt so viele Lehrer, die, namentlich in den oberen Klassen, die Eierschalen der Universität mit Stolz immer nachschleppen und sich ganz und gar nicht ihrer höheren Aufgabe bewußt sind. Dabei erklären doch die Vertreter der Universitätswissenschaft gelegentlich selbst in Rektoratsreden, daß es sich für die Universität nicht darum handele, Gymnasiallehrer zu bilden. Die zornigen Protestrufe, die dann wohl laut werden, zeigen klar, daß jener Gedanke für viele den Reiz der Neuheit hatte.

Was unserem Unterrichte trotz aller Bemühungen die einzelnen Fächer untereinander zu verbinden, trotz aller redlichen Verbesserungen im einzelnen doch fehlt, ist dieses, daß kein roter Faden durch das Ganze geht. Früher wurde diese Einheit durch die Religion hergestellt. Diese aber ist ihrem innersten Wesen nach transzendent und reicht deshalb als Bindemittel für die Mannigfaltigkeit des auf den heutigen Schulen Gelehrten nicht aus. Selbst die Philosophie, ohne welche niemand zu einem brauchbaren Lehrer werden kann, ist heute, in dem Zeitalter der unausgeglichenen Gegensätze, kein hinlänglich neutraler Boden und bedarf auch selbst der Ergänzung, zumal für die Ziele der Jugendbildung. Die Dichtkunst aber, welche sich seit den ältesten Zeiten als Erzieherin und Bildnerin bewährt hat, hebt über den Streit der Lebensauffassungen mit sanfter, aber unwiderstehlicher Gewalt empor und gewährt eine finale Beruhigung. Sie führt bis an die Wurzeln des menschlichen Empfindens und kann mit vollem Rechte von sich sagen: **Humani nihil a me alienum puto.** „Soviel

ist gewiß," schreibt Schiller, des Philosophierens müde, in jenem berühmten Briefe an Goethe, „der Dichter ist der einzig wahre Mensch, und der beste Philosoph ist nur eine Karikatur gegen ihn." Keiner aber hat je diese bildende, über alles Wesentliche eine beseligende Aufklärung verschaffende Kraft der Dichtkunst mit einer höher lodernden Leidenschaft verherrlicht als Carlyle in seinem Buche über Helden und Heldenverehrung und das Heldentümliche in der Geschichte. Auch wem seine Art zu schreiben nicht behagt, muß ihm zugestehen, daß er ein Hauptproblem des menschlichen Nachdenkens in eine schwindelerregende Tiefe verfolgt hat. Über Shakespeare z. B. spricht er sich so aus: „Für mein Gefühl liegt wirklich etwas Heiliges in der Tatsache, daß ein solcher Mensch zur Erde gesandt worden. Ist er nicht uns allen ein Auge, ein segensreicher, himmelentsandter Lichtbringer?" „Warum sollte er, selbst mit Aischylos oder Homer verglichen, in Betracht der Wahrhaftigkeit und Universalität nicht dauern wie sie? Er ist aufrichtig wie sie, reichet, wie sie, tief hinab zu dem Allgemeinen und Immerwährenden." „Welchen Engländer, den je unser Land erzeugt, welche Million Engländer würden wir nicht lieber hingeben, als diesen Stratforder Bauersmann? Er ist das Größte, was wir noch geleistet haben. Welchen Besitz würden wir nicht lieber abtreten als ihn? Man bedenke: wenn wir gefragt würden, wollt ihr euer indisches Reich oder euren Shakespeare aufgeben, ihr Engländer, nie ein indisches Reich oder nie einen Shakespeare gehabt haben? Indisches Reich oder kein indisches Reich; wir können Shakespeare nicht entbehren! Das indische Reich wird jedenfalls einmal von uns gehen; aber dieser Shakespeare geht nimmer von uns, er verharrt ewig bei uns; wir können unseren Shakespeare nicht lassen!" „Hier ist ein englischer König, welchen keine Zeit oder Ungefähr, kein Parlament oder Parlamentsverband entthronen kann!" In den großen Dichtern der Vergangenheit liegt die Substanz von dem, was ihre Zeit und ihr Volk bewegt hat, in einer ebenso gewaltigen als gewinnenden und zugleich an alle Organe unseres Erfassens sich wendenden Weise ausgesprochen.[1]) Mit Shakespeare, sagt Carlyle, habe England eine Genius-

[1]) Ich benutze diese Gelegenheit, um an das gelehrte und dabei an selbständigen Gedanken reiche Buch von R. Bruchmann, Poetik, Naturlehre der Dichtung (Berlin, W. Hertz) zu erinnern. Es bietet eine Entwickelungsgeschichte der Poesie auf breiter anthropologischer und literarhistorischer Grundlage.

stimme gewonnen, die die Bedeutung dieses Volkswesens melodisch ausgesprochen habe und auf die alle Zeiten und Menschen horchten. Doch das letzte Wort sei unserem Shakespeare gegönnt. „Eingeboren auf dem Grunde seines Herzens," sagt Goethe vom Dichter, „wächst die schöne Blume der Weisheit hervor, und wenn die andern wachend träumen und von ungeheuren Vorstellungen aus allen ihren Sinnen geängstiget werden, so lebt er den Traum des Lebens als ein Wachender, und das Seltenste, was geschieht, ist ihm zugleich Vergangenheit und Zukunft. Und so ist der Dichter zugleich Lehrer, Wahrsager, Freund der Götter und der Menschen."

---

4. Die philosophischen Elemente unserer klassischen Literaturperiode nach ihrer Verwendbarkeit für die Schule[1].

Was dem Ausländer beim Betrachten der deutschen, speziell der preußischen Lehrpläne beim ersten Blicke auffällt, ist die Abwesenheit der Philosophie. Von Zeit zu Zeit wird dann auch von einem Freunde dieser weiland Königin der Wissenschaften die Wiedereinführung der philosophischen Propädeutik verlangt. Dabei pflegt auf Österreich hingewiesen zu werden, wo dieser Unterricht mit Eifer, Geschick und gutem Erfolge gegeben wird. Viel verwunderlicher ist es, daß von den Theoretikern des altsprachlichen Unterrichts am humanistischen Gymnasium nicht mit Nachdruck vor allem auf die alte Philosophie hingewiesen wird, die doch von einer ehrlichen Klarheit und dem reifenden Jünglingsalter durchaus zugänglich ist. Dabei waren die Philosophie und die Rhetorik, die den Alten als Ästhetik galt, die Hauptobjekte, fast könnte man sagen die einzigen Objekte des antiken Bildungsstrebens, und man studierte sie, um **politioris humanitatis**, wie der Ausdruck im Lateinischen lautet, nicht **expers** zu bleiben. In der Tat, wem sich das Bild des Sokrates nicht mit unauslöschlichen Zügen in die Seele gegraben hat, wer den Antisthenes und Aristipp nicht kennt, nichts von Platos Ideenlehre und Erkenntnistheorie weiß, weder den Weisen Epikurs noch den der Stoa mit des Geistes Auge je geschaut hat, weder die Hauptsätze der humanen Aristotelischen Ethik, noch die seiner Politik und Poetik sich vertraut gemacht hat, der kennt ja gerade das nicht, was in den Augen der besten Söhne des Altertums

[1]) Das Folgende ist die erweiterte Form eines in der Versammlung des Gymnasialvereins in Straßburg (1901) gehaltenen Vortrags.

das Beste war. Die Lehrpläne wiesen allerdings nicht nachdrücklich darauf hin, daß derartiges behandelt werden müsse; aber sie hinderten auch niemanden, es, den Aufforderungen eines gut gewählten Lektürestoffes folgend, zu behandeln. Wenn man das Wort Philosophie in seinem durch die Etymologie gerechtfertigten weiteren Sinne nimmt, kann überhaupt keine Ungunst der Lehrpläne die Philosophie aus dem höheren Unterricht ausschließen. Ist sie doch überall da, wo man das Wesentliche zur Hauptsache macht und sich nicht, um den geheimen Sinn des Behandelten unbekümmert, an das an der Oberfläche Liegende verliert. Allerdings sind die verschiedenen Unterrichtsgegenstände in dieser Hinsicht von sehr verschiedener Ertragfähigkeit. Dem Boden des einen entsprießt eine magere, dem des andern eine üppige philosophische Saat. Aber ohne alle philosophische Ergiebigkeit ist nichts, was überhaupt auf einer Schule, welche nicht Fachschule sein will, getrieben zu werden verdient, wenn man unter Philosophie eben im Sinne der Alten alles versteht, was uns dazu verhilft, den Sinn des Lebens und vornehmlich unser eigenes menschliches Wesen denkend zu erfassen. Überreich an solchen philosophischen Elementen ist jede gehaltvolle Literatur, vor allem unsere eigene klassische Literaturperiode, die ja einer entschieden philosophiefreundlichen Zeit entsprungen ist. In welchem Umkreise bei den Lehrern des Deutschen die Hervorkehrung der philosophischen Elemente unserer klassischen Literaturperiode das Übliche ist, mögen die entscheiden, denen ihre Stellung gestattet, dem Unterrichte anderer beizuwohnen. Dieses aber ist klar, daß die den deutschen Unterricht betreffende pädagogische Literatur nach dieser Seite zu wünschen übrig läßt. Das Biographische und die äußern Umstände, unter welchen ein Literaturwerk entstanden ist, ebenso die Quellen, aus denen der Stoff geschöpft ist, werden sehr eingehend behandelt. Außerdem wird dem Technischen, namentlich wenn das Werk der dramatischen Gattung angehört, die größte Aufmerksamkeit gewidmet. Aber das, was man im weiteren Sinne das Philosophische nennen kann, kommt darüber zu kurz. Das Mischungsverhältnis dieser drei Elemente, des Biographischen, Technischen, Philosophischen, müßte bei der Schulerklärung wohl ein etwas anderes werden. Diese Zurückdrängung des für die Bildung ergiebigsten Gesichtspunktes ist ein Zeichen der Zeit und begreift sich nach dem Entwickelungsgange, den die moderne Wissenschaft hat nehmen müssen. Wer heute mit ge-

wissenhaftem Fleiße und nach sicherer Methode irgend etwas Tatsächliches festgestellt hat, z. B. den Tag oder die Stunde, wo ein Vers oder eine dramatische Scene geschrieben worden ist, oder die Quellen, aus denen der Dichter geschöpft, die äußeren Vorgänge, die als Gelegenheitsursache für die Wahl oder Behandlung seiner Stoffe bestimmend gewesen sind, genauer bestimmt hat, dem rühmt man bereitwillig Verdienste um die Erklärung des Autors nach. Bemühungen um die Aufhellung des Gedankenkerns oder um die ästhetische Würdigung eines Literaturwerkes hingegen sind in vieler Augen nur allgemeines Gerede und schöngeistiges Gefasele. Nun soll man aber nichts nach seinen Ausartungen verurteilen. Jene auf das Tatsächliche gerichtete Forschung bringt oft nur absolut Gleichgültiges als Gewinn heim und lehrt bisweilen quae, si scires, dediscenda essent, wie Seneca sagt; jene zweiten konstruieren oft willkürlich, nubes et inania captant, legen unter, anstatt auszulegen; auch ist es klar, daß die Gefahr des Fehlgreifens hier größer ist als auf dem ersten Wege. Lehren die ersten oft Gleichgültiges, so lehren die zweiten oft Falsches. Die Ausartung des Besseren kann schlimmer sein als die Ausartung des weniger Guten, wie auch Aristoteles lehrt, daß die *παρέκβασις* der besten unter den berechtigten Staatsformen die schlimmste sei. Gleichwohl muß die Schulerklärung die Richtung dieses zweiten Weges nehmen, wenn sie sich auch hüten soll, ihn bis zu schwindelnden Höhen zu verfolgen. Kaum je ist eine Aufgabe des Lebens oder der Wissenschaft so einfach, daß man sie auf einem schmalen Wege immer geradeaus gehend lösen könnte. Überall gilt es, Verschiedenes, oft Auseinanderstrebendes in einen Zustand des Gleichgewichts zu bringen. Wenn ich die philosophischen Elemente unserer klassischen Literaturperiode nach ihrer Verwendbarkeit für die Schule zu prüfen vorhabe, so geschieht es also nicht, um Funkelnagelneues zu sagen, sondern um der heute schwächeren Sache zu Hilfe zu kommen und nach dem *μέσον κατὰ τὸν ὀρθὸν λόγον* hinzudrängen. Doch zur Sache. Ich werde mich auf die vier überragenden Gipfel unserer klassischen Literaturperiode beschränken, gestehe aber, daß auch manche minora sidera unserer Literatnr sich in philosophischer Hinsicht für den höheren Unterricht sehr ergiebig zeigen würden.

Ich will zunächst also Lessing betrachten. Ein verehrungswürdiger Gelehrter und Philosoph, Ed. Zeller, sagt von diesem, nur ein Blatt

in dem Kranze seines Ruhmes, und nicht dasjenige, welches am meisten in die Augen falle, gehöre der Geschichte der Philosophie an. Er sei kein systematischer Philosoph gewesen und habe keiner sein wollen. Wie wenig er zu dem letzteren Neigung und Beruf gehabt habe, zeige schon jenes eine berühmte Wort, welches den ganzen Mann kennzeichne: wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit verschlossen hielte und in der Linken einzig den immer regen Trieb zur Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, sich immer und ewig zu irren, so würde er (Lessing) doch, falls er zu wählen hätte, die Linke wählen; die reine Wahrheit sei ja doch nur für Gott allein. Allerdings ist Lessing kein Philosoph im engeren Sinne des Wortes gewesen; nimmt man die Philosophie aber in jenem weiteren Sinne, in welchem die Etymologie das Wort zu nehmen berechtigt, so wird man ihn gleichwohl zu den Philosophen rechnen dürfen. Er besaß den regsten Erkenntnisdrang, und inmitten seiner besondern, oft fast fachwissenschaftlichen Arbeiten verlor er die höchsten Fragen des menschlichen Nachdenkens nicht aus dem Auge. Losgelöst aus den Umhüllungen der schulphilosophischen Ausstaffierungen klingen diese Fragen so einfach, daß mancher, der sich selbst sehr philosophisch gestimmt glaubt, sie vielleicht sehr trivial finden wird. Es sei darum darauf hingewiesen, daß kein Geringerer als Kant sie so formuliert hat: „Was kann ich wissen? Was soll ich tun? Was darf ich hoffen? Was ist der Mensch?“ Auch für Plato ergibt sich alles Übrige aus der richtigen Beantwortung dieser einfachen Frage: *πῶς βιωτέον ἐστιν*; Diesen natürlichen und zugleich höchsten Problemen des menschlichen Erkenntnisdranges blieb Lessings Geist zugewendet; aber es lag nicht in seiner Art, schnell auf eine definitive Lösung hinzusteuern. Er besaß zu viel Klarheit und Gewissenhaftigkeit, um Gedanken, die wichtigsten Angelegenheiten unseres Geschlechts betreffend, durch ein dialektisches Spiel, durch ein Wort, das sich zur rechten Zeit dem Ungeduldigen wie dem wenig Gewissenhaften ja immer einstellt, zum Abschluß zu bringen. Deshalb hielt er mit seinen Gedanken an sich und fand eine Freude daran, eine sich sicher gebärdende Erkenntnis, die der entgegengesetzten Ansicht gar keine Berechtigung zugestehen wollte, anzugreifen und an sich irre zu machen. Zuversichtliches Reden reizte seinen Widerspruchsgeist, und er war in solchen Fällen fähig, der schwächeren Sache sogar mit zu viel Nachdruck zu Hilfe zu kommen. Fr. Schlegel,

der Feind der Aufklärer und zugleich doch der enthusiastische Verehrer Lessings, äußert sogar den Gedanken, die deutsche Philosophie würde sich vielleicht glücklicher entwickelt haben, wenn Lessings freier und kühner Geist dazu mitgewirkt hätte. War aber auch in seiner Anlage etwas, was ihn verhindern mußte, ein moderner Schulphilosoph zu werden, so besitzt er doch in einem seltenen Grade die Eigenschaften eines Philosophen für die Schule. Manches gefeierte philosophische Schulhaupt verdankt seine Berühmtheit vornehmlich dem Talente das Einfache verwickelt zu machen. Im Gegensatze dazu weiß Lessing über alles, was er behandelt, Klarheit auszubreiten und verworren gewordene, aufgebauschte Probleme auf einen einfachen Ausdruck zurückzuführen. Seine Entscheidungen sind von der glücklichsten Naivität, und man glaubt oft einen von den ehrlichen Schriftstellern des Altertums sprechen zu hören. Das macht ihn zu einem hervorragend brauchbaren Bildner für die Jugend. Lessings Begabung war gleichwohl eine einseitige. Aber man wird den elementaren Kursus über die literarischen, ästhetischen, sittlichen und religiösen Probleme, welchen seine Schriften bieten, nicht ungestraft überspringen, und auch für die Reiferen unter den modernen Menschen ist es ebenso förderlich als genußreich, wenn sie ihrem durch vornehm klingende Abstraktionen ermüdeten Ohre von Zeit zu Zeit wieder die einfachen Töne des Lessingschen Philosophierens bieten. Kein deutscher Schriftsteller besitzt in dem Grade, wie er, die gute Nüchternheit nnd Ehrlichkeit der antiken Schreib- und Denkweise. Genügen kann er allerdings dem modernen Menschen nicht. Was ihm zu einer vollen bildenden Wirkung für den heutigen Menschen fehlt, wird im Jugendunterricht am passendsten aus der höher strebenden Philosophie Herders und Schillers gewonnen werden können.

Ob Lessing Spinozist, ob er Leibnizianer gewesen sei, darüber ziemt es sich nicht, vor Schülern eine Entscheidung zu suchen. Es ist wohl sicher, daß er Jacobi gegenüber jene Äußerung 'getan hat, es gebe keine andere Philosophie als die des Spinoza. Deshalb soll man ihn aber nicht zu einem geschworenen Anhänger dieses Philosophen machen. Es heißt Lessing auch durchaus verkennen, wenn man meint, er habe sein Leben hindurch seine wahre Meinung über die höchsten Probleme geheim halten können, aus Furcht für sich oder aus Besorgnis, andere, noch nicht hinlänglich weit Vorgeschrittene zu ver-

wirren. In seiner Schrift über die Erziehung des Menschengeschlechts findet sich allerdings eine Stelle, die sich zu Gunsten dieses zuletzt genannten pädagogischen Bedenkens anführen ließe. „Hüte dich," sagt er dort, „du fähigeres Individuum, der du an dem letzten Blatte dieses Elementarbuches stampfest und glühest, hüte dich, es deine schwächeren Mitschüler merken zu lassen, was du witterst oder schon zu sehen beginnst." Im Grunde war Lessing der Meinung, daß alles bisherige Systematisieren und Dogmatisieren etwas Verfrühtes war. Darin eben liegt seine hohe Bedeutung für die Zwecke der Bildung, daß er die Fragen offen hält und zum Suchen anreizt. Er war keinem Philosophen in dem Grade ergeben, daß er sich selbst nach ihm hätte nennen können. Lessings Worte wollen, so klar sie stets sind, abgewogen sein. „Wenn ich mich nach jemand nennen soll, so weiß ich keinen andern als Spinoza." So lautet sein Bekenntnis. Damit ist aber nicht gesagt, daß er, des längeren Nachdenkens müde, sich in dem ruhigen Hafen dieses Systems vor Anker gelegt hätte. Mit Bewunderung zweifelnd, sagt er überdies, solle man sich dem Werke des Meisters nahen. Es sei aber zur Rechtfertigung seines Standpunktes bemerkt, daß sein Zweifeln ihn nie zu einem kritischen Nörgler macht. Schiller, der ihm so Unähnliche, rühmt ihm mit Bezug auf die Dramaturgie nach, er habe am schärfsten und zugleich am liberalsten gedacht und das Wesentliche am unverrücktesten ins Auge gefaßt. Dem Bedeutenden gegenüber weiß Lessing freundlich entschuldigende Worte zu finden, wenn einzelnes daran zu tadeln ist. So sagt er von Winkelmann, dieser habe nur solche Fehler begangen, die ein jeder hätte vermeiden können. Freilich nur wenn das Ganze untadelhaft sei, will er, daß man von einer nachteiligen Zergliederung abstehe. Auch nicht in dem allergeringsten Dinge scheint ihm Wahrheit und Unwahrheit gleichgültig. Der schleichende, süße Komplimentierton ist seinem männlichen Sinne zuwider. Die Höflichkeit, sagt er, gebe alles, um von allen alles wiederzuerhalten. Sie mache die Schriften wie den Umgang schal und falsch. Den Alten sei sie unbekannt gewesen. Auch seinen Freunden ließ Lessing ihre Fehler nicht durchgehen, und nichts erregte ihm mehr Zorn und Ekel als die höfliche, diplomatische Kabalenmacherei. Der erzieherische und bildende Wert von Lessings Schriften liegt eben darin, daß er allen seinen Problemen mit der Klarheit und Frische eines lebhaften, denkkräftigen Geistes,

mit der rücksichtslosen Offenheit eines wahrheitsliebenden, seiner Vorzüge sich bewußten, aber von Eitelkeit durchaus freien Mannes erörtert. Seine Resultate sind nicht immer richtig. Die Wahrheit liegt in der Tiefe und ist dem klaren Verstande doch nicht immer zugänglich Seine kecke Disputierlust läßt ihn auch bisweilen über das Ziel hinausschießen. Hier und da wird man sein Lob und seinen Tadel nicht limitiert genug finden. Am unfreiesten steht er der ästhetischen Theorie des Aristoteles gegenüber, die ihm ebenso unfehlbar scheint wie die Sätze Euklids. Will er doch lieber an sich selbst zweifeln als an Aristoteles, wenn dieser Widersprechendes zu sagen scheint. Das Lob, welches er dem Shakespeare spendet, bedarf in gleichem Grade der Einschränkung und Richtigstellung wie seine scharf tadelnde Kritik Corneilles und Voltaires. Sein kritischer Verstand verscheucht die Nebel, die sich über den Problemen gelagert hatten; aber es war ihm doch nicht gegeben, mit feiner, divinatorischer Psychologie das eigentliche Wesen ferner Literaturperioden und den Kern einer bedeutenden Schriftsteller- oder Dichterindividualität zu erfassen. Man hüte sich aber, das, was er bietet, zu gering, das, was er nicht bietet, zu hoch anzuschlagen. Er gründet eben, wie die Alten, seine Regeln auf die allereinfachsten und in sich klaren Begriffe und sagt stets mehr als er dem an die modernen Ausstaffierungen Gewöhnten zu sagen scheint. Lessing ist von unseren Klassikern derjenige, der sich am besten dazu eignet, die Jugend an die wichtigsten Probleme des menschlichen Nachdenkens heranzuführen. Sie kann von ihm lernen, wie das Verschiedene auseinanderzuhalten und Klarheit in verwickelte und durch unkritische Versuche verworren gewordene Aufgaben zu bringen ist. Jenes andere, wie das Verschiedene sich durch zahlreiche Zwischenstufen einander annähert und unter einer höheren Einheit, seine Einseitigkeiten ausgleichend, sich zusammenfindet, mag sie nachher von andern lernen. Er, in Deutschland damals der ideale Repräsentant der aufklärerischen Bemühungen, ist vor den anderen Klassikern unserer Literatur berufen, auch für unsere Jugend heute in einer reichen, aber auch an unkritischen Vermengungen überreichen Zeit zum Aufklärer zu werden. Und von seinen inneren Vorzügen ist seine Darstellung der treue Ausdruck. Fr. Schlegel nennt ihn den Prometheus der deutschen Prosa, und Winkelmann sagt, er schreibe, wie man geschrieben zu haben wünschen möchte.

ihm das Denken überhaupt ein Bedürfnis ist, Lessings theologische Streitschriften mit Genuß und Interesse lesen. Kein philosophisches, kein antiquarisches Thema ist so gering, daß Lessing nicht durch die Art seiner Erörterung zum Mitdenken zu zwingen wüßte. Auch wer mehr zum Genießen von Kunst- und Dichtwerken, als zum Reflektieren über das Genossene aufgelegt ist, wird doch beim Lesen des Laokoon, trotz aller Einwendungen, die er gegen diese zu scharfen Grenzscheidungen erheben wird, etwas von dem Entzücken fühlen, das über den jungen Goethe kam, als ihm dieses Buch einen Lichtstrahl in seine ästhetischen Wirren warf. Wieviel Bücher, wieviel Dramen bespricht er in den Literaturbriefen und der Dramaturgie, die heute kaum noch von jemand gelesen werden! Und doch weiß er durch die belebte Art seiner Besprechung den Leser für seine Untersuchungen zu gewinnen. Wieviel mehr gelingt ihm das aber, wenn er sich mit den Fragen beschäftigt, denen sich der natürliche philosophierende Trieb des mit einiger Helle des Bewußtseins lebenden Menschen zuwendet! Mag Lessing auch dem Philosophen von Fach ein **abnormis sapiens crassaque Minerva** scheinen, er ist die Perle der Popularphilosophen und als solcher der vollendete Ausdruck jener oft ans Triviale sich verlierenden, aber doch fromm-philosophischen, mit Ehrlichkeit und Überzeugungstreue auf das wahre Wohl der Menschheit lossteuernden geistigen Bewegung, welche man mit einem zusammenfassenden Ausdruck als die Periode der deutschen Aufklärung bezeichnet. Wer in Lessings Schriften heimisch geworden ist, dem ist nicht viel Menschliches fremd geblieben. Seine Besprechungen umspannen den ganzen Kreis der wesentlichen menschlichen Interessen, das Gebiet des Politischen und Historischen ausgenommen. Seine Psychologie, wie seine Ethik, das mag zugestanden werden, ist weder reich noch tief; aber er bietet eine, wenn auch einfache, so doch gesunde Kost und läßt einen heilsamen Trieb zum Weitersuchen in den Seelen der Lesenden zurück. Leider wird seine Wirkung heute vielfach durch die Antipathieen der Lehrenden beeinträchtigt. Sind es Theologen, so scheint ihnen meist seine geringschätzige Beurteilung des Dogmatischen gefährlich; sind es Philosophen, so finden sie sein Philosophieren wohl zu harmlos und sogar zu theologisch; sind es Philologen, so haben sie einige Mühe, über manche antiquarische Versehen bei ihm hinwegzusehen; sind es aber Historiker, so sind sie empört über seine Ver-

achtung der eigentlichen Geschichte und über seine geringschätzige Beurteilung des Staates, in welchem er ja nur ein notwendiges Übel erblickte. Wer aber einen freien Sinn, ein gesundes weites Herz hat, wird sich auch als Gereifter immer wieder zu Lessing hingezogen fühlen und nicht die geringste Schwierigkeit haben, sein Interesse für diesen in pädagogischer Hinsicht am besten begabten unserer Klassiker auf eine nach Bildung und philosophischer Klärung des Bewußtseins sich sehnende Jugend zu übertragen.

Lessing ist reich an unvergeßlichen Aussprüchen, welche bald den Nagel auf den Kopf treffen, bald durch die schroffe Ehrlichkeit ihrer Entscheidung zum Weiterdenken zwingen und zu Widerlegungsversuchen auffordern, die für Jünglinge wie für Männer pädagogisch gleich heilsam sind. Man erwäge, daß die Menschen einer Zeit, die keine Zeitungen zu lesen brauchte, zum Nachdenken über das Menschliche sehr viel Zeit übrig hatten. Man suchte sich klar zu werden über die Hauptprobleme des natürlichen menschlichen Nachdenkens. Deshalb heißt diese Zeit die Zeit der Aufklärung. Es waren meist nur Entscheidungen vom Standpunkte des harmlosen gesunden Menschenverstandes, die man traf, und Lessing selbst, der nicht sowohl der treue Spiegel, als vielmehr die glücklichste Potenzierung und der ideale Repräsentant jener aufklärerischen Bemühungen ist, zeichnet sich vor seinen Zeitgenossen weniger durch Tiefe als durch Klarheit aus. Vor allem versteht er sich darauf, aus der Gleichgültigkeit aufzurütteln und die Verwirrung des Staunens zu erregen. Deshalb darf er als ein Erzieher zum menschlich-philosophischen Nachdenken gelten. Denn *διὰ τὸ θαυμάζειν οἱ ἄνθρωποι καὶ νῦν καὶ πρότερον ἤρξαντο φιλοσοφεῖν.* Andächtig schwärmen, sagt Nathan, sei leichter als gut handeln. So schien es ihm auch leichter, das von verehrten Autoritäten Gesagte mit zelotischem Eifer zu wiederholen, als klar zu denken und selbst die Einsicht sich zu erringen. Er versteht es, wie wenige andere, einen Stachel in der Seele des Lesenden zurückzulassen. Schriftsteller aber, die Entwickelungskrisen hervorrufen, zumal in der philosophisch gestimmten Lebensperiode des Jünglingsalters, sind in pädagogischer Hinsicht die wertvollsten.

Es mag zugestanden werden, daß die Aufklärung in allen wesentlichen Punkten überwunden ist. Muß sie aber nicht jeder für sich wieder überwinden? Der werdende Mensch macht ja doch in sich alle

wesentlichen Entwickelungsstufen früherer Jahrhunderten von neuem durch. So kann auch niemand zu der heute möglichen Reife der Weltanschauung gelangen, ohne in sich eine Periode der Aufklärung durchlebt zu haben. Wer aber könnte ihm dazu ein besserer Führer sein als Lessing, der klaräugigste aller Aufklärer, der die Plattheit seiner Parteigänger ebensowenig schonte als die schroffe Intoleranz der Patriarchen seiner Zeit und die süßlich-affektierte Religiosität der Klopstockianer? Auch wenn er bloß ästhetische Fragen behandelt, liefert er Beiträge zu einer Philosophie der Humanität. Selbst wer diese Lessingsche Philosophie nicht ausreichend findet, wird doch gestehen müssen, daß sie ein gutes Stück vorwärts bringt und vor allem die Kraft hat, Kraft gewinnen zu lassen, und daß sie sogar da, wo sie das Richtige nicht trifft, durch ihre Irrtümer instruktiv ist. Zweck der philosophischen Belehrungen auf den höheren Schulen ist nicht, ein positives philosophisches Wissen mitzuteilen, sondern den philosophischen Trieb, der zur Ausrüstung des Menschen gehört, zu nähren und zu stärken. Am besten könnte das geschehen im Verkehr mit den Philosophen des Altertums. Unter den Neueren aber eignet sich am besten Lessing dazu. Nur muß man sich hüten, das, was er an den behandelten Problemen offen gelassen hat, durch eine diktatorische Entscheidung zum Abschluß zu bringen. Selbst wenn man überall sicher wäre, das Richtige zu treffen, so würde man damit die fortwirkende Kraft seiner Betrachtungen vor der Zeit zum Stillstand bringen. Lessing regt stets an, aber er drängt nicht zur Entscheidung. „Nur eitle Pädagogen," sagt er, „übereilen das Kind und prahlen mit ihm, anstatt es gründlich zu unterrichten." Das Kind der Erziehung, will er, soll mit langsamen, aber sicheren Schritten gehen. Die Erziehung soll aber den Bemühungen des werdenden Menschen zu Hilfe kommen. Auch nach Lessing ist die Erziehung eine *μαιευτική*. Sie gebe, sagt er, dem Menschen nichts, was er nicht aus sich selbst haben könnte; sie gebe ihm das, was er aus sich selbst haben könnte, nur geschwinder und leichter.

Am längsten wird die schulmäßige Behandlung Lessings natürlich beim Laokoon und bei der Dramaturgie und unter seinen Dramen bei Minna von Barnhelm verweilen. Aber sie bedarf durchaus der Krönung durch Nathan den Weisen nicht bloß, sondern auch durch die Gespräche für Freimaurer und durch seine Gedanken über die Erziehung

des Menschengeschlechts. Hier vor allem aber gilt es, durch Winke richtige Beleuchtungen zu schaffen, nicht durch ein endloses Gerede das mit unübertrefflicher Klarheit von ihm Gesagte zu verfinstern und dem schwankenden Geist des Hörenden eine Entscheidung aufzuzwingen. „Bloß mitgeteilte, nicht erworbene Begriffe," sagt Lessing, „bestehen nicht lange in ihrer Lauterkeit." Das dem Geiste des Lernenden angepaßte Halbrichtige aber kann nach ihm zu einem heilsamen Vorkursus der höheren Wahrheit werden. Zu seinen tiefsten und humansten Gedanken gehört dieser, daß auch bei unseren Irrtümern Gott seine Hand im Spiele habe. Er will deshalb keinen eilfertigen Wanderer, der nur das Nachtlager bald zu erreichen wünsche, von seinem Pfade weglocken. „Es ist nicht wahr," sagt er, „daß die kürzeste Linie immer die gerade ist." Was Lessing aber auch sagt, in den streitlustigen Schriften seines Jünglings- und Mannesalters wie in den ernsten, friedlichen, resignierten Schriften, mit denen er seine Laufbahn geschlossen hat, alles trägt stets den Charakter jener Naivität, die wir an den Alten schätzen. Mit ihm zu verkehren ist fast ebenso erfrischend wie lateinisch oder griechisch Geschriebenes zu lesen.

Von den Eigenschaften, die Lessingen einen ersten Platz auf der obersten Stufe des Unterrichts sichern, besitzt der an ihn vielfach anknüpfende Herder keine. Vor allem fehlt ihm die einfache Klarheit und die sichere Gedankenführung Lessings. Dafür besitzt er aber einen Zug in die Tiefe und in die Höhe, der Lessingen fehlt. Im Vergleich zu Herder macht Lessing den Eindruck eines, der per humum repit. Man kann zweifelhaft sein, ob ein Schriftsteller, der so wenig von der schulmäßigen Methode hat, wie Herder, als Lehrer und Erzieher für die Jugend verwendet werden kann. Ihn zu übergehen oder mit einer kurzen Erwähnung abzufertigen, wie seinen Lehrer und Freund Hamann, ist freilich nicht möglich. Dazu hat er vor allem in der Entwickelung Goethes eine zu bedeutsame Rolle gespielt.[1])

---

[1]) Ich verweise hinsichtlich der pädagogischen Ergiebigkeit Herders auf die vortreffliche Schrift von H. Keferstein, J. G. Herders pädagogische Schriften und Äußerungen. Mit Einleitung und Anmerkungen (Langensalza, 1902), und auf den Aufsatz über Herder als Pädagogen in Kefersteins Vermischten Pädagogischen Abhandlungen (Langensalza, 1900). Es sollte keiner in pädagogischen Fragen heute das Wort ergreifen, ohne Herder zuvor gründlich studiert zu haben.

Ich bin im Ernst der Meinung, daß Herder auch gewöhnlichen Sterblichen gegenüber etwas von der Gedanken und Krisen erregenden Kraft haben wird, die er auf Goethe ausgeübt hat. Es ist durchaus verständlich, daß er den wühlenden Reichtum seines Innern, das eine neue Welt aus sich gebären wollte, nicht in so einfachen und jeder Zeit klaren und sicher einherschreitenden Worten zum Ausdruck bringen konnte wie Lessing seine von allen Ahnungen, von aller Mystik entblößte Lebens- und Kunstauffassung. In Herder wurzelt die moderne Zeit und Literatur. Wie sollte da die Schule von ihm absehen dürfen! Durch Herder soll der Schüler eine historisch philosophische Einsicht in die Uranfänge der Kultur und in die bei der Ausgestaltung der Kultur wirkenden Faktoren gewinnen; im Umgang mit ihm soll er seinen Sinn ausweiten, um auch das räumlich und zeitlich von unserer Zeit Getrennte verstehen und würdigen zu lernen. Herder kann ihm das in unscheinbaren Anfängen liegende Gold enthüllen, kann ihm auch die Nichtigkeit einer prahlerischen materiellen Kultur zum Bewußtsein bringen. Das Literarische sieht der Schüler bei ihm sich auf dem Grunde des Menschlichen, das Menschliche sich auf dem Grunde des Kosmischen aufbauen. Herder mag ihn auch die Ursprünge der Sprache und Poesie ahnen lassen, ihm die geheimnisvolle Kraft der Muttersprache zeigen, ihn fähig machen, daß er das Menschliche in verschiedenem Gewande wiedererkenne, ohne seine ethnographische Eigenart darüber zu verlieren. Durch Herder, dessen Erklärungen den quellenartigen Ursprüngen der Menschlichkeit zustreben, soll er ferner die Literatur als treue Dolmetscherin des eigensten Denkens und Empfindens eines Volkes erfassen und die von dort zu uns selbst hinüberleitenden Fäden mit klarem Blicke erkennen lernen. Vor allem wird ihn Herder anleiten, das Auseinanderstrebende zusammenzufassen und bis zum Mittelpunkt zurückzuverfolgen. Alles Bedeutende und Wirkungskräftige, lehrt er ja in Übereinstimmung mit seinem Lehrer Hamann, sei der Totalität des menschlichen Wesens entsprungen.

Auf der andern Seite aber hat Herder doch nichts von den Subtilitäten des fachwissenschaftlichen Philosophierens, wie es vor allem in Deutschland geübt worden ist. Mit noch weit größerem Rechte als von Lessing kann man von ihm sagen, daß nicht bloß sein Kopf, sondern der ganze Mensch in ihm philosophierte. Vielleicht darf man aber finden, daß alles bloß kopfmäßige Philosophieren einer

späteren Entwickelungsstufe der Menschheit angehört, daß alles Philosophieren im Anfang mehr enthusiastisch und ahnungsvoll als räsonnierend war. Wer der Überzeugung ist, daß der philosophische Trieb nicht das Erbteil weniger ist, sondern, wie die Poesie, zur gemeinsamen Ausrüstung des Menschen gehört, wird gestehen müssen, daß nach der Art Herders, wenn auch nicht mit seiner ungestümen Kraftfülle, alle zum Denken Fähigen auch heute in sich ein Bild der Welt und des menschlichen Lebens zu schaffen suchen. Was die dialektische Begründung und den systematischen Ausbau des so Geschauten und Gefundenen freilich betrifft, so gehört dazu eine besondere Befähigung, die sich immer nur bei wenigen finden wird.

Herders Philosophieren entspricht aber nicht bloß der dem Menschen natürlichen Art zu philosophieren, sondern es trägt zugleich den Charakter des Jugendlichen und hat diesen Charakter sein ganzes Leben hindurch bewahrt, wenn man von seinen letzten, grämlichen und entschieden unerquicklichen Schriften absieht. Das eben war das Unglück seines Lebens, daß sich auch später seinem jugendlichen Empfinden und Denken nicht ein ausreichendes Maß männlich klarer Besonnenheit hinzugesellen wollte. Die Geschichte der Literatur und Geisteswissenschaften weiß jedenfalls von keinem Zweiten zu berichten, dessen Geist in den Jugendjahren in einer gleich üppigen Fülle von Knospen geprangt hätte. Und es waren nicht auseinanderstrebende Neigungen, die ihn hätten zersplittern müssen. Nein, sein ganzes Denken und Empfinden strebte nach einem Punkte hin. Und wie günstig war das Milieu gewesen, in welchem seine Kräfte gewachsen waren! Sein Talent hatte sich in der Stille gebildet, im Verkehr mit hervorragenden Geistern und angeregt durch die Freundschaft Gleichgesinnter, in Armut und fern von den Zerstreuungen der Welt, und das in einer Zeit, wo die studierende Jugend, durch keinen fachwissenschaftlichen Kleinkram ernüchtert, mit einem von Erkenntnissehnsucht geschwellten Herzen dem in erster Linie Wichtigen entgegeneilte. Wie unreif fühlte sich doch der junge Goethe in Straßburg neben dem um fünf Jahre nur älteren Herder! Wie unreif erschien er selbst Herdern, welcher in dem leichten und spatzenhaften jungen Menschen, der mit so treuer Hingabe an seinen Lippen hing und alle Unfreundlichkeiten des mürrischen und kranken Mannes geduldig ertrug, damals den künftigen, alles überragenden Genius nicht erkannte!

Der Bildungszustand Deutschlands während des zweiten Drittels des achtzehnten Jahrhunderts war der Entwickelung einer Begabung, wie die Herders war, in hervorragendem Grade günstig. Die Welt des Geistes lag weit ausgedehnt vor ihm. Nichts sperrte die Aussicht für den, der zu sehen kräftig war. Er war als Knabe und Jüngling zwar von einer unersättlichen Lesewut. Seine nach Nahrung lechzende Seele schien ihren Hunger nicht stillen zu können. Wie wenig war das aber im Vergleich zu dem, was jeder heute, um auf irgend einem Gebiete mitreden zu dürfen, gelesen haben muß! Außerdem las er doch nur Bücher, die, so wenig bedeutend sie zum Teil auch sein mochten, doch den Hauptproblemen zustrebten, während die heute Studierenden vorwiegend mit Teilen und Teilchen ihrer speziellen Wissenschaft zu tun haben und sich zu tun machen. So wurde sein hochfliegender Geist vor Ernüchterung bewahrt.

Plato sagt, der zum Zusammenfassen geschickte Kopf sei der philosophische Kopf. Ist das richtig, so verdient vor allem Herder zu den Philosophen gerechnet zu werden, wenn er auch nicht die Schulsprache der Philosophen geredet hat. Wohl nie hat ein begabter Jüngling aus dem Drange seiner Natur heraus so leidenschaftliche und ernste Anstrengungen gemacht, sich die chaotische Fülle des Lebens und des Wissens zu ordnen und zu klären. Jeder natürlich entwickelte Jüngling, der nicht zu der stumpfen Masse gehört, und dem die schwellenden Keime seiner Seele nicht in der trockenen Luft einer nüchternen Umgebung erstorben sind, wird einen ähnlichen Zustand durchmachen. Das Resultat ist bei den meisten ein dürftiges, aber auch in dem Nüchternsten regt sich in den Jahren der Jugend der ideale Erkenntnisdrang, der, die Schranken des örtlich und zeitlich Nächsten überfliegend, das Ganze erfassen möchte. In Herder aber regte er sich in ungewöhnlicher Stärke. Wie sollte er da nicht zum Erzieher der Jugend geeignet sein? Als Prediger redete er wie mit Engelszungen, als Lehrer in Riga stellte er das Ideal eines anregenden, den ganzen Menschen aufrüttelnden, einen Stachel in der Seele zurücklassenden Unterrichts verwirklicht dar, im Gespräche war er, wie außer Goethe viele andere bezeugen, von einer wahrhaft faszinierenden Gewalt. Was er geschrieben hat, besitzt allerdings kaum je die volle Reife eines ruhig ausgestalteten literarischen Meisterwerkes; aber es ist durch die Phantasie belebt, durchglüht von einem edlen Feuer und

strebt, trotz mancher Widersprüche im einzelnen, einem einheitlichen höchsten Ziele zu. Es mag zugestanden werden, daß alles Einzelne, was Herder an Belehrungen über Gegenstände aus dem Gebiete des Literarischen und Ästhetischen, des Geographischen, Ethnographischen und Historischen, des Geologischen, Astronomischen und Kosmologischen bietet, heute aus bequemer angelegten und zuverlässigeren Büchern gelernt werden kann. Wer so vieles gelernt hatte, wie er, konnte nicht alles ordentlich gelernt haben. Außerdem haben die Erfahrungswissenschaften, deren Boden er in seinem Hauptwerke betritt, seitdem doch Fortschritte gemacht. Dasselbe gilt von der Geschichte, Geographie und Ethnographie. Das eben, sagt Haym, sei die verwegene Größe von Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit daß dieses Werk eine Wissenschaft auf lauter erst werdenden Wissenschaften aufzubauen unternahm. Es sei voll von wissenschaftlichen Forderungen, wie es auch auf A. v. Humboldt und Karl Ritter eine mächtig anregende Wirkung ausgeübt habe. Herder las und exzerpierte zahlreiche Bücher, aus denen er sich positive Belehrungen versprach, und wußte so ziemlich alles, was über die Gebiete, die in seine Gedankenwelt mündeten, damals gewußt werden konnte. Wäre er freilich fähig gewesen, Einzelprobleme der Literatur, der Geschichte, der exakten Wissenschaften geduldig und methodisch zu erforschen, so wäre er eben nicht der mit enthusiastischem Schauen auf das Ganze gerichtete Herder gewesen. Dies aber ist es, was seine Schriften über die Erzeugnisse der Wissenschaft weit hinaushebt und was sie zugleich vorteilhaft von den bloß spekulierenden Werken unterscheidet. Eine dreifache Seele lebt in seinen Schriften: eine wissenschaftliche, eine dichterische, eine philosophische. Sie zügelten sich gegenseitig und belebten sich zugleich gegenseitig. Seine Wissenschaft artete nicht in Trockenheit und in bloße Stoffkrämerei aus; sein dichtender Trieb wurde durch das Bündnis mit der Wissenschaft vor phantastischen Ausschreitungen bewahrt; seine philosophische Anlage wurde durch das dichterische Schauen vor zu weit getriebener Abstraktion, durch die Genossenschaft der Wissenschaft vor willkürlichen Entscheidungen **a priori** behütet. Diese Vereinigung verschiedener Eigenschaften sichert seinen Schriften auch heute eine bedeutende bildende Wirkung. In tadelloser Harmonie haben die menschlichen Kräfte freilich schon längst zu wirken aufgehört. Kann man sich da wundern, daß Herder auch als

Dichter fast stets zu sehr Philosoph, als Philosoph meist zu sehr Dichter ist? Wer vieles bringt, sagt Goethe, wird allen etwas bringen. Ist in diesem Worte Wahrheit, so werden so ziemlich alle nach Bildung Dürstenden bei Herder ihre Rechnung finden.

Unter den großen Schriftstellern des achtzehnten Jahrhunderts ist kein zweiter, der so viel fruchtbare Gedankenkeime ausgestreut hätte und für die höchsten Fragen des natürlichen menschlichen Nachdenkens so kräftige Anregungen böte. Seine Philosophie ist keine esoterische, aber deshalb eben ist sie von so großem Werte für die Bedürfnisse der Bildung. Er selbst sagt einmal, eine Erbauungs- und Bildungsschrift für das Volk würde er, wäre er Alexander, in einem goldenen Kasten aufbewahren. Solche Bücher zu schreiben, war offenbar sein Gedanke. Die idealsten und menschlichsten Stunden seines Lebens waren ihm die, in denen er sich mit seinem Schutzgeiste, wie er sich ausdrückte, unterreden konnte. Er nennt es eine Arznei der Seele, sich in sich zurückzuziehen. Dabei dachte er nicht an den Genuß einer müßigen Träumerei, sondern an ein fruchtbares Verarbeiten der gewonnenen Eindrücke. Es ist ihm ein gebieterisches Bedürfnis, in einsamem Nachdenken sich auf das Menschliche zu besinnen. Dazu wollte er schreibend auch andere anleiten. Gegen seine Zeit scheint er dabei oft von einem wahren Hasse beseelt. Sein alles umspannender Geist flüchtet sich gern in die Vergangenheit, um der platten, auf eingebildete Verdienste stolzen, auf Irrwegen wandelnden und ihn persönlich fortwährend unangenehm berührenden Gegenwart zu entrinnen. Nur mit den Ausgesuchtesten aller Völker und Zeiten möchte er verkehren. Nichts stört auch diesen Verkehr. Denn die Schlangen der Rache, des Neides, des Undanks entschlafen am Grabe der Toten.

Herder gehört zu den anregendsten und gedankenreichsten Schriftstellern aller Zeiten. Aber vielleicht wird man sagen, er sei überholt. Was er Richtiges biete, habe allgemeine Anerkennung gefunden und lebe in allen modernen Lehrbüchern fort. Wozu an einer Quelle schöpfen, die doch nicht ganz rein fließt, wenn man ihr Wasser sorgfältig filtriert anderswoher beziehen kann? Aber Herder hat nicht bloße Kompendien geschrieben über eine Reihe wissenswürdiger Dinge: er hat die für die Bildung wichtigsten Fragen in einer literarischen Form behandelt. Eine solche aber wendet sich nicht allein an den Kopf und an das Gedächtnis, sondern an den ganzen Menschen. Man

kann den Herderschen Hauptschriften sogar in einem hervorragenden Grade nachrühmen, daß sie wirkungskräftig geschrieben sind. Des Wissenswerten kann man aus einem soliden Kompendium eine Menge lernen, ja das Stoffliche wird hier in didaktisch geschickterer Weise dargeboten werden als in den Schriften der führenden Geister der Literatur, welche nicht bloße Mitteilungen, sondern Offenbarungen sind. Verdient aber ein Gegenstand wegen seiner Größe und wegen seiner Bedeutung für die Gestaltung unseres Innern mit ganzer Seele erfaßt zu werden, so soll man ihn in literarischer Form wirken lassen. Nur solche Themata aber behandelt Herder. Gerade was das Beste an seinen Schriften ist, läßt sich durch ein Referat über seine Gedanken nicht wiedergeben. Man nehme z. B. seine urgeniale Jugendschrift, seine Fragmente zur deutschen Literatur, von der Suphan sagt, sie sei das kanonische Buch für die Kritik des jungen Geschlechts geworden; hier zeige sich seine Vielseitigkeit, die Freiheit und Reizbarkeit seines Empfindens, der divinatorische, systematischen Zwang verschmähende Flug seines Denkens. Diese Dinge genügt es in der Tat nicht zu wissen; man muß sich dafür erwärmt und begeistert, sie durch alle Poren der Seele in sich aufgenommen haben. Welches Wetterleuchten und Blitzen! Welche glückliche, alle konventionellen Fesseln der Sprache sprengende Kühnheit des Ausdrucks! Das alles ist nicht gedacht, es ist geschaut. Es ist auch kaum etwas aus Büchern Herübergenommenes in dieser Schrift, wenn man absieht von den Gedanken Hamanns, die er sich ganz zu eigen gemacht und aus dem Boden seiner verwandten, aber reicheren Natur herrlicher hat erstehen lassen. Herders Fragmenten sollte die Schule einen Kultus weihen. Gedanken, wie die dort vorgetragenen, und so vorgetragen, muß man an der Quelle schöpfen. Durch literarhistorische Referate kann man von der urwüchsigen Kraft und Fülle der Gedanken, von der Wärme und anschaulichen Pracht des Ausdrucks, von der heiligen, regellosen Unbesonnenheit der ganzen Behandlungsweise keine Vorstellung gewähren. Welches Streben in die Tiefe! Mit welchem Erfolge spürt er dem geheimen Zusammenhange der Dinge nach! Welche Auffassung der Sprache und der Volksanlage! Wie weiß er das Gewordene bis auf seine Ursprünge zurückzuverfolgen und alle den Strom verbreiternden Zuflüsse nachzuweisen! Mit welchem enthusiastischen Zorn wettert er gegen die Pedanten der Reinigkeit, gegen die Großsiegelbewahrer der Keuschheit

einer Sprache, die alles auf eine feste Regel ziehen wollen und nicht ahnen, wieviel Schätze in einer Sprache verborgen liegen, wieviel Neues sich daraus hervorziehen, was sich ihr durch glückliche Laune des Ausdrucks abgewinnen läßt. Und mit demselben heiligen Zorn redet er gegen die Pedanten der Sittenlehre, die überall bei den Dichtern selbst nach Sittenregeln suchen. Ich erinnere ferner an seine Empfehlung des Nacheiferns, im Gegensatz zur Nachahmung, an die Schilderung der für den Dichter ergiebigsten Zeiten, die zwischen der Wildheit und der Kultur in der Mitte liegen, an die Betrachtungen über den Ursprung der Religion, über das Wunderbare und Ungewöhnliche, an die Schilderung der Gefahren, die uns drohen, wenn wir das Blatt der Seele in den besten Jahren beschmieren, vor allem an seine Betrachtungen über die Muttersprache, die, soviel wir auch hinzulernen mögen, ein ungeheures Übergewicht in unserem Innern behält, nachdem sie sich uns mit ihrem ganzen Reichtum an Bildern und Farben in den zartesten Jahren eingedrückt hat. Im Vergleich zu Herders Fragmenten erscheinen Lessings Literaturbriefe und sein Laokoon blaß und arm, obgleich sie größere Verstandesklarheit zeigen und eine methodischere Erörterung, trotz der Lessingschen Spaziergängermethode. Goethe erzählt selbst, wie stark Lessings Laokoon auf ihn gewirkt habe, wie er alle bisherige anleitende und urteilende Kritik damals wie einen abgetragenen Rock weggeworfen und sich von allem Übel erlöst geglaubt habe. Wieviel stärker aber war die Wirkung, als das etwa, was in den Fragmenten zu lesen steht, in Straßburg von Herders beredten Lippen selbst zu ihm sprach! Nicht bloß der Vorhang wurde ihm zerrissen, der ihm die Armut der damaligen deutschen Literatur verdeckt hatte, sondern sein ganzes Denken und Empfinden klärte und vertiefte sich infolge dieser Gespräche mit Herder. Es ist sicher, daß Herders Fragmente auf jeden deutschen Jüngling auch heute eine, wenn auch nicht so starke, so doch ähnliche Wirkung ausüben werden. Auch in den Kritischen Wäldern lehrt er die Art und Sitte primitiver, der Poesie günstigerer Zeiten in ihrer eigenen Schönheit und Wahrheit mit Zurückdrängung des Bildungsstolzes einer alten Kultur rein erfassen. Aber den Fragmenten kommt diese Schrift nicht gleich, weder an Kraft, noch an Wärme, noch an Mannigfaltigkeit. Überdies büßt Herder, mit Lessing hier ringend, einen Teil seiner eigenen Vorzüge ein. Auch die Briefe zur Beförderung der

Humanität, die er als reifer Mann geschrieben hat, besitzen nicht die stürmische, geniale Jugendlichkeit der Fragmente, in denen der früh gereifte Herder die ganze Summe seiner Gedanken mit einer köstlichen Rücksichtslosigkeit und mit frischer Entdeckerfreude vorträgt. Sogar die Ideen zur Geschichte der Menschheit, in denen doch das Beste, was Herder zu sagen berufen war, zur Reife entwickelt ist, besitzen weder den Reiz noch ganz die Bedeutung jener Jugendschrift. Es ist aber klar, daß die philosophische Auffassung Herders von dem Werden und dem Entwickelungsgange der Menschheit, die in dieser seiner Hauptschrift niedergelegt ist, zum Besitz jedes nach höherer Bildung Strebenden gemacht werden muß. Was hier vorgetragen wird, ist doch geeignet, den Sinn auszuweiten, und ist reich an Aufforderungen, der Tiefe zuzustreben. Immer nur das Ende zu bewundern und sich der Meinung zu ergeben, daß zuletzt erst durch die gerühmte europäische Kultur die Völker zu etwas geworden seien, erklärt Herder als eine Art von Beleidigung der Naturmajestät. Er kann in das Lob, das das achtzehnte Jahrhundert sich spendete, nicht einstimmen. Von einfachen, durch einen natürlichen Entwickelungsgang aus eigenen Keimen heraus entwickelten Völkern und Zeiten spricht er mit bevorzugender Liebe. Das künstliche, unorganische Gebilde des modernen Staates ist ihm verhaßt. Große Staaten sind ihm etwas Unnatürliches, wie die großen Städte, in welchen die Menschen infolge der Zusammendrängung einen bösartigen Charakter annähmen. Seine Lehre von der natürlichen und klimatischen Bedingtheit der Volkscharaktere und des menschlichen Charakters im allgemeinen, von dem Menschen als Mikrokosmus, von der besonderen Bedeutung des Menschlichen im weiten Kreise des Natürlichen, seine feinsinnige Würdigung auch des außergriechischen, vor allem auch des deutschen Wesens, das alles sind echt philosophische Gedanken, mit denen die Besten unseres Volkes während der Jahre der reifenden Jugend Verkehr pflegen sollten, um für die Beurteilung des Besonderen in unserer Zeit einen sicheren Maßstab zu gewinnen. Höchster Zweck aller menschlichen Einrichtungen sowie der Künste und Wissenschaften ist nach ihm, uns zu humanisieren d. h. den Unmenschen und Halbmenschen zum Menschen zu machen. Er war begierig, zu ergründen — dies rühmt ihm Goethe nach —, wie überall des Menschen Sinn ersprießt, horcht in die Welt, so Ton als Wort zu finden, das tausendquellig durch die

Länder fließt. Die ältesten, die neuesten Regionen durchwandelt er und lauscht in allen Zonen. Er will, daß ein Volk, auch unseres, seiner Eigenart treu bleibe. Gleichwohl urteilt er so über die Griechen: „Was wir kraus und versteckt denken, geben die Griechen hell und rein an den Tag. Eine schlicht vorgetragene Erfahrung enthält bei ihnen mehr als unsere verworrensten Deduktionen. Solange die Griechen uns nicht geraubt sind, wird wahre Humanität nie von der Erde vertilgt werden."

Ich komme zu der Philosophie Goethes. Es drängt sich hier von neuem, und zwar mit doppelter Stärke, die Frage auf, in welchem Sinne man überhaupt von einer Philosophie Goethes reden könne. Daß er gegen das eigentliche Philosophieren, gegen das dogmatische und schulmäßige Philosophieren, eine ausgesprochene Abneigung hatte und daraus selbst kein Hehl machte, ist ja bekannt. Er verdankt auch den eigentlichen Philosophen sehr wenig. Vor allem hat er nie das geringste Interesse für die Metaphysik gehabt. Allerdings lassen sich aus seinen Schriften auch Lobsprüche zu Gunsten berühmter Philosophen zusammenstellen; aber es ist offenbar, daß er zu keinem von ihnen dauernd in einem wirklich nahen Verhältnis gestanden hat. Man fühlt sich allerdings zunächst versucht, auch bei ihm Spinoza auszunehmen. Als Jüngling, von der Leidenschaft gepeinigt und durchwühlt, fand Goethe bei Spinoza den Frieden, nach dem er sich sehnte. Zweierlei machte ihm die Lehre dieses Philosophen bedeutungsvoll. Erstens sein Pantheismus, der Goethes poetischem Sehnen entsprach, wenn er auch der mathematischen Begründung dieser Lehre schwerlich eine hingebende Aufmerksamkeit geschenkt hat. Sodann aber gewann ihn für Spinoza dessen Gedanke der Ewigkeit und Notwendigkeit und die darauf gegründete Theorie der Affekte. Es kam nach seinem eigenen Geständnis über den damals Fünfundzwanzigjährigen, als er Spinoza las, ein seliges Gefühl der Ruhe und der Entsagung. Was sein Weltbild aber wesentlich von dem Spinozas unterscheidet, ist dieses, daß er nicht bloß von dem ewigen Aufgehen der Dinge in der Einheit des göttlichen Wesens, sondern zugleich von einer Entwickelung redet.[1]) Ähnlich mag Epiktet, den er gleichfalls gelesen hat, auf ihn gewirkt haben. Auch dieser besitzt in einem hervorragenden Grade die

[1]) Vgl. H. Siebeck, Goethe als Denker, S. 79.

Kraft die Seele von allem Kleinlichen und Persönlichen zu reinigen und sie gegen so ziemlich alles, was mit lärmendem Eifer von den Menschen betrieben wird, gleichgültig zu machen. Auch über Kant finden sich bei Goethe einige lobende Aussprüche. Seiner Äußerung Eckermann gegenüber, er habe Kant studiert und zwar nicht ohne Gewinn, wird von manchen aber wohl eine zu große Bedeutung beigemessen.[1]) Nach der Kritik der reinen Vernunft wünschte er, daß ein Fähiger die Kritik der Sinne und des Menschenverstandes schreibe, eine Äußerung, die zu denken gibt. Manches klingt auch bei ihm an Giordano Bruno, anderes an Leibniz an. Auch an Plato wird man oft erinnert. Sucht er doch mit Eifer nach den unveränderlichen Grundformen des Natur- und Menschenlebens, nach dem einheitlichen, feststehenden Typus, und glaubt er doch in der Idee das Entwickelungsgesetz, in dem Veränderlichen ein Ewiges zu erkennen. Was aber ist anderseits weniger Platonisch als Goethes Wertschätzung des Weltlichen und Diesseitigen? Dies ist jedoch klar, daß er von der üblich gewordenen, schulmäßigen Art des Philosophierens nichts hielt. Schillers philosophische Periode schien ihm keine glückliche Periode, und als sein Sohn August die Universität bezog, schrieb er ihm, er solle sich nicht „auf die philosophischen und religiösen Fratzen einlassen.“ Er glaubte überhaupt nicht recht an die Berechtigung der theoretischen Philosophie und suchte alles vielmehr mit der anschauenden Kraft seines Geistes zu bewältigen. Jedenfalls hat er auf keines einzelnen Philosophen Worte geschworen. Deshalb nennt er sich selbst einen Eklektiker, der aus dem, was ihn umgebe, aus dem, was sich um ihn ereigne, sich dasjenige aneigne, was seiner Natur gemäß sei. Was man im engeren Sinne Philosophie nennt, erweckt ihm bald kaum noch das Verlangen näher zu treten. „Soviel Philosophie, als ich bis zu meinem seligen Ende brauche, habe ich noch allenfalls; eigentlich brauche ich gar keine.“ Und dennoch besaß er außer der Fähigkeit treu und klar das Einzelne und Wirkliche zu erfassen auch das ideenhafte Auge des Philosophen. Demgemäß nimmt er auch in seinen naturwissenschaftlichen Studien eine mittlere Stellung ein zwischen der spekulierenden Naturphilosophie und dem streng erfahrungsmäßigen Erkennen der Wissenschaft. Auf seine eigene

[1]) Ich verweise z. B. auf O. Harnack, Goethe in der Epoche seiner Vollendung, S. 22.

geistige und sittliche Entwickelung zurückblickend, gelangte er zu der Ansicht, daß der im Handeln und in der Bewältigung der Lebensaufgaben sich betätigende philosophische Trieb des Menschen den Altersperioden entsprechende typische Wandlungen durchlaufe. „Wir sind Sensualisten," sagte er, „solange wir Kinder sind; Idealisten, wenn wir lieben und in den geliebten Gegenstand Eigenschaften legen, die nicht eigentlich darin sind; die Liebe wankt, wir zweifeln an der Treue und sind Skeptiker, ehe wir es glaubten; der Rest des Lebens ist gleichgültig: wir lassen es gehen, wie es will, und endigen mit dem Quietismus, wie die indischen Philosophen auch."

Goethes Ruhm war verblaßt, als man seinen hundertjährigen Geburtstag feierte. In den letzten fünfzig Jahren aber hat er einen Glanz gewonnen, der kaum noch einer Steigerung fähig ist. Man erblickt in ihm heute nicht bloß den alle anderen überragenden modernen Dichter, man bewundert auch die harmonische, vollkommen glücklich gelungene Ausgestaltung seines Wesens, die Kunst seiner Lebensführung, die Universalität seiner alles echt Menschliche mit verständnisfähiger Liebe umfassenden Begabung. Auch fällt niemandem mehr ein, seine wissenschaftlichen Bemühungen lächelnd beiseite zu schieben. Findet man seine Forschungsmethode auch nicht durchaus wissenschaftlich, so bewundert man doch die glückliche Kraft des anschauenden Erkennens welche ihm tief in das Herz der Dinge zu blicken gestattete. Ja man rechnet ihn zu den Bahnbrechern der modernen Wissenschaft und spendet ihm das hohe Lob, in sinnigem und treu beständigem Verkehr mit der Natur zuerst dem einheitlichen Grunde dieser mannigfaltigen und stets wechselnden Fülle der natürlichen Gestaltungen nachgespürt zu haben. Im Grunde also lobt man den philosophischen Geist seiner Beschäftigung mit den Naturwissenschaften und bewundert zugleich die epische, alliebende Aufmerksamkeit, die er, dem Höchsten zustrebend, auch dem Besonderen, ja dem Kleinsten widmete. An zwei Stellen jedoch scheint seine Universalität nach der gewöhnlichen Auffassung eine Lücke zu haben: man spricht ihm das Interesse für die Geschichte und das für die Philosophie ab. Es ist bekannt, wie gleichgültig er den großen Ereignissen seiner Zeit gegenüberstand, und während seines Aufenthaltes in Sizilien verstimmte es ihn, wenn man ihm von den Kämpfen, die hier und da zwischen Römern und Karthagern stattgefunden hätten, zu erzählen anfing. Allerdings wäre es ihm

bei seiner Denkweise unmöglich gewesen, sich Spezialstudien auf dem Gebiete der politischen und militärischen Geschichte mit Eifer hinzugeben. Wo er aber in historischen Zuständen und Begebenheiten etwas nicht bloß Vergängliches und Vorübergehendes, sondern etwas Typisches, d. h. innerlich Bedeutungsvolles zu erkennen vermochte, da war auch er fähig sich dafür zu interessieren. Mag also auch wohl zugestanden werden müssen, daß seine historischen Kenntnisse nicht eben reich waren, so wird man ihm doch den historischen Sinn nicht in jeder Beziehung absprechen können.

Ähnlich muß das Urteil über seine Stellung zur Philosophie lauten. Er selbst bekannte sich zu der Ansicht, daß es einen Standpunkt außerhalb der Philosophie gebe, nämlich den des gesunden Menschenverstandes, und daß Kunst und Wissenschaft unabhängig von der Philosophie, mittelst freier Wirkung natürlicher menschlicher Kräfte, immer am besten gediehen seien. „Von der Philosophie," sagte er, „habe ich mich selbst immer frei erhalten, der Standpunkt des gesunden Menschenverstandes war auch der meinige." Dem entsprechend hat er sich im Laufe seines langen Lebens wenig mit den Problemen der Metaphysik und der spekulativen Philosophie überhaupt befaßt. Überblickt man aber die Summe des Vortrefflichen und Tiefsinnigen, was er in Versen und in Prosa, vereinzelt und in Gestaltungen, welche für immer im Bewußtsein der gebildeten Menschheit fortleben werden, über die Natur und den Menschen ausgesagt hat, so möchte man mit Lessings Worten ihm zurufen: „Bei Gott, Ihr seid ein Philosoph. Ein bessrer Philosoph war nie."

Zunächst gilt es zu bedenken, daß die Poesie und die Philosophie einer gemeinsamen Wurzel entsprossen sind. Wie es Musiker und Maler gibt, die nur den äußeren Sinn für ihre Kunst besitzen, so sind auch unter den Dichtern immer viele gewesen, die wohl die Mittel der rhythmisch und melodisch gestalteten Rede mit gefälligem Geschick zu handhaben wußten, aber nichts eigentlich Bemerkenswertes aus einem übervollen Innern mitzuteilen hatten. Sie können reich sein an lieblichen Klängen und Bildern, in denen man oft Gesehenes und Empfundenes von freundlichem Glanze übergossen wiedererkennt. Damit ist ihr Verdienst aber auch erschöpft. Niemand wird von den philosophischen Elementen ihrer Dichtung reden wollen. Wer aber alle äußeren und inneren Erfahrungen seines Lebens, von den zu-

fälligen Bestandteilen gereinigt, geklärt zugleich und vertieft, auf ihr ewiges, unveränderliches Wesen zurückgeführt und doch, mit dem gewinnenden Scheine individueller Wirklichkeit ausgestattet, in einer langen Reihe mannigfaltiger Gestalten wiedererstehen läßt, den darf man doch mit den Philosophen zusammen nennen. Beide, die wahren Philosophen wie die wahren Dichter, sind ja doch Offenbarer der Natur und des Menschenschicksals, nur *ὕλῃ καὶ τρόποις μιμήσεως διαφέρουσιν*. Wenn irgend einer aber, so gehört Goethe zu diesen Großen und Seltenen, die nicht bloß durch den lieblichen Klang der Verse und die Pracht der Bilder entzückt haben, sondern uns den geheimeren Sinn unseres menschlichen Wesens aus ihren eigenen reichen und verallgemeinerten Erfahrungen heraus, unbewußt schaffend und ohne alle lehrhafte Absicht, gedeutet haben. Wenn die Aufgabe der Poesie nach Schiller darin besteht, der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben, so hat Goethe sie glücklicher gelöst als irgend ein anderer Dichter. Gibt es aber viel Philosophen, denen man nachrühmen kann, daß sie mehr wirklich erhellende Strahlen in die geheimnisvollen Tiefen des menschlichen Innern geworfen, die vielfältige Bedingtheit unserer geistigen und sittlichen Natur glücklicher enthüllt, alles, was uns nach unten wie nach oben zieht, ohne verleumderische Übertreibungen, ohne pseudoidealistische Affektationen in Klarheit und Wahrheit, mit leiser und doch eindringlicher Rede, so unparteiisch gedeutet haben? Einige von Goethes anerkannten Meisterwerken gehören entschieden nicht in die Schule, hinsichtlich anderer sind die Meinungen geteilt; aber auch die, welche einstimmig zugelassen werden, bergen ohne aufdringliche Lehrhaftigkeit zahlreiche philosophische Elemente in sich, wie alle gehaltvollen Dichtungen. Wer sich nicht zu der Meinung bekennt, daß man die Meisterwerke der Literatur auf der Schule ohne alles Reflektieren und Dazwischenreden allein durch sich selbst wirken lassen soll, wird doch durch die Interpretation die latente Philosophie der Goethischen Dichtungen hervorzukehren suchen. Dazu bedarf es keiner Schulterminologie; aber ohne alles Reflektieren über den ethischen und psychologischen Gehalt seiner Dichtungen ist es doch nicht möglich, unfertige, aber dabei doch nach Erkenntnis des Menschlichen sich sehnende Menschen von dem Werke des Dichters viel mehr als den materiellen Gehalt erfassen zu lassen. Alle Belehrungen über das Technische, die im allgemeinen heute wohl

zu sehr in die Breite gehen, würden für einen solchen Mangel keinen Ersatz bieten. Ein echtes lyrisches Gedicht geringen Umfangs von klarem Stimmungsgehalte kann man sich selbst erklären lassen. Wer die Erklärungskunst nicht als Meister handhabt, läuft sogar immer Gefahr durch zu derbes Anfassen den Blütenstaub dieser zarten Poesie fortzuwischen. Für ein längeres Gedicht aber, in welchem die Phantasie einen Gedankenkern umspielt, und in noch höherem Grade für eine epische und dramatische Dichtung, bei welchen selbst von Dichtern wie Goethe, in denen die Naturkraft des Dichters waltete, viel mit Bewußtsein geschaffen worden ist, bedarf es eines geschickten Vermittlers, um dem lähmenden Befremden entgegenzuarbeiten. Die Poesie ist allerdings eine Naturgabe; aber sie lebt in keinem modernen Dichter mehr in voller, von Reflexion völlig freier Reinheit, und auch die Empfangenden haben in unserer zivilisierten Gesellschaft den Werken der Poesie gegenüber nicht mehr die natürliche Leichtigkeit des Verstehens. Ganz auf alle bildende Erziehung zum Erfassen eines Dichtwerkes wird man demnach heute in unseren Schulen nicht verzichten können. Von allen Aufgaben des Unterrichts ist diese freilich die schwerste. Bei der Erklärung fremdsprachlicher Literaturwerke handelt es sich vorwiegend um das Wegräumen elementarer, durch eine verständige und verstandesmäßige Erklärung der Hauptsache nach zu bewältigender Schwierigkeiten; hier aber setzt die Erklärung gleich an einem höheren Punkte ein und hat es fast durchweg mit Erwägungen zu tun, die an das Erfassen und an das formelle Geschick des Interpreten gleich hohe Anforderungen stellen. Mit der logischen Zergliederung ist da wenig getan. Auch genügt es nicht, das Technische beleuchtet zu haben. Vor allem kommt es vielmehr auf eine psychologische Analyse an. Von dieser aber gilt das Wort Voltaires: Le secret d'ennuyer est celui de tout dire. Einige glückliche Bemerkungen, an richtiger Stelle eingefügt, wirken besser als eine endlose methodische Kleinkauerei. Auch bedarf es dazu einer viel höheren Kunst des Fragens, was die heuristischen wie die kontrollierenden Fragen betrifft, als für alle andern Gebiete des Unterrichts. Man darf demnach wohl behaupten, daß die Lehrkunst in der richtigen Behandlung der nationalen Literaturwerke gipfelt.

Aber Goethe ist keineswegs, im Gegensatz zu Schiller, ein Dichter, der da singt, wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet, dem

poetische Gestaltungen sich in durchaus unbewußtem Schaffen von der Seele loslösten. Lessing lehnte bekanntlich den Namen eines Dichters ab. Er fühle, sagte er, die lebendige Quelle nicht in sich, die durch eigene Kraft sich emporarbeite, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschieße: er müsse alles durch Druckwerk und Röhren aus sich herauspressen, müsse seine ganze Belesenheit gegenwärtig haben, müsse bei jedem Schritte alle Bemerkungen, die er jemals über Sitten und Leidenschaften gemacht, ruhig durchlaufen können. Was er da von sich sagt, ist weder ganz richtig, noch ganz unrichtig. Lessing war doch in einem höheren Grade Dichter, als es nach seinem eigenen Geständnis scheint, und es fehlte ihm auch wohl nicht das Bewußtsein seines Könnens. Man hat ihn deshalb einen umgekehrten Heuchler genannt. Dies aber ist klar, daß Schiller die Naturkraft des Dichters in weit höherem Grade besaß, und daß Goethe sie wiederum in noch weit höherem Grade besaß als Schiller. Er redet selbst einmal in einem Briefe an Schiller von dem unerklärlichen Instinkte, aus welchem das Werk des Dichters zu entstehen pflege. Aber es handelt sich an jener Stelle um glückliche Einzeleingebungen, die dem Dichter kommen müssen, und die er durch keine Energie des Nachdenkens erzwingen kann. Die Poesie ist nicht etwas Verstandesmäßiges, was durch die schmeichlerischen Künste der Rede nachträglich mit Hilfe der Phantasie ausgestaltet wäre; aber, abgesehen von den lyrischen Gedichten kleinen Umfangs, in welchen sich allerdings die Naturkraft des Dichters am reinsten offenbart, verschmäht sie nicht die Unterstützung des Gedankens, ja sie kann für umfangreiche und höheren Zielen zustrebende Schöpfungen diesen Bundesgenossen nicht einmal entbehren.

Nicht deshalb ist Goethe vor allem ein reiner Dichter, weil er den Gedanken von seiner Poesie fernhält, sondern weil seine Gedanken Geschautes vielmehr als Erschlossenes enthalten. Vor ihm stand ein belebtes, gestaltenreiches Bild des menschlichen Wesens und Schicksals, das er schauend sich gebildet, nicht durch mühselige Schlußfolgerungen sich zusammengezimmert hatte. Solche Visionen müssen als die Urelemente seiner Poesie gelten; aber die Reflexion gesellte sich auch bei ihm hinzu und machte seine Poesie gedankenhaft. Auch dichtend bietet er Gedanken über das Geheimnis des Werdens und Lebens, über den Zusammenhang des Alls, über die ewigen, großen Gesetze, nach welchen

wir alle unseres Daseins Kreise vollenden müssen, über die Grenzen der Menschheit, über das Göttliche, über den Sinn des Lebens und der Kunst. Und er hatte nicht bloß nachdenkliche Stunden, deren Ertrag sich in Aufsätzen, in zahllosen Sprüchen in Versen und in Prosa, in Epigrammen niedergelegt findet; nein, auch unter seinen echten Dichtungen sind wenige, die nicht einen wirklich philosophischen Gehalt in sich bergen. Auch ihm war das Philosophieren natürlich; nur waren die Resultate seines Philosophierens, wie auch seiner wissenschaftlichen Studien, der Niederschlag des von ihm mit dem ideenhaften Auge des Dichters Geschauten. Das Einzelne, was er mit der idealen und starken Sinnlichkeit des Dichters erfaßte, enthüllte ihm zugleich das innere Wesen der Gattung und des Ganzen. Das war seine philosophische Anlage. Solange er die Jugendlichkeit besaß, die zum Gedeihen der dichterischen Tätigkeit notwendig ist, waren jene beiden menschlichen Hauptkräfte in ihm in schönster Harmonie; als aber seine Kraft des Schauens ihre Frische eingebüßt hatte und erlahmte, gewann der philosophische Trieb die Überhand, und es entstand jene mystisch-symbolische Poesie seiner letzten Periode.

Nicht bloß Schillers, auch Goethes Poesie ist gedankenreich, bald reflektierend über das täglich sich der Beobachtung Aufdrängende, bald auch den höchsten Bildungsproblemen und Erkenntnisfragen zusteuernd, bald im urkräftigen Tone volkstümlicher Lebensweisheit, bald voll Würde und Ernst, ja zur größten Erhabenheit angespannt und für die ewigen Rätsel des Lebens einen Ausdruck suchend, bald direkt betrachtend und belehrend, bald in plastischen Gestalten reichen und tiefen Gedankengehalt verkörpernd. Man hat bisher vergeblich versucht sein vielseitiges Wesen durch eine kurze Formel zu charakterisieren. Sein Geist war ein klarer und verdeutlichender Spiegel, der die Dinge und Menschen treu, aber schärfer ausgeprägt, als sie dem gewöhnlichen Blick erscheinen, zurückgab. Wer war je williger, fremde Eigentümlichkeiten zu erkennen und anzuerkennen? Dabei betrachtete er es doch als die Hauptaufgabe seines Lebens, nicht möglichst viel fremden Stoff sich anzudrängen, sondern alles, was er an Kräften in sich fühlte, zu einer vollen und harmonischen Entwickelung zu bringen, wenn auch mit Hilfe des Fremden, doch ohne sich an das Fremde zu verlieren. Poetischer Gehalt, sagte er, sei Gehalt des eigenen Lebens, und der wahre Künstler, meinte er, fördere immer

nur sein Individuum zu Tage. Ohne Eitelkeit und literarischen Ehrgeiz, weder um die Gunst der Menge buhlend noch auch nur nach dem Beifall der Besten strebend, hat er die Entwickelungskrisen seines Innern mit den Mitteln der Kunst, für welche er geschaffen war, in gutem Sinne rücksichtslos zum Ausdruck gebracht. Sich selbst befreite er so von dem Drucke der lastenden Gefühle und Gedanken, und für die andern ist sein mit Wahrheit und höchster poetischer Kraft dargestelltes Innenleben zu einem Orientierungspunkte auf den verschlungenen Pfaden geworden, die sie selbst zu wandeln haben. Was er in seinen besten lyrischen, epischen, dramatischen Dichtungen geschaffen hat, erfreut uns nicht bloß, blendet uns nicht bloß, erhitzt uns nicht bloß die Einbildungskraft, sondern antwortet mit vollem und deutlichem Klange auf das verworrene, aber verwandte Tönen in unserem eigenen Innern. Die Philosophie müßte wahrlich als ein müßiges Spiel des Kopfes und nicht, was sie doch ist, als etwas mit zwingender Notwendigkeit aus der Natur des Menschen Geborenes erscheinen, wenn ein Dichter wie Goethe, der nicht bloß mit treuer Anschauung das Bild des Lebens aufzufangen, sondern sich auch alle wesentlichen Regungen und Strebungen seines Innern zu deuten bemüht war, nicht zugleich als ein Philosoph gelten dürfte. Man kann ihn auch Schülern nicht erklären, ohne die philosophischen Elemente seiner Dichtung hervorzukehren.

Vielleicht wird man aber einwenden, daß Goethe überhaupt kein Dichter für die Jugend ist. Diese liebt das Starke und Glänzende. Goethes leise Art entspricht nicht ihrem poetischen und philosophischen Sehnen. Nur von einigen seiner Jugendgedichte, ferner von Werthers Leiden, vom Götz und von der Hälfte etwa des ersten Teiles des Faust kann man sagen, daß die Jugend ihnen mit vollem Herzen ehrlich entgegenjauchzen wird. Unter den Balladen Goethes sind einige, die sich in der Schule das Bürgerrecht erworben haben. Aber weder ihre feineren poetischen Eigenschaften sind dem Schüler recht zugänglich, noch ihr Gedankengehalt, während die Schillers durch ihre reiche und glänzende Ausführung, durch ihren stolzen Rhythmus und durch die Pracht ihrer Sprache, nicht minder aber durch ihre sichtbar philosophischen Höhen zustrebenden Gedanken allem andern gegenüber, was die deutsche Literatur zu bieten vermag, sich an erster Stelle bisher im Herzen der Jugend und auch im Herzen des Volkes behauptet haben.

Auch Goethes Hermann und Dorothea kommt hinsichtlich der Wirkung selbst auf reifere Schüler nicht von ferne der glanzvollen und starken Gedankendichtung Schillers gleich. Es ist indessen so viel geschehen, um diese Dichtung in ihr richtiges Licht zu rücken, daß es dem Lehrer nicht schwer werden kann, zwischen dem Dichter und der Jugend zu vermitteln, und das Befremden, mit welchem sie dem gar so gewöhnlich und einfach scheinenden Inhalt und der zwar klaren, aber seltsam gemacht scheinenden Sprache gegenübersteht, zu besiegen. Nichts ist leichter heute, als Hermann und Dorothea zu preisen. Man sagt, daß uns daraus ein geläuterter Geist echter Humanität entgegenwehe, daß diese Dichtung den deutschen Geist in echter Wesenhaftigkeit zeige, ohne alles Krankhafte und Irrige, und daß sie ebenso deutsch als homerisch und human sei; man preist sie als das Epos von der deutschen Bürgertugend, von der deutschen Familie; man lobt auch die darüber ausgegossene Fülle glücklich geprägter Sentenzen, die echte Lebensweisheit böten im Gegensatz zu den Prachtgedanken Schillers; man bewundert die Kunst des Dichters, der hier mit unscheinbaren Mitteln die größten Wirkungen erzielt und einen so alltäglich scheinenden Vorgang in den Strom der großen, weltbewegenden Mächte zu leiten verstanden habe. Dazu kommt, daß die Dichtung kaum etwas enthält, was nicht in Knaben- wie in Mädchenschulen frei besprochen werden könnte. Höchstens würde vielleicht mancher die Pflege, die Dorothea der Wöchnerin zu teil werden läßt, daraus hinwegwünschen. Es gibt aber keine größere Schwierigkeit als die der Einfachheit. Freuen wir uns, daß diese Dichtung durch erläuternde und pädagogische Bemühungen für die Schule erworben worden ist; aber versprechen wir uns weder von der milden, geläuterten Kunst des Dichters, noch von der humanen Lebensauffassung, die darin niedergelegt ist, eine starke und nachhaltige Wirkung auf unsere Jugend. Es bedarf einer männlichen Reife des Empfindens und Denkens, um die einfache und gemütvolle, aber ungeschickt verschlossene Tüchtigkeit Hermanns nach ihrem Verdienst zu würdigen. Ebenso lebt von der künftigen Geliebten in der Seele des deutschen Jünglings ein Bild, welches mit dieser ruhigen, kräftigen, verständigen, von aller Gefühlsschwelgerei freien Dorothea kaum etwas gemein hat. Was die reiche Spruchweisheit dieser Dichtung[1]) schließlich

[1]) Ich verweise auf den Aufsatz von A. Biese (Pädagogik und Poesie) „Die-

betrifft, so wird der Jüngling, der ja **sublimis** ist, sie zu selbstverständlich finden. Das alles glaubt er längst zu wissen. Auch ist sein Geschmack noch nicht hinlänglich gereift, um die wundervolle Plastik der Charakterschilderung zu würdigen. Aber die Jugend ist willig, an das zu glauben, was von allen Seiten in starken Ausdrücken als vortrefflich gepriesen wird. Solange die Kritiker in den Zeitungen also nicht sagen, daß Hermann und Dorothea eine langweilige, philisterhafte Schuldichtung ist und nüchtern und matt erscheint neben den kraft- und lebensvollen Schöpfungen der gepriesenen Modernen, wird man die Jugend auch gewinnen können, sich in die friedliche, alltäglich scheinende Welt dieses Epos, deren keusche Wahrheit doch die wesentlichen Urelemente des menschlichen Empfindens in sich birgt, einzuleben. Damit wäre viel gewonnen. Hier vor allem hat Goethe ja bewiesen, daß man das Wahre und Schöne nicht von den Sternen herunterzuholen braucht, daß alles echt Menschliche für den, dessen Blick geklärt, dessen Geist gebildet ist, aller Orten zu finden ist. Nicht anders als über die dichterische Schönheit dachte Goethe über die philosophische Wahrheit. Was dem Menschen über das Wesen und die Ziele seines problematischen Lebens zu wissen bestimmt sei, das, meinte er wohl, könne er durch eine liebevolle Versenkung an das tagtäglich sich an seine Sinne Drängende finden, und er hielt diesen Weg für sicherer, zu einer Lebensphilosophie zu gelangen als den der eigentlichen philosophischen Spekulation.

Ich muß es mir versagen, die in der Schule behandelten, nicht eben zahlreichen Dichtungen Goethes im einzelnen genau auf ihre philosophische Ergiebigkeit hin zu prüfen. Ein großer Dichter stellt, auch ohne lehrhaft sein zu wollen, in jeder Dichtung von einigem Umfange ein ethisch-psychologisches Problem von ewig-menschlichem Interesse dar. Gegen eine Behandlung solcher Dichtungen selbst vor reiferen Schülern wird man als Erwachsener immer einige Bedenken

---

Lebensweisheit in Goethes Hermann und Dorothea". Derselbe hat neulich in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen eine glänzende Besprechung von Goethes Adler und Taube veröffentlicht (LV. S. 705—715), aus der zu lernen ist, wieviel philosophische Elemente selbst ein echtes Gedicht geringeren Umfangs in sich birgt. Hoffentlich sehen wir sie bald mit einigen anderen schwungvollen und von großer Vertrautheit mit dem Dichter zeugenden Gelegenheitsschriften von ihm zu einem Bande vereinigt.

hegen. Wenn schon Lessing sagte, er schriebe nicht für kleine Knaben, die voller Stolz zur Schule gehen, was scheint man da erst von Goethe sagen zu müssen? Dem gegenüber gebe ich erstens zu bemerken, daß es sehr verschiedene Grade des Verstehens und Nichtverstehens gibt. Wer mit dem Studium hervorragender Werke durchaus warten will, bis er zum Verstehen ganz reif ist, der gleicht jenem Bauer in der Fabel:

Rusticus exspectat dum defluat amnis, at ille
Labitur et labetur in omne volubilis aevum.

Sodann kann man jenem Goethischen Worte, das Beste sei gerade für die Jugend gut genug, dieses andere an die Seite setzen, das Höchste sei für die Jugend gerade hoch genug. Diese besitzt nicht bloß ein sehnsüchtiges Verlangen nach dem Höchsten, sondern auch ein ahnendes Verständnis für das Höchste und zugleich eine viel größere Leichtigkeit als die Menschen des reiferen Alters, bei mangelnder äußerer Erfahrung die Situationen und Charaktere einer Dichtung richtig und treu zu erfassen. „Ich schrieb meinen Götz von Berlichingen," sagt Goethe, „als junger Mensch von zweiundzwanzig und erstaunte zehn Jahre später über die Wahrheit meiner Darstellung. Erlebt und gesehen hatte ich bekanntlich dergleichen nicht, und ich mußte also die Kenntnis mannigfaltiger menschlicher Zustände durch Antizipation besitzen." Diese Gabe, mit einer geringen äußeren und inneren Erfahrung erstaunlich viel zu leisten, ist dem Jüngling mit dem Genie gemeinsam. Die Urelemente des menschlichen Empfindens drängen sich früh auch in den Kreis des engsten und geräuschlosesten Lebens. Mit diesem Erfahrungsmaterial ausgerüstet, wagen sich beide an das scheinbar Entlegenste, während die nüchternen, verständigen Menschen, die sogenannten Reifen, auf Schritt und Tritt nach bestätigenden Erfahrungen auslugen, um sich vor dem Fehlgreifen zu bewahren. Die nachempfindende Kraft der Jugend wird nicht leicht Charakteren, Zuständen, Gedanken gegenüber versagen, die dem Brennpunkte des menschlichen Strebens, Liebens und Hassens nahe stehen. Nur darf man ihr natürliches Licht nicht durch alles pressende Erklärungen verwirren, wie überhaupt Kommentatoren nie vergessen sollten, daß die, zu denen sie sprechen, gewissermaßen doch auch denkende Wesen sind. Noch weniger darf man freilich das zur Erklärung Gesagte in den nächsten Stunden durch Fragen wieder

eintreiben wollen. Eine solche Dichtung von tiefstem ethischem und psychologischem Gehalte, die auf den Kern des menschlichen Wesens zielt und eben deshalb dem ahnenden Verständnis des Jünglings zugänglich ist, wenn er sie auch nicht auszuschöpfen vermag, ist der erste Teil des Faust, seinem Hauptbestandteile nach. Egmont, Iphigenie, vor allem Tasso stehen dem Verständnis des Jünglings ferner. Was Egmont betrifft, so gehört er auch in dieser Hinsicht einer mittleren Stufe an. Egmont hat nicht mehr ganz die starke Ursprünglichkeit eines natürlichen Empfindens: die Verhältnisse, gegen die er sich sträubt, haben doch schon einige fremde Tropfen in sein Blut hineingearbeitet und trotz aller freundlichen Mittel, die er dagegen angewendet hat, ist ihm doch davon etwas geblieben. Um diese Dichtung zu verstehen, bedarf es schon einer angewandten und abgeleiteten Psychologie, für welche die Jugend keine sicher ahnende Antizipation besitzt, weil dazu eine gewisse Breite der äußeren Erfahrung unentbehrlich ist. Was das Verhältnis Fausts zu Gretchen, Egmonts zu Klärchen aber betrifft, so wage ich zu behaupten, daß es für die Jugend leichter ist, es rein im Sinne Goethes zu erfassen, als für die Erwachsenen, die sich erst zwingen müssen, beim Anblick eines nicht legalisierten Naturtriebes alle häßlichen Nebengedanken zu verbannen.

An Ergiebigkeit für das Erfassen des sittlichen Problems und für die Erkenntnis der menschlichen Seele kommt nach der gewöhnlichen Auffassung unter den Goethischen Dichtungen keine der Iphigenie gleich. Man kann wohl sagen, daß die pädagogische Interpretenkunst mit Erfolg bemüht gewesen ist, Hermann und Dorothea und Iphigenie, zwei eigentlich der Jugend nicht zugängliche Dichtungen, für die Schule zu erobern. Nach dem, was darüber geschrieben worden ist, wird auch ein nicht eben geschickter Lehrer um leidlich passende Erklärungen bei diesen Schöpfungen nicht verlegen sein. Iphigenie hat mit ihrer sanften Hoheit nicht bloß über Thoas, sondern auch über die widerstrebenden modernen Menschen gesiegt. Bei ihrem Erscheinen kaum beachtet, ist sie durch die Bemühungen der Schule zum Gemeingut aller Gebildeten geworden. „Das Stück," sagt W. Münch, „hat zum besten Teil unserer Bildung unvergleichlich viel beigetragen. — Wir finden darin alle echteste Kultur aus Vergangenheit und Gegenwart in ein edles Bild zusammengeschmolzen." Der leise und feine Geist dieser Dichtung scheint sie zunächst der Jugend zu verschließen. Was sie bietet, liegt

von der elementaren Urkraft des menschlichen Wollens weitab. Die Kälte und Verlegenheit, mit welcher man im Anfang diesem Stücke gegenüberstand, schien klar zu beweisen, daß es nur zu einer kleinen, unter ganz besonderen Verhältnissen, fern von dem rohen Leben gebildeten Gemeinde sprechen konnte. Aber der Erfolg hat bewiesen, daß es auch auf weitere Kreise und vor allem auch auf die Jugend wirkt, obgleich es immerhin einer geschickt dargebotenen Hilfe bedarf, um dieser eine so feine Seelenmalerei von so tief gedämpfter Leidenschaftlichkeit verständlich und sympathisch zu machen. Es ist erstaunlich, daß ein aus Anschauungen und Empfindungen heraus schaffender Dichter wie Goethe doch in seiner Iphigenie ein Werk hervorgebracht hat, was jeden mit einigem Bewußtsein Literarisches Genießenden zu ethischen, psychologischen, kulturhistorischen Betrachtungen förmlich zwingt. Dieses Stück verträgt deshalb eine schulmäßige Behandlung besser als irgend ein anderes. Es kann nicht so leicht zerredet werden. Überdies gehört es zwei Welten zugleich an, wie es ja auch bei seinem Erscheinen von der einen Seite erstaunlich ungriechisch, von der andern erstaunlich griechisch genannt wurde. Ausgeführt ohne moralisch lehrhaften Hintergedanken, weckt es doch das Nachdenken über das im echtesten Sinne Menschliche und nährt in der heilsamsten Weise den natürlichen Hang das eigene wie das menschliche Wollen überhaupt zum Gegenstande sinnender Betrachtung zu machen.

Anders steht es mit Torquato Tasso. Diese Dichtung aus der Schule durchaus zu verbannen liegt kein Grund vor; aber die psychologische Analyse ist hier noch um vieles feiner als in der Iphigenie. Dazu kommt, daß diese Art zu empfinden nicht in den Tiefen des allgemeinen menschlichen Wesens wurzelt. Deshalb kann sie der Jugend auch nicht durch ihr glücklich vorausahnendes Verständnis eröffnet werden. Der feine Geist feinster Bildung, der das Stück durchweht, zeigt nicht die in unserem Wesen angelegten Bildungskeime in gerader Linie entwickelt, sondern einen unter besonderen Einflüssen zustande gekommenen Spezialzustand der Bildung. Nicht bloß Gretchen und Klärchen, sondern auch Iphigenie kann jedem verständlich werden, der die normale Anlage zur echten Menschlichkeit besitzt. Um aber die geistreiche Munterkeit Leonorens, die sanfte Trauer der edlen Prinzessin nachempfindend zu würdigen, dazu bedarf es nicht sowohl einer voll und reich entwickelten, als einer auf

einem Seitenwege bis zum zarten und schönen Empfinden gesteigerten Bildung. Vor allem kann man auch von Tasso selbst nicht sagen, daß er wie Faust ein vollgültiger Repräsentant der Menschheit ist. Er ist von zu besonderer, ganz irdischer Verkehrtheit, als daß sein Schicksal das Märtyrertum des Genies überhaupt verkörpern könnte. Antonio nun vollends mit seiner praktischen und hofmännischen Reise ist wenig geeignet, ethische und psychologische Entwickelungskrisen in dem werdenden Menschen hervorzurufen, während der Gewordene und nach Offenbarungen ersten Ranges nicht mehr sehnsüchtig Verlangende sich der interessanten und mit künstlerischer Feinheit ausgeführten Seelenmalerei freuen wird. Dazu kommt, daß die Dichter Tasso und Ariost für den Schüler bloße Namen bleiben werden. Der Zwischenraum, der Iphigenie und Tasso trennt, ist weit größer als gewöhnlich geglaubt wird. Wenn ich nicht irre, so verdankt diese Dichtung ihre Einführung in die Schule vornehmlich ihrer geschlechtlichen Unsträflichkeit. An unmittelbarem, philosophischem Gehalt ist sie im übrigen reich. Herrlich geschliffene Sentenzen sind darüber ausgesät in verschwenderischer Fülle. Aber diese Sentenzen zielen, wie es dem Geiste dieser Dichtung gemäß ist, nicht auf die Urprobleme des menschlichen Erkenntnisdranges, wie die Sentenzen des Faust, sondern auf das, was einer bis zur Verfeinerung gebildeten Gesellschaft interessant ist.

Wenn es wahr ist, daß das Gesamtresultat von Goethes schriftstellerischer und dichterischer Tätigkeit eine Klärung des menschlichen Bewußtseins ist, eine vielseitige, um nicht zu sagen, allseitige Beleuchtung des Lebens, eine harmonische, nichts Wesentliches übersehende Darstellung des menschlichen Innern und seines Ringens nach Erkenntnis und Menschlichkeit, so wird man vielleicht finden dürfen, daß man reiferen Schülern außer jener in seinen Hauptdichtungen verkörperten Lebensphilosophie auch aus der Fülle seiner direkten Betrachtungen über Leben und Welt, über Kunst, Kultur, Wissenschaft und Geschichte eine passende Auswahl bieten müßte. Was er derartiges in Dichtung und Wahrheit bietet, könnte durch Ähnliches aus der italienischen Reise ergänzt werden. Zu den indirekten Konfessionen seiner Dichtungen könnten sich direkte Konfessionen aus seinen Briefen, biographischen Aufzeichnungen, Gesprächen gesellen. Dazu kommen seine Sprüche in Versen und in Prosa. Auch wenn Goethe von sich selbst redet, bietet er ja Offenbarungen des Menschlichen überhaupt.

Man hat viel von seiner Lebenskunst, von seiner Selbsterziehung geredet. Von all dem Beschaulichen, was die Betrachtung seiner selbst und der andern in prosaische oder dichterische Form gegossen hat, müßte der werdenden Generation mehr als bisher, wie mir scheint, dargeboten werden. Er ist ein Orakel, welches auf alles antwortet. Mit einem solchen überragenden Geiste sich über das, was unter der ewig wechselnden Oberfläche des Lebens dasselbe bleibt, zu beraten, ist höchster Gewinn und höchster Genuß zugleich. Der Jugend muß das Verlangen geweckt werden, an dieser reinen Quelle ihren Erkenntnisdurst zu löschen. Sie darf mit Goethe nicht abgeschlossen zu haben glauben, wenn ihr Götz, Egmont, Hermann und Dorothea, Iphigenie schulmäßig erklärt und außerdem die äußeren Ereignisse aus Goethes Leben mitgeteilt worden sind. Von jenen Gedanken, die ihm ungestört in seinen einsam meditierenden Stunden aus der Seele flossen, in denen er selbst das Eigenste erblickte, was ihm angehörte, sollte man ein nicht zu bescheidenes Quantum zu Nutz und Frommen auch der Jugend zusammenstellen. Sie beschäftigen sich mit so ziemlich allen Gebieten des Lebens und stellen in ihrer Gesamtheit die edelste Popularphilosophie dar. Von künstlicher, schulmäßiger Ausstaffierung ist in ihnen nie die Rede. Sie bieten sich stets in einem echten Deutsch dar und haben nur den vornehmen Fehler, daß sie, auch wenn sie Außerordentliches und höchst Bemerkenswertes sagen, oft ganz Bekanntes und Selbstverständliches zu sagen scheinen. Eine dankenswerte, wenn auch nicht umfangreiche Zusammenstellung solcher charakteristischen Stellen aus Goethes Schriften bietet Emil Grosse in einer Programmbeilage des Wilhelmgymnasiums in Königsberg. Was sonst wohl an Prosastücken aus Goethe für die Schulen veröffentlicht ist, verfolgt einen andern Zweck. Man findet da wohl längere Abschnitte aus Dichtung und Wahrheit, aus der italienischen Reise, aus dem Feldzuge in der Champagne, aus den Wahlverwandtschaften und W. Meister, auch aus seinen Briefen. Daneben wünschte man aber knapp formulierte, spruchartige Gedanken Goethes, wie er deren so viele hat, über die durch keinen Wechsel der Zeiten zu verdrängenden Hauptgegenstände des menschlichen Wollens und Denkens, die dem Werdenden eine fruchtbare Anregung zur menschlichen Besinnung, dem Gewordenen später eine Rettungsinsel in der zerstreuenden Aufregung des Lebens werden

könnten. Einem solchen Goethe-Lesebuch redet z. B. Münch in seinem vortrefflichen Vortrage über Goethe in der deutschen Schule das Wort, indem er zugleich Beispiele von aphoristischen Citaten bietet, aus denen, wer sie sich zu eigen zu machen die Kraft besitzt, eine intimere Kenntnis Goethes und damit des Menschen überhaupt und seiner selbst gewinnen kann. Eben deshalb, weil Goethes Philosophie, d. h. seine, wiewohl einzeln geborenen, sich doch zu einem Ganzen zusammenschließenden Gedanken über den Menschen, über das Leben, über die Welt sich in einer naiven, durch keine Bemühungen um Einheit und Vollständigkeit erschwerten und verdunkelten Sprache darbieten, sind sie für die Jugendbildung wie für die Volksbildung von unschätzbarem Werte. Ist das auch nicht die eigentliche Philosophie, so stellt es doch das Urmaterial dar, aus welchem alles echte Philosophieren stets geboren worden ist. Mit den Kräften des Philosophen zugleich und des Dichters schuf er sich ein Totalbild des Lebens, ja des Weltganzen. Er war voll liebender Aufmerksamkeit für das Einzelne, von dem er oft mit unersättlichem Sammlerfleiß möglichst viel zusammenzuraffen schien, das ihm aber doch nur deshalb Wert hatte, weil es ihm in glücklicher Weise das Gesetz des Ganzen zu enthüllen schien. Diesem *κοινὸς νόμος διὰ πάντων ἐρχόμενος* spähte er nach, sowohl wenn er wissenschaftlich, als auch wenn er poetisch gestimmt war, und in seinem Erfassen war die Spinozistische Grundüberzeugung von der inneren, aus einer Einheit geborenen Gesetzmäßigkeit und Verwandtschaft der Erscheinungen mit dem pantheistischen Beseelungstriebe des Dichters aufs glücklichste verbunden. Daher die Milde und Versöhnlichkeit seines Wesens; daher seine Neigung, das Einzelne, mochte es ein Naturgegenstand, mochte es ein Mensch sein, bedeutend zu finden. Wo das gewöhnliche Auge nur Gewöhnliches erblickte, entdeckte sein philosophisch-dichterischer Blick die ewigen Züge des Ganzen wieder, von dessen Grunde sich in interessanter Nuancierung dieses Besondere abzuheben schien. Wer von dieser seiner Philosophie nichts gemerkt hat, der hat seines eigensten Geistes keinen Hauch verspürt. Auch die Jugend muß mit dieser Goethischen Betrachtungsweise bekannt gemacht werden. Wie will man ihr auch anders die Gestalten seiner Dichtungen erklären? Was seinen Dichtungen Wirkliches zu Grunde liegt, genügt nie, ihr Wunder zu erklären, und wenn man mit noch viel emsigerem Fleiße

die Geschichte seines äußeren Lebens durchforschte. Man versteht erst seine Abweichungen von der Wirklichkeit, und man versteht erst den Sinn des Ganzen, wenn man aus den zufälligen Vorgängen seines Lebens, die ihm Veranlassung zum Dichten wurden, jenes ihm als bedeutend Erschienene erfaßt hat, was er nachher, durchaus unbekümmert um Übereinstimmung mit dem, was wirklich geschehen war, zur Seele seiner Dichtung gemacht hat.

Zum Schluß noch einige kurz das Wesentliche zusammenfassende Bemerkungen über Schiller, den man so oft als den Lehrer und Erzieher der Deutschen gepriesen hat. Während die Dichtungen aus Goethes reifster Periode bei ihrem Erscheinen nur von wenigen Auserwählten nach Gebühr gewürdigt wurden, wurden Schillers Dramen aus derselben Zeit mit einer stürmischen Freude begrüßt. „Nicht Goethe", sagt V. Hehn, „sondern Schiller war der poetisch vollendete Ausdruck des 18. Jahrhunderts, der dreifach oder hundertfach erhöhte Klopstock. Er brachte Goethes humane Idealwelt den Menschen näher, versetzt mit leidenschaftlicher Beredsamkeit, der Pracht weitgreifender Worte, dem Schwunge edler Gesinnungen". „Von Schiller", sagt derselbe, „eignet sich fast alles für den Jugendunterricht, von Goethes Dichtungen nur wenige". Auch heute ist Schiller der populärste und bekannteste unserer Klassiker. Die echten Kinder unserer Zeit betrachten ihn jedoch als einen Antiquierten, den man der harmlosen Jugend überlassen müsse, von dem der Mann aber heute nichts mehr lernen könne. Dazu kommt, daß der hohe sittliche Geist, von dem seine Dichtungen durchweht sind, in unserem Jahrhundert in den Augen des nüchternen, praktischen Mannes eine ideale Dummheit ist, eine εὐγενὴς εὐήθεια, wie der Sophist bei Plato sagt. Es ist fast zu verwundern, daß man noch nicht stürmisch verlangt hat, Schiller aus den Schulen zu verbannen. Gerade weil er durch den Glanz und Schwung seiner Sprache eine so unterjochende, erzieherische Kraft gewinnt und dem jugendlichen Empfinden so sympathisch ist, müßte er einem Geschlechte, welches die heranwachsende Generation vor allem zur praktischen Brauchbarkeit und rührigen Geschäftigkeit erzogen sehen möchte, höchst verdächtig erscheinen. Nicht bloß in seinen philosophischen Schriften, die nur von wenigen gelesen werden, sondern auch in seinen Dichtungen ist eine Lebensauffassung niedergelegt, die zu dem, was heute als richtig und erstrebenswert gilt, den denkbar größten Gegensatz bildet.

Seine Balladen werden von der Jugend immer noch gern auswendig gelernt, und seine Dramen, sowohl die seiner stürmischen Jugend wie die seiner im Umgange mit der Philosophie und mit Goethe zum künstlerischen Maß abgetönten Periode, werden auch heute sämtlich auf großen wie auf kleinen Bühnen gespielt und sind trotz der Anfeindungen einer dem krassen Realismus und Naturalismus freundlich gesinnten Kritik eines großen Erfolges stets sicher. Soll die Schule sich nur an dieser Wirkung genügen lassen, oder soll sie wagen noch einen Schritt weiter zu gehen und auch die Philosophie Schillers in den Kreis ihrer Betrachtungen zu ziehen?

Wer ganz auf Schillers Philosophie verzichten wollte, müßte auch auf seine Balladen und Dramen verzichten. Er gehört ja doch nicht zu der Klasse der reinen Dichter, die mit der Sicherheit eines unbewußten Schaffens allein durch die Kraft der Phantasie das Geschaute beleben, es in sinnlicher Klarheit und zugleich in typischer, sich selbst erklärender Bedeutsamkeit vor dem Leser hinstellen. Die Reflexion drängte sich stets in seine dichterische Tätigkeit. Wäre er freilich nicht zugleich ein Schauender gewesen, so könnte er überhaupt nicht als Dichter gelten. Jedenfalls war er, nachdem er das Walten der dichterischen Naturkraft aus Goethes Art kennen gelernt hatte, eifrig bemüht, die beiden, auseinanderstrebenden Seiten seiner Begabung zur Einheit zusammenzuzwingen. Als er, von der Philosophie zur Poesie zurückgekehrt, nach dem Eingehen der Horen für den Musenalmanach eine fruchtbare Tätigkeit entfaltete, stellte ihm Goethe dieses Zeugnis aus: „Diese sonderbare Mischung von Anschauen und Abstraktion, die in Ihrer Natur liegt, zeigt sich nun in vollkommenem Gleichgewichte.“ Aber Schiller ist stets ein denkender, reflektierender, philosophischer Dichter geblieben. Daraus eben erklärt sich seine große Popularität. Aus einer rein gegenständlichen Darstellung den tieferen Sinn des Lebens herauszulesen ist schwer, während die reflektierende Dichtung Schillers dem Verständnis des Lesers entgegenkommt und gewissermaßen zugleich ihren Kommentar bietet. Auch dieses soll man erwägen, daß jeder wahre Mensch zugleich etwas vom Dichter und vom Philosophen in sich hat. Wer dieser doppelten Sehnsucht des Erkennens und des idealen Schauens, die ein Bedürfnis jedenfalls des modernen Menschen ist, entgegenkommt, findet am leichtesten Zugang zu seiner Seele. So erklärt es sich, daß Schillers gedankengesättigte Balladen der Jugend

wie dem Volke weit sympathischer sind als die besten Balladen Goethes, trotz ihres höhern dichterischen Wertes. Es scheint, als wenn die Menschheit im Fortschritte ihrer Entwickelung immer unfähiger werde das rein Poetische mit nachempfindender idealer Sinnlichkeit zu erfassen. Vor allem durch Schillers Beispiel wird jener Vers des Horaz bestätigt:

Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci,
Lectorem delectando pariterque monendo.

Es leuchtet ein, daß man auch Schillers Balladen und Dramen nicht zum vollen Verständnis bringen kann, wenn man dem Leser die darin niedergelegten sittlichen Ideen nicht zur Klarheit herausarbeitet. Schiller hat aber seine philosophische Anlage durch die Beschäftigung mit der Philosophie, ja mit der Schulphilosophie potenziert. Soll ihm die Schule auch zu diesen Höhen des Gedankens folgen? Bis zu welchem Punkte darf sie ihm folgen, ohne die jugendliche Kraft durch Überanstrengung zu schädigen?

Schiller hat seine Gedanken über Kunst und Kultur, über den Entwickelungsgang der Menschheit, über die Ziele dieses Entwickelungsganges, über die kulturhistorische Mission und über die verschiedenen Gattungen der Poesie in einer Reihe moralisch-ästhetischer Schriften entwickelt. Diese zeichnen sich sämtlich durch Adel der Empfindung und des Denkens wie durch Schwung der Darstellung aus. Freilich kann man auch mit dem Geständnis nicht zurückhalten, daß sie auch viel Unklares, Erquältes, aus unfruchtbaren Abstraktionen Deduziertes enthalten. Durch das Studium Kants war Schiller gefördert worden, aber er hatte dabei von der natürlichen Kraft seines Philosophierens etwas eingebüßt. Hätte er Kant nie kennen gelernt, so würde er die Hauptresultate seines philosophierenden Nachdenkens mit einer glücklicheren Klarheit zum Ausdruck gebracht haben. Sein Geist hat sich gekräftigt im Umgange mit Kant, aber er hat zugleich ein fremdes Joch auf sich genommen. So stellen denn seine philosophischen Schriften eine eigentümliche literarische Bastardgattung dar, die zwischen einem natürlichen und einem schulmäßigen Philosophieren schwankt. Schiller selbst erklärt, es sei dabei seine Absicht gewesen, sich in der Mitte zwischen der gelehrten Trockenheit und dem Tone der seichten Unterhaltung zu halten. Er will weder populär schreiben, noch wissenschaftlich. Sein Ideal ist „die schöne Diktion“. So zu schreiben war ihm um so natürlicher, als er nicht bloß mit dem Kopfe

philosophierte, sondern mit allen Kräften seiner Seele zugleich. Aber das Bestreben sich mit Kant auseinanderzusetzen und über ihn hinauszugelangen hat während langer Abschnitte dieser Schriften die Naturkraft des philosophischen Nachdenkens in ihm lahm gelegt und ihn mit selbstquälerischem Nachdenken nach schulphilosophischen Begründungen ringen lassen. Manche fanden seine Ästhetischen Briefe bei ihrem Erscheinen sogar dunkler als Kants Schriften selbst. Gleichwohl enthalten diese Schriften soviel tiefe, schön und glanzvoll ausgeprägte Gedanken, daß man den Wunsch nicht unterdrücken kann, sie für die Bildung der Höherstrebenden während der fruchtbarsten Jahre der Entwickelung mitzuverwenden, ja ihnen eine erste Rolle beim Jugendunterrichte zuzuweisen. Handelt es sich darin doch nicht um einzelne, durch den Zufall einer schreibseligen Feder zugeführte Fragen, sondern um die ewigen Hauptobjekte des philosophierenden Nachdenkens, denen sich alle ernsteren Naturen immer entgegengesehnt haben. Im Mittelpunkt seines Nachdenkens steht der Gegensatz zwischen Ideal und Wirklichkeit. Damit hängt jener andere zwischen Natur und Kultur zusammen. Rousseaus enthusiastische Verherrlichungen der Natur und zornige Anfeindungen der Kultur hatten dem philosophischen Triebe des jungen Schiller einen Krystallisationskern geboten. Nachdem er, wie begreiflich ist, sich als Jüngling auch gegen die zu Recht bestehenden Kulturverhältnisse wie gegen die Unnatur leidenschaftlich aufgelehnt hatte, dämmerte ihm bald der Gedanke, der seinem ganzen Dichten und Philosophieren die Richtung weisen sollte. Er begreift, daß es nicht eine zufällige, beklagenswerte Verirrung gewesen war, die den Menschen aus dem harmonischen Reiche der Natur hatte heraustreten lassen. Dem natürlichen Entwickelungsgesetze seiner Natur gemäß mußte er vielmehr seine Natur zu steigern suchen. Damit aber begann eine lange Reihe von Kulturstufen, die der bescheidenen, aber sicher in sich ruhenden Vollkommenheit des ursprünglichen Zustandes nicht gleichkamen, aber eine edle, triebkräftige Seele in sich bargen. Die Kunst und Natur haben einen Zwiespalt in die ursprüngliche Einheit der menschlichen Natur gebracht; aber es ist ihr bestimmt, durch das Ideal zur Einheit zurückzukehren. Auch später fährt Schiller fort als Theoretiker der Dichtung und bei seiner philosophischen Darstellung der Kulturentwickelung, mit Achtung von der Natur zu sprechen. Aber er will, daß man die wirkliche Natur, die oft geistlos und gemein sei, von der

wahren menschlichen Natur zu unterscheiden wisse. Anderseits ist es in seinen Augen eine Ausartung des Kultur- und Bildungstriebes, wenn ein wildes Spiel der Einbildungskraft sich über die notwendigen Schranken, die im Begriffe der menschlichen Natur liegen, hinwegsetzt. Er weiß den Gegensatz der Wirklichkeit und des Ideals gleich fruchtbar zu machen für die Ästhetik wie für die Psychologie und die Kulturgeschichte. Vor allem benutzt er ihn in sehr geschickter Weise, um den auch von ihm bewunderten Alten gegenüber das Recht der Modernität zu retten. Der moderne Mensch wie der moderne Dichter kennt die Übel der Kultur. Deshalb erwacht in ihm eine schmerzliche Sehnsucht nach der Glückseligkeit und Vollkommenheit der Natur, und er hört im fernen Auslande der Kunst der Mutter rührende Stimme. Aber Schiller bleibt sich doch mit einem edlen Stolze dessen bewußt, daß sein Ziel ein unendlich höheres ist. Gleichwohl verlangt er in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen, daß der moderne Künstler und Dichter unter fernem griechischem Himmel zur Mündigkeit reife. Als Mann soll er dann, eine fremde Gestalt, in sein Jahrhundert zurückkehren, um es zu reinigen. Aber nicht auf bestimmte und beschleunigte Wirkungen soll er dringen. Ist er auch ein Sohn seiner Zeit, so sei es doch schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar ihr Günstling sei. „Lebe mit deinem Jahrhundert,“ schließt er, „aber sei nicht sein Geschöpf.“ Aus dem Bunde des Möglichen mit dem Notwendigen soll das Ideal hervorgehen.

Man begreift, daß Schiller, dessen Gedanken, alle zufälligen Schranken überfliegend, stets den Gipfeln aller möglichen Entwickelung zustrebten, sich nicht an einer Tätigkeit in dem engeren Kreise des Volkes, dem ihn der Zufall der Geburt zugewiesen hatte, genügen lassen konnte. Er war kosmopolitisch gesinnt, obgleich es in seinen Dramen nicht an prächtig tönenden patriotischen Ergüssen fehlt. Man tut aber unrecht, den ästhetischen Humanismus, zu dessen Hauptvertretern er gehört, deshalb als eine zur tatenlosen, eitlen Schöngeistigkeit führende Lebensauffassung zu bespötteln. Die politischen Bemühungen um eine Gestaltung des Staatswesens ließen ihn nur gleichgültig, weil sie ihm damals verfrüht schienen. Das gegenwärtige Geschlecht sei, sagt er, für die bürgerliche Freiheit noch nicht reif, weil ihm die menschliche fehle. Aufgabe der Kunst und der ästhetischen Erziehung ist es nach ihm, in uns den ganzen Menschen wiederherzustellen. Da-

mit das aber geschehen könne, muß der Künstler nicht bloß das Bild seiner Zeit schaffen, sondern im Spiegel seiner Kunst das kommende Jahrhundert aufdämmern lassen.

Das Leben ist übermächtig und zieht uns mit der Gewalt eines schnellfließenden Stromes mit fort. Keiner weiß mit so schönem, so überzeugungskräftigem Enthusiasmus auf das über den wechselnden Gestaltungen Thronende hinzuweisen wie Schiller. Derartiges entspricht dem natürlichen Verlangen der Jugend. Wer in diesen Jahren nie den Blick in die Weite geschickt hat, wird nachher im tätigen Leben von der traurigsten Kurzsichtigkeit sein. Man hat Schillers Poesie ein wahres Stahlbad von Größe und übers Kleine erhabener Weisheit genannt (C. Weitbrecht, Schiller und die deutsche Gegenwart. S. 81). Vor allem aber sind seine moralisch-ästhetischen Schriften dazu gemacht, den Geist auszuweiten, Ahnungen des Höheren in der noch nicht verschlossenen und erstarrten Seele zu erwecken, dadurch das Herz zu veredeln und es fähig zu machen sich bisweilen über das Gemeine und Traurigwahre zu erheben.

Gleichwohl scheint es mir nicht sowohl die Aufgabe des deutschen Unterrichts auf der obersten Stufe zu sein, Schillers ästhetisch-philosophische Schriften von den Schülern lesen zu lassen und sie ihnen zu erklären, als Verlangen danach zu erwecken und ihr Verständnis vorzubereiten. Diese Schriften haben leider einen Kommentar nötig; ja sie sind, um es schroff herauszusagen, zu schwer für die Schule. Höchstens könnte man mit Schülern die kurze, aber gehaltvolle Abhandlung über das Erhabene lesen, die der letzten Zeit seines Lebens angehört, als die Periode des überangestrengten Ringens mit der Sprache hinter ihm lag, und die in klarer Sprache die Hauptsätze seines Philosophierens resumiert. „Bei aller Kürze und Geschlossenheit,“ sagt P. Geyer in seinem Buche über Schillers ästhetisch-sittliche Weltanschauung, „bietet sie einen orientierenden Überblick über die Grundgedanken der Schillerschen Philosophie.“ Er fügt hinzu, in dieser kleinen Abhandlung spiegele sich eine ganze Welt, unsere christlich-deutsche Gefühlswelt. In der Tat behandelt Schiller hier nicht ein neues Thema nach anderen, früher schon behandelten, sondern er zieht die Summe aus dem früher Gesagten und sucht für das, was den Kern seiner Gedankenwelt ausgemacht hatte, schärfere und klarere Formulierungen zu gewinnen. Entschieden zu schwer aber

ist die Schrift über Anmut und Würde, abgesehen vielleicht von dem Abschnitt über die schöne Seele. Viel zu schwer vor allem sind die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen, selbst in ihrer ersten Hälfte. Auch aus der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung wird man nur einzelne Abschnitte für die Schule brauchbar finden. In erster Linie verdienen besprochen zu werden seine Gedanken über Natur und Kultur, über das Ziel der menschlichen Entwickelung, über die Kulturmission der Kunst, über jenen Zustand, den er als schöne Seele bezeichnet, über die von ihm als Ideal der Menschheit definierte Harmonie der sinnlichen und vernünftigen Natur, seine Charakteristik des Realisten und Idealisten, seine Beurteilung Goethes, seine Schilderung der Ausartungen des Realismus und Idealismus.

Vor allem möchte man nicht auf den Abschnitt über die schöne Seele verzichten. Im Gegensatz zu Kant, der dem Sittengesetz gegenüber keine andere Empfindung gestattet als die Achtung, erblickt Schiller hier die Vollendung der Menschheit in dem Zusammenstimmen von Pflicht und Neigung. Seinem Urteil über den Rigorismus der Ethik Kants, den er den Drakon seiner Zeit nennt, hat er dann in jenem bekannten Epigramme einen satirischen Ausdruck gegeben. Im Anschluß an Lessings Laokoon könnte man auch Schillers „Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst“ und die Abhandlung „Über die notwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen“ von den Schülern lesen lassen. Von diesen Erörterungen würde auch ein Weg zu seiner Rezension der Bürgerschen Gedichte und des Goethischen Egmont hinüberführen. Überdies sei darauf hingewiesen, daß die philosophischen Gedanken Schillers, wie Imelmann in der Einleitung zu seiner Schulausgabe der kleineren philosophischen Schriften sehr schön bemerkt, dem Empfänglichen nicht bloß hohe Maßstäbe für Kunst und Leben bieten, sondern erst ein volleres und wärmeres Verständnis des Dichters ermöglichen. Auch in die Erklärung seiner Balladen und Dramen muß man manches aus den philosophischen Schriften Hergeholte mit einfließen lassen.

Aber selbst wer auf Schillers ästhetisch-moralische Abhandlungen durchaus wegen ihrer großen Schwierigkeit verzichten zu müssen glaubt, braucht ja deshalb auf Schillers Philosophie nicht zu verzichten. Wie

will man überdies Schillers Poesie in ihrem richtigen Lichte erblicken, wenn man sich nicht mit seinem Gedanken von der Kulturmission des Schönen durchgedrungen hat? Sein Philosophieren und sein Dichten sind einer gemeinsamen Wurzel entsprossen. Ist seine Dichtung doch mit Philosophie förmlich durchtränkt, auch wenn er nicht geradezu philosophiert. Dazu kommen dann seine eigentlich philosophischen Gedichte, die hier aufzuzählen und zu rühmen wirklich Eulen nach Athen tragen hieße, vor allem auch seine prachtvollen Ausprägungen philosophischer Gedanken mannigfaltiger Art in Distichen. Von so ziemlich allem, was er als Philosoph gedacht, bietet er in Versen sehr anregende, auf das Wesentliche zusammengedrängte und doch zur glücklichsten Klarheit herausgearbeitete Gegenstücke. Alle diese bald in spruchartigen, bald in ausgeführteren Gedichten vorgetragenen philosophischen Gedanken besitzen die Eigenschaft der *αὐτάρκεια*, d. h. sie sind auch für den durchaus verständlich, der aus Schillers philosophischen Abhandlungen nicht weiß, auf wie anstrengendem Wege er oft zu diesen geklärten und scheinbar so mühelos gefundenen Resultaten gelangt ist. Für den aber, der auch an der spekulativen Geistesarbeit Schillers teilgenommen hat, gewinnen sie doch ein noch charakteristischeres Aussehen, wie sie ihm auch tiefer und gewichtiger scheinen werden. Nach dem schulmäßigen Philosophieren scheint Schiller hier zu einem natürlichen, aber durch die vorangegangene spekulative Anstrengung potenzierten natürlichen Denken zurückgekehrt. Diese in poetische Form gegossenen Gedanken müßten für jeden auf den Wegen der Bildung wandelnden Deutschen zu einem *ἐγχειρίδιον* werden. Sind sie doch ebenso klar wie tief, ebenso reich wie vielseitig! Dazu besitzen sie eine bedeutende, in die Höhe ziehende Kraft und nähren, ohne ins Süßliche und abstoßend Erbauliche zu verfallen, das Gefühl von der Würde des Menschen. Fast möchte ich behaupten, daß es in der deutschen Literatur nichts gibt, was dieser in Verse gegossenen Philosophie Schillers an bildendem Werte und erzieherischer Kraft gleichkäme.

---

5. Die Bedeutung von Ciceros rhetorischen Schriften für die Schule.[1])

Eine unangefochtene Herrschaft führt früher oder später zum Verfall; Zeiten der Gefahr und Anfeindung hingegen sind für alles, was sich stark fühlt, ein Segen und bringen erfrischendes Windeswehen in das träge fließende Leben. **Calamitas virtutis occasio est. Marcet sine adversario virtus.** Solange das Gymnasium von dem allgemeinen Vertrauen getragen wurde, brauchte es nicht über das Paradoxe seines Zieles nachzudenken und durfte sich daran genügen lassen, so ungefähr die Hauptrichtung zu verfolgen. Jetzt, wo soviel spähende Blicke voll Mißtrauen auf den altsprachlichen Unterricht gerichtet sind, ziemt es sich, mit klarem Bewußtsein den lohnendsten Weg zu verfolgen und das wahrhaft Bedeutsame des Altertums hervorzukehren. Daß dies hinsichtlich des Lateinischen auf der obersten Stufe geschehe, wird man nach dem Ausweise der Programme vielleicht bezweifeln dürfen; gewissen Schriften, welche in regelmäßigen Zwischenräumen auf allen Gymnasien wiederkehren müßten, begegnet man dort zu selten. Ich denke zunächst jetzt an die rhetorischen Schriften

[1]) Zur Vervollständigung des in diesem Aufsatze Vorgetragenen verweise ich auf meine Schrift „Cicero als Schulschriftsteller" (Leipzig, Teubner), namentlich auf das Kapitel über die Entwickelung des Rhetorischen aus der natürlichen Tendenz der Sprache. Die quellenmäßigen Belege zu dem hier Gesagten findet man in meiner Auswahl der rhetorischen Schriften Ciceros (Leipzig, Teubner). Das erste Heft dieser Ausgabe zerfällt in drei Teile: die Entwickelung der Rede bei den Griechen, die Entwickelung der Rede bei den Römern, Abriß der Rhetorik. Außerdem sind den einzelnen Abschnitten besondere Vorbemerkungen beigegeben. Aus der Schrift de oratore und dem Brutus werden dort Auszüge gegeben; der orator ist vollständig abgedruckt (Heft 3) und durch eine eingehende Analyse zugänglich gemacht.

Ciceros. Ihrer Empfehlung sollen diese Zeilen gewidmet sein. Durch die vorletzten Lehrpläne schweigend eliminiert, sind sie durch die letzten wieder in den Kanon der Lektüre aufgenommen worden, zusammen mit den philosophischen Schriften Ciceros, ein mit Freude zu begrüßender Fortschritt, durch welchen dem verflachenden Historismus, der in den letzten Jahren in bedenklichem Grade an pädagogischem Ansehen gewonnen hatte, hoffentlich wieder etwas entgegengearbeitet werden wird.

Trotz des warmen Lobes, welches von berufenen Kennern Ciceros Büchern de oratore und seinem orator gespendet ist, haben diese Schriften immer noch mit mißgünstigen Vorurteilen zu kämpfen. Die Gründe davon sind nicht schwer zu erkennen. Die Kunst der Rede, die Rhetorik, ist in alten wie in neueren Zeiten scharf angefeindet worden. Es ist kein Lob heute, wenn man eine Darstellung rhetorisch nennt. Wer rhetorische Mittel anwendet, um seiner Meinung zum Siege zu verhelfen, hat sich damit gleich um die Achtung ernsterer Leute gebracht:

„Such' Er den redlichen Gewinn!
Sei Er kein schellenlauter Tor!
Es trägt Verstand und rechter Sinn
Mit wenig Kunst sich selber vor.
Und wenn's euch Ernst ist, was zu sagen,
Ist's nötig, Worten nachzujagen?"

Die Rhetorik steht eben in dem allgemeinen Bewußtsein als eine unredliche Kunst da, als eine Schwester der Lüge und Sophistik, als eine Feindin der Natürlichkeit und Wahrheit. Daß sie auf den Reifen und wahrhaft Gebildeten Eindruck machen könne, leugnet man; nur den Sinn der Unmündigen, meint man, könne sie durch ihren falschen Glanz bestechen. Eine so unredliche Kunst scheint keine ernste Aufmerksamkeit zu verdienen; am wenigsten scheint sie würdig im Jugendunterrichte eine Rolle zu spielen.

Andere teilen zwar nicht die Naivität dieses Hasses; aber ihre Meinung scheint dahin zu gehen, daß die Beredsamkeit in der heutigen Zeit nicht mehr die hohe Bedeutung von früher habe. Im Altertum war keine Bildung ohne Beredsamkeit denkbar: man brauchte sie in allen Lagen des Lebens; sie führte zu Ehre und Ansehen; nur wer sie erworben hatte, schien auch zur Reife der menschlichen Natur ge-

langt. Das Reden galt als die notwendige Ergänzung des Handelns. So dachte schon Peleus, als er dem Phönix aufgab, den Achill zu lehren *μύθων τε ῥητῆρ' ἔμεναι πρηκτῆρά τε ἔργων*. Heute hingegen ist die Beredsamkeit nur für wenige unentbehrlich, und auch diese wenigen gelten schon für hinlänglich beredt, wenn sie mit einer eben nur leidlichen Geschicklichkeit ihre Gedanken zum Ausdruck zu bringen verstehen. Ja, eine hervorragende Kunst des Vortrags läßt jetzt leicht ein ungünstiges Vorurteil entstehn. Was in so leichtem Flusse von den Lippen strömt, scheint man zu meinen, könne wohl nicht aus der Tiefe heraufgeholt sein. Wer hingegen durch Druckwerk und Röhren alles in die Höhe preßt, erweckt oft die Vorstellung einer ernsten und männlichen Gedankenarbeit, und es scheint vielen kindisch und unreif, sich an den Verlegenheiten einer ungeschickten Rede zu stoßen. So rechnet man denn die Rhetorik und die Beredsamkeit zu den antiquierten Teilen des Altertums, trotzdem sie zu den eigentümlichsten Blüten des alten Kulturstrebens gehörten. Jene Menschen, meint man wohl, hatten Zeit im Übermaß. Mühelos gelangte, wer geboren war, auf die Höhe seines Jahrhunderts. Heute habe man Wichtigeres zu lernen. Aus Mangel an Bildungsstoff, glaubt man wohl, hätten Griechen und Römer der Form soviel Zeit und Liebe zugewendet. Man weiß, mit welchem Eifer sich Demosthenes für seinen Beruf vorbereitete. Cicero nun vollends wurde selbst auf der Höhe seines Ruhms, als Mann, nicht müde, durch schulmäßige Übungen seine Zunge und seinen Geist geschmeidig zu machen. Die Staatsmänner von heute hingegen mag man sich gar nicht um die Form ihrer Rede besorgt vorstellen: wenn mit leidlicher Klarheit vernünftige Gedanken vorgetragen werden, kommt es, wenigstens in Deutschland, niemandem in den Sinn, ihren Ausdruck zu bemängeln.

Die Rhetorik glaubt man ferner um so eher für die Schule entbehren zu können, als man der alten Beredsamkeit selbst einen ziemlich weiten Raum gestattet. Longum iter per praecepta, breve et efficax per exempla. Wozu die graue Theorie, wenn man mit Mustern der lebendigen Rede selbst den Schüler erquicken könne? Dazu böten die Reden des Cicero und Demosthenes immer ein Stück Geschichte, während die Schriften der Alten über die Beredsamkeit doch keine lebendigen Zeugen jener Zeit seien und nur Schultheorie enthielten.

Noch andere werden durch eine allgemeine pädagogische Erwägung gegen die Rhetorik feindlich gestimmt. Unser Unterricht scheint ihnen schon zu viel des Reflektierten zu enthalten. Sie wollen das Große und Schöne lieber direkt auf die jugendliche Seele wirken lassen als die Betrachtung dazwischenschieben. Wozu brauche denn alles in die volle Beleuchtung des Bewußtseins gerückt zu werden? Nicht einmal von Poetik wollen sie gesprochen wissen, keine Erläuterungen sollen in der heiligen Hingabe an literarische Meisterwerke stören.[1]) Wenn man nun gar auch noch die Rhetorik behandele, so scheint ihnen Gefahr, daß die Jugend die Stärke und Sicherheit ihres unmittelbaren Erfassens einbüße und sich an altkluges Geschwätz und naseweises Absprechen gewöhne.

Noch andere erkennen die rhetorischen Schriften Ciceros als vortrefflich an; aber die Zeit scheint ihnen nicht auszureichen, um sie in den Kreis der Schullektüre zu ziehen.[2]) In den Augen mancher sind diese Schriften überdies zu schwer, selbst für die oberste Stufe. Gelobt sind sonst die Bücher de oratore und der orator genug worden. Meistens hat man sich freilich begnügt, ihre hohe Formvollendung zu preisen. Bisweilen ist auch auf die vortrefflichen „literatur- und kunstgeschichtlichen Übersichten" hingewiesen worden, welche sie enthalten. Doch damit ist ihre Bedeutung lange nicht erschöpft. Sie bieten ein so vielseitiges Interesse wie keine andere Schrift des Altertums. Man

[1]) Am nachdrücklichsten wohl verlangt dies R. v. Raumer, „Unterricht in der Muttersprache" S. 134. Nach ihm soll an den Meisterwerken der Literatur überhaupt nichts erklärt werden. Auch Wackernagel in seinem Buche über den Unterricht in der deutschen Sprache will, daß von dem Schüler vielmehr schweigend empfangen und mit Sammlung gelauscht als über das Dargebotene reflektiert werde. Vgl. Laas, Der deutsche Unterricht S. 93—124. Apelt ferner (Der deutsche Aufsatz in der Prima des Gymnasiums) urteilt S. 149 so über Laas kritische Aufsatzthemata: „Es ist der geradeste Weg nicht zur Bildung, sondern zur Verbildung, wenn diese Richtung weiter um sich greift; man macht die Jünglinge frühzeitig zu nachdenklichen Greisen, die nichts mehr unmittelbar auf sich wirken lassen, sondern alles in Reflexion umsetzen."

[2]) So z. B. Nägelsbach, Gymnasialpädagogik S. 130: „Sollen nicht theoretische Schriften über Rhetorik gelesen werden? Eigentlich schon. Aber ich wüßte eben keine Zeit zu gewinnen, und von bloßem Naschen bin ich kein Freund. Ich weiß keinen Ausweg, als daß man schon bei der anderweitigen Lektüre fleißig auf die rhetorischen Schriften hinweist und die talentvollen Schüler auf den ganz vortrefflichen Orator und Brutus frühzeitig hinweist."

sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß in diesen rhetorischen Schriften Ciceros aus dem Bildungsstreben des Altertums die Summe gezogen wird. Es sind zusammenfassende Schriften in dem besten Sinne des Wortes. Dabei streifen sie aber nicht bloß die wichtigsten Gebiete des Altertums. Nirgends zeigen sie die Trockenheit und die phrasenhafte Unbestimmtheit eines entlehnenden Kompendiums. Die Urteile, welche sie in unerschöpflicher Fülle bieten, sind vielmehr langsam gereift und schließlich als vollendete Frucht vom Stamm eines Lebens gefallen, das bis in das Alter hinein mit Liebe und jugendlicher Begeisterung allen Gegenständen der wahren Bildung ergeben geblieben war.

Handelten die rhetorischen Schriften Ciceros nur von jener Kunst wortreich zu schwatzen, der schwächeren Sache durch unredliche Mittel zum Siege zu verhelfen, durch falschen Glanz zu bestechen und durch künstliche Aufbauschungen die Nichtigkeit des Gesagten zu verdecken, so würden sie allerdings von der Schule fern gehalten werden müssen und könnten nur für den Gelehrten als eine Hauptquelle Bedeutung haben, um daraus eine nicht eben erfreuliche Seite des Altertums kennen zu lernen. Das aber gerade, was man heute in tadelndem Sinne als Rhetorik bezeichnet, lehren sie nicht; ja man kann sagen, daß sie die falsche Rhetorik bekämpfen wollen. Was bewog den Cicero, in diesen mit höchster Sorgfalt ausgearbeiteten Schriften das Wesen und die Ziele der Kunst zu erörtern, für welche er sich geschaffen fühlte und in welcher er auch da noch fortfuhr sich mit unverdrossenem Fleiße zu üben, als er längst in den Augen seiner Zeitgenossen als ein vollendeter Redner dastand? An die Stelle der unzureichenden und fortwährend auf Abwege geratenden Schulrhetorik wollte er etwas Würdigeres und den Kern der Sache Treffendes setzen. Jene Lehrer der Beredsamkeit schienen ihm tausend gleichgültige Vorschriften zu geben, durch überflüssige Spaltungen zu ermüden und zu verwirren und an dem Wesentlichen doch schweigend vorüberzugehen. Gegen die falsche Künstlichkeit der Rhetoren, denen die Kunst der Rede zu einer bloßen Wortkunst geworden war, lehnten sich damals römisch gesinnte Männer auf und verlangten eine möglichst weit getriebene Einfachheit und Nüchternheit der Rede. Sie sind unter dem Namen der modernen Attiker durch Cicero bekannt geworden, und ihre Häupter waren C. Licinius Calvus und

seitigkeit. Sie suchen die widerstrebenden Gegensätze zu versöhnen und die verwirrende Fülle zur Einheit zu ordnen. Alle bedeutenden Seiten der alten Kultur und Literatur finden hier eine gerechte Würdigung. Von einer phrasenhaften, abgestandenen Bewunderung oft gerühmter Meisterwerke ist nirgends die Rede. Cicero redet überall nur von Schriftstellern, in deren Vorzüge er sich lernbegierig und eifrig hineingelebt hatte. Alle seine literarischen Urteile sind scharf formuliert und ebenso treffend dem Inhalte nach wie glücklich bezeichnend im Ausdrucke. Wortfreudig ist er freilich auch hier; aber doch möchten sich nur wenige moderne Bücher finden lassen, welche bei so geringem Umfange eine solche Fülle überraschend klar ausgeprägter Gedanken bieten. Dazu gesellt sich eine naive und dem Leser sich mitteilende Freude über die Herrlichkeit des behandelten Gegenstandes, welcher unsere reifere Jugend, wenn sie völlig unbeeinflußt sich diesen Schriften nahen könnte, nicht widerstehen würde. Wo will man also eine Lektüre finden, welche die langjährige Beschäftigung mit den alten Sprachen und Literaturwerken in einer glücklicheren Weise, alles zusammenfassend, zum Abschluß bringt, als Ciceros Orator oder seine Bücher de oratore? Ich sehe nichts Ähnliches, weder bei den Griechen noch bei den Römern.

Wiewohl sich auch für die Geschichte und für die allgemeine Kulturgeschichte vieles aus diesen Schriften gewinnen läßt, so sind sie doch am ergiebigsten in ästhetischer und literarhistorischer Hinsicht. Das eben ist das Hauptverdienst Ciceros, daß er über die mageren und doch so anspruchsvoll spitzfindigen Elemente der üblichen Schulrhetorik hinausstrebte und das Geheimnis der schönen Form und der künstlerischen Gestaltung zu ergründen suchte. Er glaubte an die Kunst der Rede, und zur vollsten Blüte fand er sie entwickelt in den Werken der großen Redner. Aber auch die Historiker und Philosophen, überhaupt alle Schriftsteller, welche nicht bloß notdürftig sich verständlich machen, sondern wirkungsvoll ihre Gedanken mitteilen wollen, verwenden, mit mehr oder weniger Bewußtsein, manches von den Mitteln der Beredsamkeit. Ja die Dichter selbst berühren sich vielfach mit dem Redner: auch sie wollen nicht bloß lehren, sondern auch gefallen und tief erregen. So viel Verwandtes und Übereinstimmendes sich aber auch zwischen den mannigfaltigen Arten der prosaischen und poetischen Rede findet, so ziemt sich doch für jede eine besondere Stil-

färbung. Sorgfältig und fein werden nun von ihm die einzelnen Stilarten unterschieden, so freilich, daß der Beredsamkeit, welche in ihrem Gebiete die ganze Vielseitigkeit der kunstvoll gesteigerten und gestalteten Rede vereinigt zeigt, der Löwenanteil seines Interesses zufällt. Vor dem Dichter freilich beugt sich fast der Redner Cicero, trotzdem er über einige Gattungen der Poesie zu geringschätzig urteilt und bei aller seiner Liebe zu der Dichtkunst doch seine römischen Vorurteile nicht ganz überwunden hat. Will er doch, daß der Redner sich immer wieder an der Quelle der Poesie verjünge und stärke. Denn das öffentliche Leben übt auf seine Sprache wie auf seine Empfindung eine niederziehende Wirkung aus. Ein Bad in den Wogen der Poesie wird ihn nach der Rückkehr vom Forum vom Staube der Gewöhnlichkeit am sichersten reinigen.

Man hat die Rhetorik ein Wort von unbestimmtem und wandelbarem Begriffe genannt, von bald sehr eingeschränktem, bald sehr ausgedehntem Sinne.[1]) In Ciceros Rhetorik handelt es sich nicht allein um die Kunst des Redens, wiewohl alles zu dieser in Beziehung gesetzt wird, sondern um die Kunst der Darstellung durch Worte überhaupt. Auch wird hier nicht die Rhetorik als eine Theorie der Prosadarstellung scharf der Poetik als der Theorie der poetischen Darstellung gegenübergestellt. Cicero ist vielmehr der Meinung, daß die Rede des Dichters vieles mit der des Redners gemeinsam hat, und daß es anderseits auch von hoher Wichtigkeit ist, um nicht

---

[1]) W. Wackernagel, Poetik, Rhetorik und Stilistik S. 235: „Die Alten verstanden demgemäß, daß ῥήτωρ einen Redner und einen Lehrer der Beredsamkeit bezeichnet, darunter auch nur die Kunst und Lehre der Beredsamkeit; und so faßte sie Aristoteles, der wie der Vater der Poetik, so auch der der Rhetorik zu nennen ist. Ganz entsprechend nun dem Zwecke, daß die Rhetorik zur vollständigen und erschöpfenden Bildung und Unterweisung von Rednern dienen sollte, zogen die Alten außer dem, was den Redner insbesondere angeht, auch vieles mit hinein, was die Kunst des Redners mit der jedes andern Prosaikers und selbst des Dichters teilt, allerlei Dinge, die überhaupt zu jeglicher Darstellung durch das Wort gehören: sie lehrten also in der Rhetorik nicht bloß den Bau der „Rede", sondern sie gaben da zugleich auch Anweisungen in Bezug auf Richtigkeit und Schönheit des Ausdrucks, auf Periodenbau, auf wohllautende Gliederung der Worte, auf Ausschmückung durch uneigentliche und bildliche Wendungen, kurz in Bezug auf allerlei Dinge, die ihren Ort ebensowohl in einer philosophischen Abhandlung, in einer historischen Darstellung und in jedem epischen und lyrischen und dramatischen Gedichte haben, als gerade bloß in der Rede."

näher es dem Zentrum des uns angeborenen Interesses und Erkenntnisdranges steht, um so unentbehrlicher wird es für unsere Rhetorik. Denn die Rede in gestalteter Form, d. h. die literarische Form, wendet sich nicht an die einzelnen, welche sich, einem eigentümlichen Zuge ihrer Natur folgend, oder auf zufällige Veranlassungen hin, einem besonderen Erkenntnisgebiete zugewendet haben, sondern an alle, welche in sich die volle menschliche Anlage zur Reife bringen möchten, und bietet ihnen echt Menschliches in würdiger, entsprechender und an den ganzen Menschen sich wendender Gestaltung. Da nun das interessanteste Objekt für den Menschen der Mensch ist, und zwar der innere Mensch, so wird man dem Satze Ciceros, daß die Philosophie die Grundlage der Beredsamkeit ist und daß, um den für eine würdige Form durchaus unentbehrlichen, würdigen Gehalt zu gewinnen, man vor allem die Moralphilosophie studiert haben müsse, gern zustimmen. Nur muß man nicht an die heutige Behandlung der Philosophie denken, welche sich, dem Zuge der Zeit folgend, auch zu einer, nur mit besonders zu diesem Zwecke bereiteten Organen zu erfassenden Fachwissenschaft entwickelt hat. Man kann nicht leugnen, daß schon manche Teile der alten Philosophie diesen Charakter tragen; aber im allgemeinen wollte doch die Philosophie ursprünglich wie die Dichtung einem echt menschlichen Bedürfnisse Rechnung tragen. Dem Menschen über sich selbst und alles, was ihm zu wissen ersprießlich war, Aufklärung zu gewähren, war nach Sokrates die Aufgabe der Philosophie. Wer diese Philosophie nicht erworben hat, wer zu dieser Philosophie keinen Beitrag zu liefern vermag, dem fehlt eben die notwendige Vorbedingung zu einer kunstvollen Darstellung: ihm fehlt der Gedanke, dem zu Liebe es gerechtfertigt ist, die Sprache zur Kunst zu steigern. Erst wenn auf die Teilnahme des ganzen Menschen gerechnet werden darf, verlohnt es sich, von den Mitteln der Sprache über das zur bloßen Mitteilung Notwendige hinaus Gebrauch zu machen. Korrektheit und Klarheit sind die einzigen Vorzüge einer streng verstandesmäßigen Behandlung, welche nicht hoffen kann, mit ihrem Gegenstande die Teilnahme unseres ganzen Innern zu erregen. Schon die einfachste Gattung der Beredsamkeit, schon die einfachste literarische Form aber hat einen gewissen Grad von Wärme und Eindringlichkeit nötig. Dort also beginnt die Beredsamkeit, wo der Mensch sich als Mensch interessiert und erregt fühlt. Wo ein solcher Gedanken- oder Empfindungsgehalt nicht vor-

handen ist, ist es kindisch, mit den Mitteln der Kunst zu spielen. Deshalb verlangt Cicero immer wieder, daß der künftige Redner vor allem von dem Philosophen lerne, und besonders, daß er die Ethik und Psychologie studiere. Von sich selbst gestand er, daß er für seine Beredsamkeit mehr den Akademikern verdanke als allen Lehren der Rhetoren. Würde er vor die Wahl gestellt, so ziehe er eine formlose, aber gehaltvolle Rede einer gewandten und glänzenden, aber nichtigen vor.[1])

Jenes vielseitige und durch die Philosophie verankerte Wissen gewährt noch einen anderen Vorteil, durch den die Behandlung des Redners weit über das Alltägliche und Gewöhnliche hinausgehoben wird. Wer sein Denken vertieft, seinen Geist gebildet und mit reichen Kenntnissen geschmückt hat, wird dem Einzelnen in seiner Behandlung die Weihe des Allgemeinen zu geben vermögen. Das Einzelne als solches ist stets unbedeutend; aber auch das Geringfügigste wird bedeutend, wenn es aus dem Grunde erfaßt, auf das Allgemeine zurückgeführt und zum Vertreter der ganzen Gattung gemacht wird. So erhält auch in der Dichtung der einzelne Charakter erst dann die rechte dichterische Weihe, wenn er bei aller individuellen Bestimmtheit doch die Menschheit überhaupt darstellt. Wo wir uns selbst nicht im Werke des Dichters wiedererkennen, öffnet sich unsere Seele nicht recht, die Eindrücke haften nicht, und wir bleiben kalt, mag auch noch so viel Glanz über die Darstellung ausgebreitet sein. Erst durch dieses Streben in die Tiefe gewinnt die feierliche Form des Dichters, wie die kunstvolle Gestaltung der Prosa, den Scheingründen der realistischen und naturalistischen Ästhetik gegenüber eine siegreiche Berechtigung. Freilich beweisen die Beispiele so vieler großen Prosaiker und Dichter, daß man, um diesen Vorzug zu gewinnen, nicht förmlich Philosophie zu studieren braucht. Aber ich wiederhole, daß die Philosophie, welche Cicero meint, nicht die spitzfindige, grüblerische Dialektik ist, sondern jene Wissenschaft des Lebens, welche dem Sokrates und allen Sokratikern, im weitesten Sinne des Wortes, der ewig bedeutungsvolle und un-

---

[1]) Vgl. Horaz, Epist. II 3, 319—323:
Interdum speciosa locis morataque recte
Fabula, nullius veneris, sine pondere et arte
Valdius oblectat populum meliusque moratur
Quam versus inopes rerum nugaeque canorae.

erschöpfliche Gegenstand menschlichen Interesses und Nachdenkens schien. Nur wer in sich ein Bild des Lebens hat erstehen lassen, wer andere beobachtet und in seinem eigenen Innern zu lesen gelernt hat, darf es wagen, auch nur in einer einzelnen Frage als öffentlicher Redner, als Schriftsteller, als Dichter das Wort zu ergreifen. Dieser seiner geklärten und vertieften Einsicht muß dann aber auch eine Form entsprechen, welche zu gleicher Höhe wie sein Denken sich über die gewöhnliche, formlose Form des ungebildeten Menschen erhebt. Diese feiner ausgearbeitete und wirkungsvollere Rede steht allerdings im Gegensatz zu der gemeinen Natürlichkeit, aber sie steht nicht im Gegensatz zur Natur selbst. Denn alle echte Kunst schöpft an der Quelle der Natur und Wahrheit, und ihr höchstes Ziel ist nicht, die Natur zu verdrängen, sondern sie zu erfüllen.

Welche Form ist aber die beste? Das ist nach Cicero das Hauptproblem der Rhetorik. Die Antwort, welche er gibt, zeigt deutlich, daß wir es in diesen rhetorischen Schriften nicht bloß mit den üblichen Rhetorenkunstgriffen zu tun haben, sondern mit der Ästhetik selbst. Das fühlte auch der junge Goethe, der als Student in Leipzig in seiner ästhetischen Ratlosigkeit Ernestis Vorlesungen über Ciceros Orator zu hören beschloß. Freilich wurde er auch dort nicht über das, woran ihm eigentlich gelegen war, aufgeklärt, aber nicht, weil die Schrift Ciceros, sondern weil Ernestis rein philologische Erklärung seinen hohen Erwartungen nicht entsprach. Wer Ciceros Lehre von der wahren Formschönheit von Grund aus erfaßt hat, wird für die Beurteilung literarischer Erscheinungen einen sicheren Standpunkt gewonnen haben. Das Nachdenken seines durch das Studium der Griechen gebildeten Geistes verdichtet sich hier in klaren und ebenso scharf als glücklich ausgedrückten Lehren, welche auch heute unanfechtbar sind. Wenn die Ästhetik in den Ruf der Haltlosigkeit und des süßlich unbestimmten Geredes gekommen ist, so sind diese Schriften nicht daran schuld. Wärme und Begeisterung durchwehen sie; aber inmitten aller Lobpreisungen der Meister der Rede bewahrt Cicero sich stets die Besonnenheit und Klarheit des wahren Kritikers. Wir sind heute an einen vornehmeren Ton bei der Behandlung dieser Fragen gewöhnt; aber eben deshalb, weil hier mit jener Naivität des Altertums und ohne alle Begeisterungsheuchelei über das Schöne geredet wird, bieten diese rhetorischen Schriften eine so gesunde geistige

Kost für unsere reifere Jugend. Man erwäge ferner, daß sie ihr Thema nicht mit abstrakter Einseitigkeit behandeln, sondern fortwährend zur Erläuterung an die Meisterwerke der alten Literatur anknüpfen, die dem Schüler dieser Stufe langsam erklärt worden sind oder ihm noch erklärt werden. Wo will man also eine Schrift finden, welche es in höherem Grade verdiente, ihm zum Schluß mit nachdrücklicher Gründlichkeit in die Seele gearbeitet zu werden? Alles, was dem Schüler über die alte Literatur und das antike Bildungsideal gesagt worden ist, alles auch, was sich an unklaren, aber nach Klarheit verlangenden Urteilen über die alten Schriftsteller in ihm angesammelt hat, findet hier einen glücklichen Abschluß. Ist ihm das bisher Gelesene richtig erklärt worden, so wird er jetzt für diese Kritik und Ästhetik reif sein. Ehe man ihn entläßt, soll man ihm diese Schlußbeleuchtung gönnen, welche zugleich eine Apotheose des Altertums ist.

Nichts hält Cicero für verkehrter, als den Gedanken und das Wort, den Inhalt und die Form als selbständige, voneinander trennbare Elemente zu behandeln. Deshalb ist ihm auch die Formschönheit etwas Relatives. Sie ist nicht dort, wo mit dem größten Aufwande von Mitteln ein Gedanke ausgeputzt wird, sondern als schön muß jede Form gelten, welche dem dargestellten Gedanken durchaus gemäß ist. Die Angemessenheit ist also die wahre Schönheit der Rede. Nur so gewinnt der Gedanke seine volle Klarheit und Eindringlichkeit. Wer das Einfache in einer anspruchsvollen Form darbietet, die dazu im Mißverhältnis steht, erschwert dadurch das Verständnis und wird auch in dem Hörer kein herzinniges Behagen erwecken. Cicero nennt es Wahnsinn, einem nichtigen Gedanken den ganzen Pomp der Sprache zu leihen. Die gewöhnliche Rhetorik vernachlässigt den Gedanken und treibt mit der Form einen unsinnigen Kultus. Das sind die blinkenden Reden, von denen Faust sagt, sie seien so unerquicklich, wie der Nebelwind, der herbstlich durch die dürren Blätter säuselt. Vor dieser Verkehrtheit warnt auch Cicero. Aber er lehrt deshalb nicht, daß man gegen alle Formschönheit gleichgültig sein müsse. Mit dem Werte und der Würde des Gedankens muß sich auch der Ausdruck steigern. Nicht derselbe Grad von Glanz und Wärme ziemt allen Stoffen. Wer aber auch das Große nur in matten und gewöhnlichen Worten sagt, hat keinen Anspruch auf ein volltönendes Lob. Freilich ist es in Ciceros Augen eine verzeihlichere Geschmacksverwirrung, wenn jemand seinen großen

Gegenstand mit schlichter, nüchterner Klarheit behandelt, als wenn er unbedeutende und gewöhnliche Gedanken in Pomp und Flitter kleidet. Doch auch dies gibt er zu erwägen, daß die Form der Mannigfaltigkeit und Beweglichkeit des Gedankens Rechnung tragen muß. Das Große ist nicht von einförmiger, nicht in allen Teilen von gleichmäßiger Größe, wie anderseits auch das Einfache sich nicht ohne alle Erhebung immer gleichmäßig am Boden hin bewegen wird. Er verlangt deshalb, daß die Form elastisch sei und sich allen Steigungen und Senkungen des Gedankens willig anbequeme. Der erst gilt ihm als der vollendete Meister in der Form, welcher über alle Redegattungen, in steter Übereinstimmung mit dem Gedanken, zu verfügen weiß. Freilich die ganze Kraft der Form offenbart sich nur an dem großen Stoffe, weil die Sprache hier allein, ohne geschmacklos zu werden, alle ihre Mittel entfalten darf.

Um die Theorie jener römischen Attiker zu widerlegen, welche nur die einfachsten und nüchternsten Formen des Ausdrucks gelten ließen und alles, was darüber hinausging, als einen unredlichen, des ernsten Mannes unwürdigen und den Gedanken verfinsternden Luxus ansahen, übersetzte Cicero Äschines' Rede vom Kranze und des Demosthenes Gegenrede. In der vorausgeschickten Einleitung, welche uns unter dem Titel de optimo genere oratorum erhalten ist, faßt er noch einmal mit höchster Klarheit seine Ansichten über die wahre Formschönheit zusammen. Frei und in ihrem Geiste übersetzt, sollten jene beiden Reden durch ihre tadellos abgestufte Mannigfaltigkeit ein Musterbild der vollen und wahren Beredsamkeit bieten. Der Gegenstand gestattete hier alle Töne anzuschlagen, von den leisesten bis zu den stärksten. An diesen Reden konnte man also sehen, daß es doch möglich war, über den damals so lärmend bewunderten Lysias noch hinauszugehen. Zwar gegen ihn selbst hat Cicero nichts, wohl aber gegen seine Nachahmer. Lysias wird auch von ihm als ein wahrer Redner anerkannt. Er rühmt ihm alle Haupteigenschaften eines guten Darstellers nach, und das feine Lob, welches er ihm zu teil werden läßt, beweist von neuem, wie weit er davon entfernt war, das Schöne mit dem Aufgeputzten und Starken zu verwechseln. Lysias' Nachahmer in Rom, findet Cicero, trafen mit ihrer Bewunderung und Nachahmung nicht die seltenen Vorzüge dieses Redners. Seine schlichte, knappe, schmucklose Art (*συντομία, λέξις λιτή, ἀφελής, συνεσπασμένη*) gefiel

ihnen. So ungefähr hofften sie auch reden zu können. Aber sie ahnten nicht, wieviel Anmut dieser Lysias zugleich besitzt. Nichts findet Cicero selbst schwerer nachzuahmen als gerade diesen einfachen Stil des Lysias, welcher ohne kunstvolle Rhythmik, ohne Bilder, ohne merklichen Schmuck, durch die höhere Kraft der Wahrheit und Angemessenheit gefällt und dem Kenner bald eben deshalb so schön erscheint, weil nichts bei ihm auf den Schein berechnet ist. Den Nachahmern des Lysias ging es damals ähnlich, aber nach der entgegengesetzten Seite, wie den Nachahmern Lafontaines zu Lessings Zeiten in Deutschland: das eigentümlich Feine seiner Art erreichten sie nicht, und Lysias' Einfachheit artete bei ihnen in die trockenste Nüchternheit aus. Für den Redner κατ' ἐξοχήν aber kann Cicero den Lysias nicht gelten lassen, weil er nur die eine von den mehreren möglichen Formen der Beredsamkeit beherrscht. Die gemeinsame Haupteigenschaft aller Attiker, die ungeschwächte Fülle der Gesundheit, besitzt er so gut wie Demosthenes; aber diesem gebührt doch vor allen anderen der Preis, weil er, dessen Beredsamkeit für gewöhnlich einen höheren Flug nahm, wo es nötig war, auch einfach zu reden verstand, während Lysias nie gezeigt hat, daß er auch die starke und erhabene Rede zu handhaben wußte.

Nichts beweist besser, wie gebildet Ciceros Geschmack war, als die feine Anerkennung, welche er dem Lysias zu teil werden läßt. Er selbst besaß eine angeborene Neigung zur vollen Darstellung. Als Jüngling bewunderte er die nicht immer geschmackvolle Fülle des Hortensius, und erst auf seiner Reise durch Griechenland und Asien lernte er Stärke und Schwulst, attische Gesundheit der Rede und asianische Übertreibungen unterscheiden. Nach seinem eigenen Geständnis war es der berühmte Molo, der seinen Geschmack reinigte und den üppigen Strom seiner jugendlichen Rede eindämmte. Als ein anderer fast kehrte er damals nach zweijähriger Abwesenheit nach Rom zurück. Auch seine ganze nachfolgende Beredsamkeit freilich hat nach unserem Urteile heute Neigung, eine zu hoch gesteigerte und zu volle Sprache zu reden. Tut das aber dem Werte seiner rhetorischen Erörterungen Abbruch? Auch heute noch liebt man unter jenem Himmel zu sehr die Superlative, in der Sprache wie in der Musik. In seinen rhetorischen Schriften aber scheidet Cicero scharf und klar das Feine der wahren Einfachheit von der matten und langweiligen

Trockenheit. In ebenso bestimmten Worten warnt er, den anmutigen, gewinnenden Schmuck der mittleren Beredsamkeit, welche nach dem Vorgange der Griechen auch floridum genus (ἀνθηρὸν γένος) genannt wurde, nicht in ein süßliches und affektiertes Getändele ausarten zu lassen. Noch entschiedener verwirft er die schwülstige, bombastische Redeweise, welche das fehlerhafte Gegenstück (παρέκβασις) der hohen Beredsamkeit ist. Das Zuviel scheint ihm überhaupt im Vergleich zu dem Zuwenig der größere Fehler, den er jedoch bei einem jugendlichen Anfänger natürlicher und weniger bedenklich findet als die ausgedörrte Magerkeit der Rede.

Philosophie und Rhetorik waren die beiden einzigen Fakultäten an den Universitäten des Altertums. Sie befehdeten sich meist mit bitterem Spotte, und jede beanspruchte für sich die Führerschaft. Die Philosophie spottete über die gedankenarme und wortreiche Rhetorik, die Rhetorik über die ungeschickte Philosophie, welche ohne alle Beihilfe von seiten der Redekunst auch nicht das Geringste zu leisten vermöge. Das ist ein nichtiger Streit in Ciceros Augen. Zwar kommt es ihm nicht in den Sinn, zu behaupten, die Philosophie sei die wahre Rhetorik, und die Rhetorik sei die wahre Philosophie; aber er erhebt doch gegen jene scharfe Trennung Einspruch. Er gesteht, daß es Philosophen gegeben hat, welche keine Redner waren. Andere aber, wie z. B. Plato, trotz aller seiner Feindseligkeit gegen die Rhetorik, waren beides zugleich. Daß aber jemals jemand ein wahrer Redner gewesen sei ohne alle Philosophie, will er nicht zugeben. Freilich auch kein Philosoph hat sich jemals weder sich selbst noch den anderen verständlich machen können ohne alle Herrschaft über die Form. Aber Cicero unterscheidet jene Form, welche nur das durchaus Notwendige bietet, von jener anderen, eigentlich rhetorischen Form, welche eine kunstvoll gestaltete ist.

Die strengen Philosophen, in welchen gar nichts von dem Kunsttriebe des Menschen lebte, meinten nun wohl, es genüge, wenn der Gedanke ohne jede Kunst der Worte wiedergegeben werde. Das Wort war in ihren Augen das leider unentbehrliche Mittel, den Gedanken in die Erscheinung treten zu lassen. Eigentlich schämten sie sich in ihrem spiritualistischen Hochmute dieses körperhaften Wortes, wie sich die Philosophenseele nicht selten der trägen Genossenschaft ihres Körpers schämte. Wäre es also möglich gewesen, anders als in

Worten den Gedanken zum Ausdruck zu bringen, so würden sie es versucht haben. So aber glaubten sie wenigstens sich davor hüten zu müssen, dem Worte und Ausdruck irgendwelche besondere Sorgfalt zuzuwenden. Ja jeder Schmuck der Rede schien ihnen ein Raub an dem Gedanken, wo nicht gar eine Verunstaltung des Gedankens zu sein. Die Rede ist allerdings das einzige menschliche Mittel, um das im Geiste Erfaßte sich selbst und anderen faßbar zu machen; aber, den Gedanken darstellend, meinten sie, trübe sie ihn zugleich. Genau so stellte sich Plato das Verhältnis der Seele zum Leibe vor. In dem Grade als jemand den Leib zu einer ohnmächtigen Bedeutungslosigkeit in sich herabdrücke, scheint er ihm auf dem Wege zur Weisheit fortzuschreiten. Ganz freilich, lehrt er, könne der Philosoph im Leben den Körper nicht überwinden; aber er müsse in sich doch den Trieb nähren mehr und mehr sich von diesem Hemmnisse zu befreien. *Πότε ἡ ψυχὴ τῆς ἀληθείας ἅπτεται; Ὅταν μὲν γὰρ μετὰ τοῦ σώματος ἐπιχειρῇ τι σκοπεῖν, δῆλον ὅτι τότε ἐξαπατᾶται ὑπ' αὐτοῦ. Λογίζεται δέ γέ που τότε κάλλιστα, ὅταν μηδὲν τούτων αὐτὴν παραλυπῇ, μήτε ἀκοὴ μήτε ὄψις μήτε ἀλγηδὼν μήτε τις ἡδονή, ἀλλ' ὅτι μάλιστα αὐτὴ καθ' αὑτὴν γίγνηται ἐῶσα χαίρειν τὸ σῶμα, καὶ καθ' ὅσον δύναται μὴ κοινωνοῦσα αὐτῷ μηδ' ἁπτομένη ὀρέγηται τοῦ ὄντος. Ἔστι ταῦτα. Θὐκοῦν καὶ ἐνταῦθα ἡ τοῦ φιλοσόφου ψυχὴ μάλιστα ἀτιμάζει τὸ σῶμα καὶ φεύγει ἀπ' αὐτοῦ, ζητεῖ δὲ αὐτὴ καθ' αὑτὴν γίγνεσθαι* (Phaedon, 65 *B*).

Anstatt also alle Kräfte der Rede zu entfesseln, um den Gedanken möglichst voll und klar wiederzugeben, wollte man sich mit dem geringsten Aufwande von Worten begnügen, um ihn möglichst nackt durch sich selbst und durch möglichst wenig Heterogenes entkräftet wirken zu lassen. Zunächst mußte das allen, welche die Sache vorurteilsfrei betrachteten, als eine seltsame und hochmütige Verirrung der Philosophen erscheinen. Nicht, klare Gedanken zu trüben, sondern unklare Gedanken aufzuhellen, ist ja doch der Zweck alles Sprechens. Auf einer späteren Stufe der Entwickelung aber erblickt man manche närrische Meinung aus früherer Zeit in einem günstigeren Lichte, so daß, was inzwischen als einfach unsinnig verspottet worden war, nun doch, von einer anderen Seite betrachtet, als richtig erscheint. So sieht die heutige Sprachphilosophie allerdings auch in dem Worte zugleich ein Mittel und ein Hemmnis des Verständnisses. Alles, gesteht man, dränge in uns zu

dieses gerade der ästhetische Fehler κατ' ἐξοχήν, wie wir oben gesehen haben. Dem Isokrates, gesteht man heute, fehle es nicht an Gedanken, aber sie verschwänden in dem breiten Strome seiner glatten und mit stets auffälliger Kunst ausgearbeiteten Worte. Daß Cicero ihn nicht für einen wahren Redner gelten ließ, ändert wenig an dem Lobe, das er seiner Darstellung spendet. Ängstlichkeit und die Schwäche seiner Stimme verhinderten bekanntlich den Isokrates am öffentlichen Auftreten. Das würde man seinen geschriebenen Reden anmerken, auch wenn man es nicht wüßte. So findet es Cicero denn begreiflich, daß sie nicht den kecken Mut wirklich gehaltener Reden atmen und mehr an die Scheinkämpfe der Palästra als an den ernsten Kampf erinnern. Dem entspricht es, daß sie eine eigentümliche Mittelstellung einnehmen zwischen der glanzvollen, aber friedlichen Schönheit der epideiktischen und der strafferen Spannung der symbuleutischen Beredsamkeit, so jedoch, daß sie der ersten, von den echten Römern verachteten Gattung näher standen. Aber Cicero rechnet den Isokrates doch trotz der Ängstlichkeit, mit welcher seine Aufmerksamkeit auf die Form vornehmlich gerichtet ist, zu denen, welchen es, im Gegensatz zu den Sophisten, Ernst war, etwas zu sagen, und stimmt dem Sokrates im Phädrus bei, daß in der Seele dieses Mannes etwas Philosophisches sei. Freilich um die Wärme des an mehr als einer Stelle dem Isokrates von Cicero gespendeten Lobes begreiflich zu finden, darf man nicht übersehen, daß in diesem Lobe etwas Tendenziöses ist. Uns heute, die wir an einen peinlichen Kultus der Form und an ein bloßes Spielen mit den Klangmitteln und Kunststücken der Rhetorik nicht gewöhnt sind, scheint Isokrates schon des Guten zu viel zu tun. Cicero aber konnte damals finden, daß er im Vergleich zu Gorgias und seinen Nachahmern zuerst alle diese Zierlichkeiten mit Maß gebraucht habe. Aber es ist bezeichnend, daß er ihn nicht als Muster der Nachahmung, sondern als Studienobjekt empfiehlt, um den Formsinn zu wecken und zu stärken. An seinen Reden, meint er, könne man die Darstellungsmittel und vor allem den Rhythmus der gebildeten Sprache studieren. Isokrates ist also in seinen Augen ein sehr lehrreiches akademisches Modell, wie er kein tadelloseres der lernbegierigen Jugend zu empfehlen wußte, um sie in die Bahn der strengen Schönheit zu lenken. Rühmt er ihm damit die hinreißende, herzrührende und erschütternde Wirkung der echten und lebendigen Schönheit nach?

Literarische Urteile dem Schüler einfach mitzuteilen, hält man mit Recht für bedenklich. Ein Hauptvorzug der rhetorischen Schriften Ciceros, der sie für die Schule so wertvoll macht, ist aber der, daß alle diese Urteile vorsichtig vorbereitet und aus gründlich und klar erörterten Stilgesetzen abgeleitet werden. Man vergleiche diese Behandlung mit der Quintilians im zehnten Buche seiner **Inst. orat.** Hier wird man mit fertigen Urteilen, welche sich über alle Gebiete der Literatur erstrecken, förmlich überschüttet; bei Cicero hingegen ladet alles den Schüler ein, sie zu finden. Auch halten sie sich hier fast überall innerhalb des dem reiferen Schüler zugänglichen Gebietes und wachsen naturgemäß wie die Frucht aus der aufgestellten Theorie hervor. Wer aber etwa meint, daß es sich bei alle dem doch um eine Gattung der Literatur handele, welche wir heute nicht mehr so ernst nehmen, und welche nicht beanspruchen kann, mit so eingehender Bevorzugung vor den anderen Gebieten der alten Literatur behandelt zu werden, der vergißt, daß die Rhetorik die Rede überhaupt, nicht bloß die öffentlich gesprochene Rede zu gestalten lehrt. Auch wenn man alles aussondert, was sich ausschließlich auf die Theorie und auf die Technik der Beredsamkeit bezieht, bleibt noch so viel Grundlegendes, was für die Beurteilung der literarischen Form auch heute von Bedeutung ist, übrig, daß einem die Auswahl schwer werden wird. Alle möglichen Stilgattungen werden hier charakterisiert, nicht in dürren Worten und mit der Trockenheit eines bloßen Lehrbuchs, sondern in warmer, farbiger, sorgfältig ausgearbeiteter Darstellung, nicht in hastigen, Lob und Tadel phrasenhaft übertreibenden Urteilen, sondern mit fein abwägender Würdigung der Gegensätze und mit redlicher Klarheit. Cicero behandelt hier überall Fragen, über die er, von außerordentlichen Anlagen unterstützt, sein ganzes Leben hindurch mit einem stets frischen Interesse nachgedacht hatte. Was er hier bietet, trägt alles den Charakter geklärter Reife. Wer sich diese Schriften zu eigen gemacht hat, wird sich mit dem Gefühle der Sicherheit auf die Bahn der modernen Ästhetik wagen können, zumal wenn zur Ergänzung ihm auch noch die **Epistula ad Pisones** des Horaz erklärt worden ist.

Ein tiefer liegendes, schon eben gestreiftes, pädagogisches Bedenken, welches manche von diesen Schriften zurückzuschrecken scheint, ist folgendes. Man hält es für gefährlich, den kritischen Sinn der Jugend

für unsere reiferen Schüler. Für uns handelt es sich freilich nicht darum, sie zum Auftreten in Volksversammlungen und im Reichstage vorzubereiten. Das richtige Lesen und Sprechen fördern wir zwar auch nach Kräften; aber unser wichtigstes Ziel ist doch, daß der Schüler seine Gedanken schriftlich korrekt, angemessen und zusammenhängend darstellen lerne. Darauf beziehen sich aber auch alle praktischen Ratschläge, welche Cicero für die Kunst der Rede gibt. Ist ihm das Schreiben ja doch die beste Vorbereitung für das Reden: stilus optimus dicendi effector et magister. Ganz abgesehen von der oben gerühmten Klarheit, mit der in diesen Schriften das Verhältnis zwischen dem Gedanken und dem Wort, sowie das Wesen der schönen Form erörtert wird, abgesehen auch von den glücklichen literarischen Charakteristiken, auf welche jene Theorie angewandt wird und für die sich, da sie in ihrer Gesamtheit die möglichen Haupttypen darstellen, in allen Literaturen Gegenbilder finden, bieten diese Schriften eine erstaunliche Fülle auch für den Schüler bei seinen bescheidenen Aufsätzen verwertbarer Anleitungen. Deshalb sollte auch jeder Lehrer des Deutschen sie genau und gründlich studiert haben. Hier an der Quelle geschöpft, wirkt das alles belebender, als wenn man es aus einem modernen rhetorischen Hülfsbüchlein sich zu eigen macht. Dahin gehört alles, was über die Übungen des Redners, über das Auffinden und Ordnen des Stoffes, über das Beweisen und Widerlegen, über die Einleitung und den Schluß gesagt wird. Soll das alles freilich befruchtend und nicht vielmehr abschreckend wirken, so muß es dem Schüler nicht als ein Fremdes, von seiner gewöhnlichen Art durch eine weite Kluft Getrenntes geboten werden, sondern als die natürliche Antwort auf den auch in ihm lebenden unklaren Drang, seinen Gedankenkeim sich mit der Ordnung und Gesetzmäßigkeit aller natürlichen Entwickelungen entfalten und reifen zu lassen. Nicht wie willkürliche, konventionelle Regeln dürfen ihm diese Vorschriften der Rhetorik erscheinen. Das sind sie auch in der Tat in Ciceros Darstellung nicht. Wie der Logiker die natürlichen Denkgesetze belauscht, so belauscht der wahre Rhetoriker die natürlichen Darstellungsgesetze des menschlichen Geistes. Dort findet er reichen Stoff für seine Beobachtungen. So läßt auch Cicero die Kunst sich in treuer Abhängigkeit von der Natur entwickeln und läßt es sich gerade angelegen sein, die unnatürlich künstliche und an überflüssigen Spaltungen überreiche Schulrhetorik zu be-

kämpfen. Es kann deshalb unmöglich in dem Schüler das Gefühl entstehen, als wenn die einfache, ihm genehme Art sich auszudrücken und Gedanken zu entwickeln durch etwas anderes und geheimnisvoll Schweres ersetzt werden solle. Auch belehrt Cicero ausdrücklich darüber, daß die Kunst in jeder Gestalt älter ist als ihre Theorie, und daß die Theorie zunächst nichts ist als eine geordnete Zusammenstellung von Beobachtungen, die aus den besten Mustern gewonnen sind. In hervorragendem Grade zeigt Cicero hier jene Gabe des Redners, welche zugleich auch die Gabe des Lehrers sein soll, für seinen Gegenstand zu gewinnen und, trotz der hohen Anforderungen, welche er stellt, das aufgestellte Ideal als etwas Erreichbares erscheinen zu lassen: er scheint nicht sowohl zu lehren, als das naturgemäße und selbstverständliche Verfahren alles Darstellens in Worten zu beleuchten. Hinsichtlich dieses praktisch verwertbaren Teiles der Rhetorik verweise ich auf Laas der dort gleichfalls für die Ziele des höheren Unterrichts sehr Wichtiges in Menge findet[1]). Freilich bei Cicero sieht alles einladender aus. Laas geht im Spalten zu weit und liebt das Tüfteln. Gelinde und schmeichelnd, sagt Lessing, solle man gegen den Anfänger sein. Laas ist das in seinen Büchern ganz und gar nicht. Manches klingt nicht wie eine Anleitung, die Herzen zu lösen und zu öffnen, sondern geradezu wie eine Aufforderung zum Bangemachen. **L'art se discrédite en en se montrant**, sagt Fénelon. Das gilt auch von der pädagogischen Kunst. Wer stets scharfsinnige Grimassen schneidet oder Zornesblitze in seinen Augenwinkeln bereit hält, um sie gleich auf die hervorbrechenden Dummheiten und Unklarheiten zu schleudern, scheucht die Schüler in sich zurück.

Freilich, um diese Schriften mit Vorteil zu erklären, muß man sich vorher von dem Gange des Ganzen einen Plan entwerfen. Weder den Brutus, noch den Orator, noch eines der drei Bücher **de oratore** sollte man ohne weiteres hintereinander weglesen. Es gilt vielmehr die Idee des Ganzen in sich lebendig zu machen und dann vorsichtig gewählte Hauptabschnitte im Lichte dieser leitenden Gedanken zu zeigen.

Zum Schluß noch einige Bemerkungen über die besonderen Vorzüge der einzelnen rhetorischen Schriften. Am reichsten und vielseitigsten sind die drei Bücher **de oratore**, am geschlossensten und

[1]) Laas, Der deutsche Unterricht. Neuntes Kapitel: „Die stilistisch rhetorische Seite des deutschen Unterrichts. Welche Anforderungen stellt sie an den Lehrer?"

schärfsten der Orator. In der ersten Schrift will Cicero den Weg zur wahren Beredsamkeit zeigen, in der zweiten, später verfaßten, das Bild des idealen Redners zeichnen. Beide sind aus demselben Geiste heraus verfaßt und haben zahlreiche Parallelstellen. Viel genauer wird auf das Einzelne eingegangen in den umfangreicheren Büchern de oratore. So reich an Gedanken und so vollendet in der Form diese aber auch sind, werden sie doch noch von dem Orator übertroffen. Von allen Schriften Ciceros verdient diese am meisten auf der obersten Stufe des Gymnasiums gelesen zu werden. Genaueres freilich über die inventio und dispositio findet man nur in den Büchern de oratore.

Im Orator will Cicero also das Idealbild des Redners schildern (die optima species et quasi figura dicendi). Die Einleitung (1 bis 10) knüpft an Platos Lehre an. Das Metaphysische der Platonischen Idee wird hier abgeschwächt; aber Ciceros gewinnende und einleuchtende Erörterung dieses Begriffes hat über Plato gesiegt, indem die Idee, wie er sie erklärt, in diesem Sinne von allen modernen Sprachen angenommen und Gemeingut der Gebildeten geworden ist. Zur Ergänzung der aus der Erfahrung geschöpften Theorie, will er, soll das Idealbild herangezogen werden. Dieser Gedanke war neu in der literarischen Kritik. Bis dahin hatte man es einzig für die Aufgabe des Kritikers gehalten, aus den Werken der Meister Regeln für die einzelnen Gattungen der Literatur zu abstrahieren. Aristoteles selbst in seiner Poetik befolgt nur diese beobachtende Methode, welche zwar sehr vertrauenerweckend ist und nicht leicht in grobe Irrtümer verfallen läßt, aber doch in zu weiter Entfernung von den eigentlichen Geheimnissen der Kunst stehen bleibt. Unser Gedanke, sagt Cicero, kann stets über das sichtbare Schöne hinaus, und keine Wirklichkeit kann je an das nur geistig schaubare Urbild der Schönheit heran. So hat auch dem Ideal des Redners niemand je ganz entsprochen, nur an einzelnen Stellen hat sich bisher die höchste Vollkommenheit gezeigt. Und doch ist es dieses Ideal, welches zu hohem Fluge die Kraft gibt. In das Idealbild der Schönheit, welches in seiner Seele lebte, versenkte sich Phidias, als er seinen Zeus, seine Athene schuf. So ziemt es auch der Theorie der Beredsamkeit, über die Erfahrung hinaus bis zu jener idealen Vollkommenheit zu dringen, welche noch nie mit körperlichem Auge geschaut, mit körperlichem Ohre vernommen wurde. Gleichwohl verliert sich diese Schrift nicht in den

Wolken. Selbst diese philosophische Einleitung, oder, wie ein moderner Ästhetiker sagen würde, diese metaphysische Grundlegung der Beredsamkeit, zeigt eine farbige, anschauliche, belebte Darstellung. Alles Nachfolgende aber bezieht sich fortwährend auf die vorhandenen Meisterwerke der Beredsamkeit. Man darf darin keinen Abfall von dem höheren Anfangsstandpunkte erblicken. Denn erklärt Cicero auch, daß ein Ganzes von idealer Vollkommenheit noch von keinem Redner geboten worden ist, so gesteht er doch zugleich, daß die einzelnen Züge der Vollkommenheit über die in die Erscheinung getretene Beredsamkeit zerstreut sind. Er staunt über die Mannigfaltigkeit der Gestaltungen auf diesem Gebiete, und nicht minder staunt er über die Mannigfaltigkeit der Geschmacksurteile. Um diesem Schwanken und dieser Vielheit gegenüber zu einem sichern Standpunkte zu gelangen, muß man unter vorsichtiger Verwertung des in der Erfahrung Gegebenen die einheitliche, in erhabener Unbeweglichkeit über diesem wirren Treiben schwebende Idee mit des Geistes Auge zu erfassen suchen. Cicero hat dieser Schrift nicht die Form eines Gesprächs gegeben; aber er vermeidet es auch hier in einen trockenen, schulmäßigen, abstrakten Ton zu verfallen. Im Grunde ist das Ganze doch ein Gespräch mit Brutus. Was er oft gewiß mündlich mit diesem erörtert hatte, ist hier in literarische Form gebracht, und gelegentlich macht er geradezu Halt, um mit dem Freunde selbst einige Worte zu wechseln. Daß es sich für Cicero bei der Theorie der Beredsamkeit im Grunde um das höhere Ziel der Formgebung überhaupt handelt, tritt in dieser Schrift besonders klar hervor. Alle Stilgattungen werden mit der eigentlichen Beredsamkeit verglichen und feinsinnig charakterisiert: die nichtigen Zierlichkeiten der Sophisten, die Formschönheit des Isokrates, die Redeweise des Philosophen, des Geschichtsschreibers, des Dichters. Daran schließt sich eine bewunderungswürdige Beschreibung der drei Gattungen der Beredsamkeit, welche der vollendete Redner, eine jede an ihrer Stelle, zu verwenden wissen wird. Freilich, seine ganze Kunst ist nichtig, wenn es ihm an Wissen fehlt und wenn nicht vor allem die Philosophie seinen Kopf geschult und ihm eine tiefe und vielseitige Kenntnis menschlicher Eigentümlichkeit verschafft hat. Der Schlußabschnitt über den Rhythmus der kunstmäßig gestalteten Rede kann nicht vollständig auf der Schule gelesen werden; aber nichts ist anderseits geeigneter, von der hohen

Meinung, welche die Alten von der Kunstform der Rede hatten, eine Vorstellung zu verschaffen. Auch hier legt Cicero alles darauf an, das scheinbar Konventionelle der Gestaltung psychologisch aus einem inneren Drange der menschlichen Natur zu erklären. Auszuscheiden bei der Erklärung auf der Schule sind nach meinem Urteile 149—167 und 191 bis zum Schluß.

Die umfangreichere Schrift **de oratore** verwirrt zunächst durch ihren Reichtum. Sie ist mit großer Sorgfalt und Liebe geschrieben; aber jene Hauptgedanken von der engen Verbindung der wahren Beredsamkeit mit der Philosophie, von der kulturhistorischen Bedeutung der Beredsamkeit, von der Notwendigkeit wirklicher Studien, um auf die Höhe der wahren Kunst zu gelangen, haben dermaßen von Ciceros Geiste Besitz genommen, daß er Mühe hat von ihnen loszukommen. Wer lateinisch Geschriebenes schnell zu lesen fähig ist, wird an diesen Wiederholungen ähnlicher Gedanken keinen Anstoß nehmen; aber in dem Schultempo gelesen, möchten sie doch ermüdend wirken und außerdem ein Hindernis werden, die übrigen Hauptabschnitte mit der wünschenswerten Ausführlichkeit zu behandeln. Im ersten Buche z. B. decken sich die Gedanken des Scaevola häufig mit denen des Antonius. Crassus selbst erörtert nicht bloß einmal, von wie weitem Umfange das Gebiet der Beredsamkeit sei, und was alles der Redner wissen müsse, in welchem die ganze schützende, abwehrende, strafende, aufregende und besänftigende Kraft der Beredsamkeit leben soll. Zu überschlagen ferner ist aus Crassus' Rede der ganze lange Abschnitt, welcher von der Bedeutung der Rechtswissenschaft für den Redner handelt. Erstens ist es ja einleuchtend, daß für die gerichtliche Beredsamkeit eine Kenntnis dieser Dinge unentbehrlich ist; sodann enthalten diese Abschnitte juristische Schwierigkeiten, deren Erörterung nicht auf das Gymnasium gehört. Überdies muß man beim Auswählen an diesem Gedanken festhalten, daß es sich für die Schule bei der Erklärung dieser Schriften nicht sowohl darum handelt, mit den besonderen Aufgaben der antiken Beredsamkeit bekannt zu werden, als vielmehr die Rede überhaupt als Kunst kennen zu lernen. Die Beredsamkeit selbst hat heute ihre Bedeutung verloren. Auch wo an öffentlicher Stelle heute feierlich geredet wird, ist man mit einem Minimum von Formgeschick zufrieden, und Antonius würde, wenn er heute lebte, vielmehr sagen disertos se vidisse paucos, eloquentem neminem. Aber die Bedeutung des geschriebenen Wortes ist durch die

Buchdruckerkunst bedeutend gesteigert. Mit Rücksicht darauf, daß die Rhetorik uns heute die Kunst der Formgebung, der vollen und glücklichen Gedankenausprägung überhaupt und im besondern die Theorie der geschmackvollen, gereiften, kunstgemäßen Prosadarstellung ist, wird man manchen an sich sehr interessanten Abschnitt des ersten Buches in der Schule ungelesen lassen, um für unsere Zwecke wichtigere aus dem zweiten und dritten Buche noch nach den allgemeinen Betrachtungen des ersten Buches lesen zu können. Was Antonius im zweiten Buche über die Auffindung des Stoffes, über die Fundstätten, über die Auswahl und Stellung der Argumente sagt, ist alles nicht bloß überraschend richtig, sondern auch heute praktisch verwertbar und nicht minder heute für die Schreibenden gültig. Alles ist so vortrefflich gesagt, dermaßen mit echter, reifer Bildung gesättigt und zu allen für das Gymnasium wichtigen Teilen der alten Kultur in Beziehung gesetzt, daß man es kaum über sich gewinnen kann, einzelne Teile auszuscheiden. Für welche Abschnitte man sich aber auch entscheiden möge, man soll sie im Lichte des Ganzen zeigen. Allerdings kann der Schüler am Schlusse des Semesters nur einen Teil dieser umfangreichen Schrift gelesen haben; aber die vermittelnde und die Lücken der ausgewählten Abschnitte überbrückende Erklärung des Lehrers muß ihm in alle Hauptgesetze, welche bei der kunstgemäßen Darstellung der Gedanken zu beobachten sind, eine Einsicht verschafft haben. Aus dem dritten Buche, welches der elocutio gewidmet ist, vieles zu lesen, würde die Zeit nicht ausreichen. Auf die elementaren Forderungen der Korrektheit und Deutlichkeit ist der Schüler überdies oft genug hingewiesen. Was den Schmuck der poetischen und prosaischen Rede ferner betrifft, so ist ihm darüber sicherlich oft in den deutschen Stunden und bei der Erklärung der Schriftsteller geredet worden. Was schließlich die Bemerkungen über den Wohlklang und Rhythmus betrifft, so wird die Schule darauf verzichten müssen, weil sie für den heutigen Schüler zu fein sind. Den allgemeinen Gedanken freilich, daß der Rhythmus eines natürlichen Ursprungs ist und daß auch die Forderungen des Ohrs beim kunstgemäßen Schreiben berücksichtigt werden müssen, verlohnt es sich umsomehr zu erörtern, als dasselbe ja von dem Ursprunge der poetischen Form gilt, die gleichfalls eine durchaus natürliche Geburt unseres Geistes ist, nicht bloß eine zufällige Erfindung und eine hergebrachte Künstelei.

Ciceros dritte rhetorische Schrift, der Brutus, steht den beiden andern an Ergiebigkeit für die Schule weit nach. Handelte es sich in den lateinischen Stunden vornehmlich um das Römertum, so wäre diese Schrift, welche eine Aufzählung aller römischen Staatsmänner enthält, welche jemals geredet haben, an erster Stelle zu berücksichtigen. Gleichwohl enthält auch der Brutus Stellen von hervorragender Bedeutung für die Schule, z. B. die Geschichte der griechischen Beredsamkeit (25—52), die Darlegung von Ciceros eigenem Bildungsgange (301 bis 329). Diesen Abschnitten würden sich noch zugesellen können die Charakteristiken der wenigen hervorragenden römischen Redner vor Cicero (Cato 63—69, Antonius 139—143, Crassus 143—165, Cotta und Sulpicius 202—210, Hortensius 229—231, 301—303, C. Julius Caesar 251—263, C. Licinius Calvus und die pseudoattische Beredsamkeit 283—292). — Auch der Brutus aber würde mit den aufgezählten Abschnitten ausreichenden Stoff für ein Semester bieten, wenn man die kleine Schrift de optimo genere oratorum dazu nimmt, die mit einer glänzenden Klarheit das allen Formen des Atticismus zu Grunde liegende Gemeinsame erörtert.

Was die literarhistorischen Bestandteile dieser Schriften betrifft, so hat sich Cicero selbst hinsichtlich der Griechen fast durchgängig an der Besprechung von Schriftstellern genügen lassen, für die das Interesse des Schülers auf der obersten Stufe schon gewonnen ist, und welche in ihrer Gesamtheit ungefähr den Kreis der möglichen reinen Hauptformen umschließen. Diese Abschnitte ziemt es sich mit aller Gründlichkeit zu erörtern und alle im Schüler schon vorhandenen Urteilskeime dabei zur vollen Entfaltung zu bringen. Anders steht es mit den Abschnitten, die auf die römische Beredsamkeit zielen. Diese Redner sind meist nur Namen für uns heute, und die bedeutendsten unter ihnen, Antonius und Crassus selbst, sind doch wie von einem idealen Nebel umgossen. Sie alle freilich, die hier kürzer oder ausführlicher besprochen werden, haben im öffentlichen Leben eine Rolle gespielt, und manche von ihnen stehen sogar im Vordergrunde der Geschichte. Aber bei der Fülle des Wichtigeren wird auf eine Ausnutzung dieser Schriften nach der historisch-politischen Seite hin verzichtet werden müssen. Wichtig sind sie auch aus diesem Gesichtspunkte betrachtet; aber nicht deswegen brauchen sie auf der Schule gelesen zu werden, weil hier zahllose Namen vorkommen, an

welche anknüpfend man die ganze römische Geschichte wiederholen kann Die Gefahr abzuschweifen liegt hier nahe. Von dem Biographischen und im engeren Sinne Historischen, was die Ausgabe von Piderit in der Einleitung und in den indices bietet, mag an der betreffenden Stelle, was unumgänglich notwendig scheint, eingeschaltet werden. Dann aber beginnt hier erst die eigentliche Erklärung. Den Ideengehalt dieser Schriften fruchtbar auszunutzen ist natürlich viel schwerer als z. B. des längeren und breiteren von der Anklage des Crassus gegen C. Papirius Carbo zu reden, welcher, erst ein Anhänger des Tib. Gracchus, nachher als Consul den L. Opimius verteidigte, auf dessen Veranlassung C. Gracchus getötet worden war, oder sich an die Cimbern und an Marius zu verlieren, weil M. Antonius den Cn. Papirius Carbo anklagte, weil er sich als Consul im Jahre 113 von den Cimbern bei Noreja hatte besiegen lassen, oder zu erörtern, weshalb P. Sulpicius Rufus von den Optimaten zu Marius überging. Nichts ist wohlfeiler als derartiges bei der Erklärung breit auszuspinnen. Es handelt sich aber in diesen Schriften um Höheres und Wichtigeres. Die bedeutsamste Eigentümlichkeit des gebildeten Menschen, das dunkel Empfundene und nur als Gedankenkeim in den Tiefen seiner Seele Vorhandene hervorzuziehen, auszubreiten, durch Worte zu gestalten und auch für andere klar, gewinnend und erschütternd zu machen, soll der Schüler hier verstehen, würdigen, und in sich selbst auch pflegen lernen. Grau aber kann diese Theorie nicht scheinen, weil sie sich stets an die berühmten, auch dem Schüler bekannt gewordenen Muster der Griechen anlehnt. Die Armut hinsichtlich des Wesentlichen kann nie durch Fülle des Unwesentlichen ersetzt werden. Man enthalte sich also bei der Erklärung dieser Schriften möglichst aller Ausschweifungen in die politische und militärische Geschichte, welche zu allen Zeiten eine breite Rettungsinsel für die Interpretenverlegenheit gewesen ist. Dergleichen ist ganz nützlich und fruchtbar zu wissen; aber es ist doch dem, was hier breit im Mittelpunkte des Interesses dasteht, nicht gleich zu achten. Wenn die Zeit ausreichte, könnte man freilich diese Schriften noch nach einer anderen Seite hin fruchtbar machen: man könnte daraus eine Anzahl bedeutender Charakter- und Bildungstypen römischer Männer gewinnen. Das wäre von kulturhistorischer Bedeutsamkeit und würde sich nicht bloß flüchtig am Rande mit dem hier umspannten Kreise berühren.

---

6. Ciceros Briefe als Schullektüre.

Es läßt sich vieles zu Gunsten der Ciceronischen Briefe anführen. Briefe, d. h. wirkliche Briefe, die ohne literarische Hintergedanken geschrieben sind, sind ja direkte Stimmen des Augenblicks und unanfechtbare Zeugen der Wirklichkeit. Sind es die Briefe eines bedeutenden Mannes, so gestatten sie uns, näher an seine Person heranzukommen als seine für die Öffentlichkeit bestimmten Schriften. Sie beleuchten das Entstehen seiner Entschlüsse vom ersten Aufdämmern durch alle Schwankungen bis zur letzten Gestalt. Dazu sind es verräterische Zeugen, die die geheimsten Regungen und Wünsche enthüllen und dem, der sie zu lesen versteht, mehr über das wahre Wesen dessen, der sie geschrieben hat, zu sagen vermögen als seine reif gewordenen Gedanken und Wünsche, die seine lebendige und bewegliche Individualität hinter der Hülle der überlegten Klugheit und Wohlanständigkeit nur wie durch einen Schleier erkennen lassen. Eine politische Korrespondenz, wie der Hauptsache nach die Ciceros, bietet außerdem den besonderen Vorzug, daß sie einen Einblick gewährt in das Intriguenspiel der politischen Parteien, die zu allen Zeiten, öffentlich redend, ihre egoistische Begehrlichkeit in große Worte zu kleiden gesucht haben. Erwägt man ferner, daß Cicero unter den Männern aller Parteien vertraute Freunde hatte, so begreift man, wieviel sich für die Kenntnis der Vorgänge am Ausgange der römischen Republik aus seinen Briefen gewinnen läßt. Dazu kommt schließlich, daß es die Briefe eines Mannes sind, der für das Briefschreiben hervorragend begabt war. Cicero war lebhaft, beweglich und geistreich. Außerdem hatte er seine von Natur schon phänomenale Leichtigkeit des Formgebens durch literarisch-ästhetische Studien und durch unablässige Übungen zu einer Virtuosität ausgebildet, die in gleichem Grade unter den großen Schriftstellern

aller Literaturen nur einer besessen hat, nämlich Voltaire. Wer in Briefen an seine Freunde irgendwie noch mit der Form zu ringen hat, schreibt keine wahren Briefe mehr: die natürliche Anmut und die Ursprünglichkeit und naive Wahrheit seines Empfindens geht darüber verloren. Nur wer seiner Stimmung ohne alles peinliche Überlegen einen genau angemessenen Ausdruck zu geben imstande ist, kann echte Briefe schreiben. Dies war aber Ciceros Fall. Daher das Interessante seines Briefwechsels, daher auch der literarische Wert dieser Briefe. Dabei hört man nie in ihnen der Natur nachlässig rohe Töne. Die Kunst ist in ihnen zur Natur, die Natur zur Kunst geworden, und bei der mühelosen Schnelligkeit ihres Entstehens war auf dem Wege vom Kopf durch die Feder auf das Papier, der für gewöhnliche Menschen ein so weiter und beschwerlicher ist, nichts, gar nichts verloren gegangen. Dabei sind aber die interessanten Belehrungen, welche diese Briefe über das private Leben der Alten gewähren, noch nicht in Anschlag gebracht worden. Wir werden darin zu Zuschauern ihres täglichen Lebens. Die Mannigfaltigkeit ihres persönlichen Tuns tritt beim Lesen in greifbarer Klarheit vor unsern Geist. Sie führen uns näher an die treibenden Kräfte ihres Innern heran, diese leichten Kinder des Augenblicks, als die ernsteren Literaturgattungen. Dies etwa pflegt zu Gunsten der Ciceronischen Briefe angeführt zu werden.

Daß Ciceros Briefwechsel für die geschichtliche Forschung von unschätzbarem Werte ist, kann keinen Augenblick zweifelhaft sein. Nicht minder sicher ist dieses, daß ein des Lateinischen Kundiger, der außerdem nicht bloß eine summarische Kenntnis von den Ereignissen am Ausgange der Republik besitzt, beim Lesen dieser Briefe sich vieles, was ihm bis dahin in unbestimmter Allgemeinheit erschienen war, in eine greifbare Nähe gerückt sehen wird. Daraus folgt aber nicht, daß sie auch für den Schüler dasselbe Interesse haben, ihm denselben Gewinn bringen müssen.

Erstens bietet die Lektüre dieser Briefe eigentümliche und große Schwierigkeiten, zu deren mühevoller und zeitraubender Bewältigung bei der Interpretation in der Schule der Ertrag in keinem Verhältnis steht. Jeder einzelne Brief ist aus einer vielfältig bedingten Situation heraus geschrieben, die Cicero, weil er doch nur von dem Empfänger seines Briefes verstanden werden wollte, nicht zu beleuchten brauchte.

Gelingt es nicht, diese Situation völlig klar zu machen, d. h. nicht bloß die Vorgänge, auf welche sich der Brief bezieht, mitzuteilen, sondern auch, was noch weit schwieriger ist, die Stimmung des Schreibenden zugleich und dessen, an den der Brief gerichtet ist, mit psychologischer Feinheit zu analysieren, so ist die Lektüre dieser Briefe nicht recht fruchtbar zu machen. Briefe sind für den, der sie empfängt, eine leicht zu verdauende Kost. Wenn sie aber nicht frisch genossen werden können, vielmehr erst durch gelehrte Manipulationen von dem darüber gelagerten Staube befreit und zu lebendiger Gegenwärtigkeit gebracht werden müssen, so ist es schwer, ihnen ihren Geschmack und ihre Wirkungskraft wiederzugeben. Schon fremde moderne Briefe sich ausreichend zu beleben, ist nicht leicht. Die Schwierigkeit wächst aber im Quadrate der zeitlichen und örtlichen Entfernungen. Jeder trägt, ohne davon das Bewußtsein zu haben, in sich den Niederschlag von zahllosen Eindrücken, die die Vorgänge des privaten und öffentlichen Lebens in ihm hinterlassen haben. Mit deren schweigender Beihilfe wird es ihm nicht zu schwer, die Briefe bedeutender Zeitgenossen in dem richtigen Lichte zu erblicken, sobald ihm nur die verhältnismäßig leicht zu erklärende Veranlassung des Briefes bekannt ist. Mit Briefen aus dem Altertum steht es ganz anders. Man muß in den Werken der Alten eine zweite Heimat gefunden haben, um aus dem Geiste der Zeit heraus zu den Worten des Schreibenden die richtige Begleitung hinzu erklingen zu hören. Und welche Geschicklichkeit gehört dann immer noch dazu, diese auch dem Ohre des Schülers vernehmlich zu machen!

Ciceros Korrespondenz ist vorwiegend eine politische Korrespondenz. Als solche pflegt sie auch auf der Schule behandelt zu werden. Sollte es nun aber wirklich zu den Zielen der humanistischen Bildung stimmen, auf der obersten Stufe des Gymnasiums ein ganzes Semester hindurch, wie es der vorletzte Lehrplan der preußischen Gymnasien vorschrieb, mit der umständlichen Gründlichkeit, die die Seele der Schulinterpretation ist, Briefe zu lesen, in denen sich das schwankende Spiel der politischen Parteien während einiger bedeutungsvoller Jahre widerspiegelt? Es genügt, sollte ich meinen, wenn der Übergang aus der republikanischen Staatsform zum Principat in den Geschichtsstunden behandelt wird. Ja es wird mehr für das Verständnis der geschichtlichen Ereignisse auf diese Weise gewonnen werden, als wenn der Schüler mit solchen

kleinen, vielfältig bedingten, der Klärung und Erklärung auf Schritt und Tritt im höchsten Grade bedürftigen Ausschnitten der Wirklichkeit bekannt gemacht wird. Die Lektüre dieser Briefe muß sich ja im Schneckenschritt vorwärts bewegen. Mag es nun auch als Aufgabe der Interpretation bezeichnet werden, alles Einzelne stets im Lichte des Ganzen zu zeigen, so bleibt doch auch dieses wahr, daß der Schüler, nahe vor einen kleinen Ausschnitt der Wirklichkeit gestellt, wie ihn der einzelne Brief darstellt, den Ausblick auf das Ganze verliert. Ein historisches Ereignis arbeitet sich stets durch tausend Trübungen zu seiner Reife und Erfüllung hindurch. Auch bei der Vorführung eines wichtigen Zeitabschnittes in zusammenhängendem Vortrage kann durch gut gewählte Einzelheiten der Vorgang belebt und des abstrakten Charakters entkleidet werden, den es bei einer an dem Wesentlichen sich genügen lassenden Behandlung so leicht annimmt; den einzelnen Briefen eines im Werdegange der Ereignisse Stehenden aber haftet stets sehr viel Zufälliges, Persönliches und auch Irrtümliches an, was durch eine feine und sehr eingehende Interpretation in Gerade gerückt werden muß. Es fehlt solchen Briefen das *εὐσύνοπτον*. Dafür können sie durch die Wärme, die sie ausatmen, keinen Ersatz bieten. Hier und da mag zur Erläuterung eines großen geschichtlichen Ereignisses ein Brief, der mit einer treuen Klarheit dieses Ereignis widerspiegelt und den Pulsschlag der Zeit fühlbar macht, herangezogen werden, wie das ja auch der Historiker in seinen Stunden tut; aber ein ganzes Semester hindurch in soviel lateinischen Stunden nur Briefe von Cicero zu lesen, fast ausschließlich politische Briefe, das scheint mir nicht das Richtige. Nur wer ganz genau mit einer Zeit schon bekannt geworden ist, wird Gewinn aus solchen Briefen ziehen, und hat er selbst daraus für sich profitiert, so wird es der höchsten Interpretenkunst bedürfen, um auch anderen, Unmündigen, an diesem Gewinne einigen Anteil zu verschaffen. Alles Verständnis der Vergangenheit erwächst doch durch Fallenlassen einer Fülle gleichgültiger Einzelheiten, durch Herstellen richtiger Proportionen, durch passende Gruppierungen des Zusammengehörigen; Briefe aber gehören zu dem Rohmaterial der Geschichte und müssen erst durch methodische Bearbeitung von Schlacken gereinigt werden. Es hat für den Gelehrten einen großen Reiz und fördert ihn zugleich, wenn er, sie lesend, in die unmittelbare Nähe von historischen Vorgängen tritt, die sich in seinem

Geiste längst passend geordnet haben und deren Gesamtanblick ihm nicht mehr getrübt werden kann; der Schüler aber gleicht einem des Landes Unkundigen, der in einem Gebirge auf einem Hügel steht, von dem aus gesehen vieles Einzelne in der Nähe sehr deutlich erscheint, aber alles sich doch in falschen Proportionen darbietet. Es gehört viel geographische Reife und auch viel Zeit dazu, um durch das Bereisen eines Landes eine Kenntnis dieses Landes zu gewinnen. Dabei hat man es in diesem Falle mit einem ganz feststehenden Material zu tun, welches von allen normalen Menschen in gleicher Weise aufgefaßt wird, während ein Brief immer nur die Ereignisse zeigt, wie sie sich in dem Kopfe eines Zeitgenossen gespiegelt haben. Nicht einmal ein unbeteiligter Zuschauer, ein über den Parteien Stehender, ein über die parteiische Liebe und den parteiischen Haß Hinausgewachsener würde, über die Vorgänge berichtend, ihnen tageweise folgend, den Nachkommenden ein helles Licht anzünden können.

Man pflegt der Schullektüre von Ciceros Briefen dieses Ziel zu stecken, daß der Schüler sich daraus unter Leitung des Lehrers die römische Geschichte am Ausgange der Republik konstruieren solle. Diese Formulierung klingt aber viel zu vornehm. Der Gedanke, den Schüler der obersten Klasse beim Lesen dieser Briefe gewissermaßen zur Quellenforschung anzuleiten, hat etwas sehr Ansprechendes Zunächst müßte man sich aber doch gestehen, daß es ein recht kleiner Ausschnitt aus der Geschichte sein würde, den man selbst im Falle des Gelingens dem Schüler beleuchten könnte. Quam multum nihil moror, könnte man einwenden. Um den Schüler mit der griechischen Tragödie bekannt zu machen, lassen wir uns ja auch meist an zwei Tragödien genügen. Auch von Plato, Thukydides, Demosthenes lesen wir mit ihnen immer nur einen bescheidenen Teil. Nur Homer bieten wir ihnen fast ganz, und auch von Horaz können wir so viel bieten, daß die Vervollständigung zum Ganzen für einen geschickten Lehrer ein Leichtes ist. Eine politische Korrespondenz aber zwingt uns fortwährend, dem Kleinkram der nie ganz offenen und ehrlichen Bestrebungen der Parteien nachzugehen und nachzudenken. Es ist sehr schwer, sich aus den Schwierigkeiten, die dabei das bedeutungslose Einzelne schafft, zur Erfassung des Ganzen emporzuarbeiten. Diese Briefe Ciceros sind demnach nur für den ergiebig, der jenes Ganze schon sicher erfaßt hat und auch des Lateinischen hinlänglich mächtig

ist, um sie sich nicht zusammenbuchstabieren zu müssen. Auch dann sind sie noch schwer zu verstehen, weil selbst der Gelehrteste viel psychologische Kombinationsgabe zugleich besitzen muß, um sich diese Ausflüsse eigentümlich erregter Stimmungen, diese ganz persönlichen Geisteserzeugnisse zu wirklichem Leben zu erwecken. Man bedenke außerdem, wie schnell in einer politisch erregten Zeit die Beleuchtung, die über den Ereignissen liegt, wechselt. Solche Zeiten gleichen den Apriltagen, an denen der Himmel bald weint, bald lacht und die Wolken sich immer von neuem und stets ein wenig anders zusammenballen. Manchmal hängt auch eine schwarze Wolke gerade nur über der Stelle, wo man ist, während schon in einiger Entfernung nichts Bedrohliches mehr zu sehen ist. Der richtige Standpunkt der Betrachtung ist für die einzelnen Briefe äußerst schwer zu gewinnen. Ich glaube deshalb, daß es selbst recht geschickten Lehrern nur selten gelingen wird, diesen Zeugen bestimmter Augenblicke des politischen Lebens eine Seele einzuhauchen. Will man sie aber doch lesen, so wähle man wenigstens die unpolitischen aus, die einen reinen menschlichen Gehalt haben. Um diese richtig zu beleuchten, braucht man wenigstens nicht so viel Äußerliches herbeizuschleppen. Vom Standpunkte des eigenen, menschlichen Empfindens wird man sie sich klar und lebendig machen können. Sind diese auch nicht ergiebig für das Rekonstruieren des damaligen politischen Umwandlungsprozesses, so haben sie doch den großen Vorzug, daß sie direkte Äußerungen antiker Denk- und Empfindungsweise sind und nebenbei auch das eigenartige Äußere des antiken Lebens in einer interessanten Weise beleuchten.

Wer kann behaupten, daß Ciceros politische Briefe ein einigermaßen zur Ruhe gekommenes Urteil über die leitenden Personen und Verhältnisse jener Zeit zeigen? Dazu diese Fülle bedeutungsloser, nur nach ihrer politischen Parteistellung beurteilter Zeitgenossen, aus denen auch der gelehrteste Kenner jener Zeit nichts Greifbares machen kann. Selbst die Hauptpersonen sind nichts als schwankende Gestalten: nicht einmal über Brutus hat man sich einigen können. So interessant diese Briefe auch für einen sind, der in dem Lateinischen schwimmt und ihren flüchtigen Geist trotz vieler dunklen, aus dieser Ferne nicht aufzuklärenden Anspielungen, trotz vieler sachlichen Unklarheiten, die für den Empfänger keine waren, schnell und sicher zu erfassen weiß,

so schwer sind sie für den Schüler fruchtbar zu machen. Das Ziel der Interpretation muß doch sein, einen solchen Brief aus der allseitig beleuchteten Lage und Stimmung des Schreibers wie des Empfängers zu erklären. Dazu gehört aber mehr als die meisten zu ahnen scheinen. Und wenn dieses Resultat sich selbst mit einer kleinen Anzahl von Briefen erreichen ließe, wäre dieser Gewinn nicht mit der Arbeit eines ganzen Semesters zu teuer bezahlt? Würde er für die auf dem humanistischen Gymnasium zu lösende Aufgabe einen nennenswerten Beitrag liefern? Dafür lese man doch lieber mit Schülern Ciceros Schrift de re publica. Da hat man auf engem Raume, geklärt, von allem Gleichgültigen gesäubert, in reiner Ausarbeitung, ein Bild des römischen Staates, wie es dem gebildetsten Römer am Ausgange der Republik vorschwebte. Von dort führen auch viele Wege nach Griechenland. Anstatt sich fortwährend, wie in den Briefen, mit dem schwankenden Wellenspiel an der Oberfläche einer bewegten Zeit beschäftigen zu müssen, was für den Reifen einen großen Reiz hat, aber für den Unreifen wenig Gewinn abwirft, hat man es dort mit den großen, grundlegenden Fragen zu tun, die dem Schüler das Wesen des Staates und die Tendenzen aller sozialen Bewegungen klar beleuchten werden. In jener Schrift ist auch nicht ein Paragraph, der nicht nach dem Zentrum des antiken Lebens wiese. Was in ihr dicht beisammen ist, müßte man sich bei der Lektüre der Briefe aus einer unendlichen Breite zusammenlesen.

Gesetzt aber auch, Ciceros Briefe wären leichter durch die Interpretation für den Schüler zu beleben, wären weniger reich an Beziehungen auf Unbekanntes, die nur durch zeitraubende und subtile Abwägungen vermutungsweise aufgehellt werden können, gesetzt auch, sie böten ein treu und mit unparteiischem Sinne gezeichnetes Bild von den politischen Ereignissen jener Zeit, kann es überhaupt als ein des humanistischen Gymnasiums würdiges Ziel gelten, den Schüler auf der obersten Stufe, wo er nun endlich die Früchte seiner langjährigen Beschäftigung mit dem Lateinischen pflücken soll, ein ganzes Semester hindurch bei den politischen Vorgängen dieser wenigen Jahre festzuhalten? Was er davon wissen muß, wird er aus einer Geschichtsstunde sehr gut lernen können. Nur was reichen Gehalt an edelsten Erkenntniskeimen besitzt, verdient zum Gegenstande einer langsamen Schulinterpretation gemacht zu werden. Natürlich ist kein

Literaturwerk an solchen Keimen so arm, daß nicht Betrachtungen der vornehmsten Art sich daran knüpfen ließen. Wer aber, ohne die Interpretation mit Fremdem zu überladen, wirklich nur diese Briefe erklärt, wird mit einem großen Aufwande von Zeit und Kraft bei der Erklärung kaum je zu Ergebnissen gelangen, die für die Hauptaufgabe des humanistischen Gymnasiums eine nennenswerte Bedeutung haben. Es ist klar, daß der Schüler mit dem Leben Ciceros, dem privaten wie dem öffentlichen, bekannt gemacht werden muß. Lessing sagt allerdings, er halte nichts von der Methode, das Privatleben eines Schriftstellers zum Schlüssel für die Erklärung seiner Schriften zu machen, und es gibt auch unter den großen Dichtern und Schriftstellern genug, deren äußerer Lebensgang für das Verständnis dessen, was sie geschrieben haben, in der Tat so gut wie bedeutungslos ist Es mag zugegeben werden, daß Cicero zu diesen nicht gehört; daß man aber, um das, was er als geistigen Ertrag seines Daseins hinterlassen hat, zu verstehen, die ganze Geschichte seines politischen Schwankens und seiner wechselnden Empfindungszustände kennen müsse, ist ein Irrtum. Dank diesem ausgedehnten Briefwechsel wissen wir von dem äußeren Leben Ciceros mehr als von dem Leben aller anderen Schriftsteller des Altertums zusammen. Würden wir aber seinen Schriften wie Rätseln gegenüberstehen, wenn dieser ganze Briefwechsel verloren geblieben wäre? Schwerlich! Wir können uns beglückwünschen, daß wir diese zahlreichen Briefe haben. Erstens gehören sie ja zu den bestgeschriebenen Briefen aller Zeiten. Sodann lehren sie uns tausenderlei über die äußere Gestaltung des römischen Lebens, des öffentlichen wie des privaten. Vor allem führen sie uns auch an das individuelle Empfinden des antiken Menschen näher heran als irgend eine Gattung der eigentlichen Literatur. Aber das sind nur Vorteile für den Mann, der erstens die Mittel erworben hat, womit man zu den Quellen steigt, und der zweitens schon aus Ciceros anderen Schriften in Besitz des in erster Linie Wichtigen ist. Den Unmündigen leiten Briefwechsel und ausführliche Lebensbeschreibungen großer Schriftsteller von dem Wesentlichen ab. Ja man könnte überhaupt den Satz aufstellen, daß ein Denker oder Dichter um so flacher aufgefaßt wird, je reicher die Quellen für die Kenntnis seines äußeren Lebens fließen. Man ist doch noch nicht auf den Gedanken gekommen, statt Schillers Wallenstein, Goethes Hermann und Dorothea, Egmont, Iphigenie den Schülern

zu erklären vielmehr die Briefe beider breit in den Vordergrund des Interesses zu stellen. Man läßt sich daran genügen, daraus einige charakteristische Zeugnisse als Zugabe zu bieten. Im übrigen überläßt man sie dem Studium der Gereiften. Auch wird es immer nur wenigen gegeben sein, aus solchen persönlichsten Äußerungen hervorragender Menschen einen wahren Gewinn zu ziehen, ein so weites Feld sie auch den bloßen Literaturkrämern eröffnen. Ciceros Briefe selbst liefern ja den sprechendsten Beweis dafür, wie schwer es ist, derartige Dokumente in ihrem wahren Lichte zu sehen und psychologisch richtig zu erklären. Sind doch eben diese Briefe hauptsächlich daran schuld, daß man von Cicero sich oft ein so ungeheuerlich verzerrtes Bild gezeichnet hat.

Dazu kommt noch ein anderes. Nur durch eine sehr feine psychologische Interpretation kann ein Brief zu wirklichem Leben erweckt werden. Nun hat die Jugend für das Psychologische wohl Interesse und Verständnis; aber es lebt in ihrer Seele ein Verlangen, sich vor allem die Hauptlinien der menschlichen Eigentümlichkeit zu ziehen. Deshalb sind ihr auch jene Schöpfungen, die sich dem Charakter einer abstrakten Idealität nähern, genehmer als solche, in denen das menschliche Handeln in seiner vielfältigen Bedingtheit gezeigt wird. Schiller ist der Dichter der Jugend, nicht Goethe, der die gemischten Charaktere liebt. Mit einer einfachen, hoch über den Nötigungen des wirklichen Lebens schwebenden Psychologie kommt man selbst bei Ciceros Briefen nicht aus. Zwar ist dieser ein naiver, d. h. sich verhältnismäßig ehrlich äußernder Charakter; aber er schrieb diese Briefe doch nur für den Empfänger, nicht für eine ferne Nachwelt. Deshalb ist bei aller Ausführlichkeit und Klarheit doch soviel Unausgesprochenes, zwischen den Zeilen zu Lesendes darin. Wird darauf bei der Interpretation verzichtet, so entweicht die Seele aus diesen Briefen.

Noch aus einem anderen Grunde sind Briefwechsel, zumal politische Briefwechsel, keine geeignete Kost für die Jugend. Auch der ehrlichste Briefschreiber muß der heuchlerischen Höflichkeit der Welt fortwährend Zugeständnisse machen; kaum gegen seine nächsten Freunde darf er eine rücksichtslos ehrliche Sprache reden. Der im Leben Vorgerückte weiß, was er von den üblich gewordenen Ergebenheitsformeln zu halten hat, bis zu welchem Grade sie konventionell sind, und fühlt leicht, wo aus solchen Beteuerungen die Sprache des Herzens selbst

redet. Die Jugend hat das noch nicht gelernt. Ist es recht, ihr dazu Anleitung zu geben? Möge das Leben selbst es sie lehren. Jene praktische Menschenkenntnis zu übermitteln, die zum Verstehen von Briefen, zumal von politischen Briefen nötig ist, kann nicht mit zu den Aufgaben der Schule gerechnet werden.

Den Todeskampf der römischen Republik kann man allerdings in Ciceros Briefen aus nächster Nähe beobachten. Ich fürchte aber, daß die Detailkenntnis, welche von den Schülern aus den wenigen ihnen erklärten Briefen gewonnen wird, ihnen nicht sowohl das Gesamtbild der Zeit belebt als für das Erfassen des Wesentlichen für sie ein Hindernis wird. Alle Betrachtung des Vergangenen zielt doch darauf, Übersichtlichkeit herzustellen, unfertig Gebliebenes oder Gleichgültiges auszuscheiden, das Geschehene auf richtige Proportionen zu bringen. Diese politischen Briefe werfen den Leser nun plötzlich hinein in das Gewirr der Begebenheiten, die sich doch allmählich erst zur Klarheit herausgearbeitet haben. Selbst wenn man solche auswählt, die auf Ereignisse ersten Grades zielen, werden häufiger die aus dem Geschichtsunterricht gewonnenen Bilder dem Schüler getrübt als belebt werden. Nur wer in der Erkenntnis des Wesentlichen schon fest ist, wird sein Wissen durch diese Briefe klären und verbreitern: den Unmündigen werden sie mehr verwirren als aufklären. Wie Cicero vor jenem Entscheidungskampfe zwischen Cäsar und Pompejus geschwankt hat, wie er über den einen und den anderen gedacht hat, weshalb er schließlich auf die Seite des Pompejus getreten ist, läßt sich auch ohne diese Briefe mitteilen. Wozu diesen Zustand schmerzlicher Unentschiedenheit durch alle seine Phasen verfolgen? Da lese man doch lieber, ich wiederhole es, die wichtigsten Abschnitte aus der früher geschriebenen Schrift de re publica, die auf kleinem Raume so vieles bietet und klar zu erkennen gestattet, wie sich der römische Staat und das Ideal des Staates überhaupt am Ausgange der Republik im Geiste eines gebildeten Republikaners darstellte.

Wer sich an gereiften Literaturwerken gesättigt hat, wendet sich mit Interesse den Briefen großer Männer zu, die er sich dann aus dem Schatze seiner Lebenserfahrung und seiner Kenntnisse zu beleben weiß. Der fertigen literarischen Gestaltungen bisweilen müde, sehnt er sich wohl danach, denen, in deren Werke er sich vertieft hat, auch persönlich näher zu treten und die unmittelbaren, unbearbeiteten

Äußerungen ihres Genius zu belauschen. Dieses bald bloß neugierige, bald dem Verlangen nach gründlicherer Erkenntnis entsprossene Interesse findet beim Lesen und Studieren von Briefen großer Männer eine reiche Befriedigung. Sie, die man in ihren Werken so lange gewissermaßen im Feierkleide gesehen hat, man möchte sie nun auch im Hauskleide sehen. Das Bedeutende freilich, was einem Schriftsteller, einem Dichter oder einem Manne der Tat zu sagen oder zu tun bestimmt war, hat in seinen späteren Leistungen fast immer einen reinen, von allem Gleichgültigen und Zufälligen losgelösten Ausdruck gefunden. Nur selten wird in Briefen etwas wirklich der Entwickelung Fähiges unausgenutzt liegen geblieben sein. Die spähende Neugierde flacher Menschen anderseits, die, unfähig, die Größe eines großen Mannes zu erfassen, den Menschlichkeiten seines Lebens nachforschen und glücklich sind, wenn sie in vertrauten Briefen, die ein für jenen oft unglücklicher Zufall uns bewahrt hat, etwas ihrer eigenen Natur Verwandtes erblicken, hat kein Anrecht, mit dem tiefen, den Quellen zustrebenden Erkenntnistriebe auf eine Linie gestellt zu werden. Es ist ganz etwas anderes, wenn man später, nachdem man mit einem großen Schriftsteller oder Dichter bekannt geworden ist und selbst reiche psychologische Erfahrungen gemacht hat, sich an das Studium seiner Briefe macht. Man wird dann wirklich aus diesen direkten und wenig bearbeiteten Äußerungen seines Wesens die reifen Resultate seines Schaffens besser verstehen und bisweilen sogar viel versprechende Keime darin entdecken, die ein ungünstiger Zufall nicht hat zur Entwickelung kommen lassen. So wenig Gewinn man sich also auch aus der stets viel Zeit kostenden Erklärung einer kleinen Zahl selbst gut ausgewählter Ciceronischen Briefe für den Schüler versprechen kann, so dringend muß das Studium dieser Briefe dem Lehrer empfohlen werden, damit er vieles, was späterhin seine Erfüllung gefunden hat, bei passender Gelegenheit, mit Hilfe der verhältnismäßig unbearbeiteten Äußerungen der Briefe, sich und den Schülern in einem helleren Lichte zeigen kann. So zieht auch der Lehrer des Deutschen Lessings, Goethes und Schillers Briefe zur Erläuterung herbei. Wird er sie aber als Klassenlektüre an die Stelle ihrer literarischen Werke setzen wollen?

Es ist ein ganz aussichtsloses Beginnen, dem Schüler aus etwa dreißig Briefen mittleren Umfangs — so viel etwa wird man in einem Semester lesen können — ein richtig proportioniertes Bild jener

Zeit gewinnen lassen zu wollen. Außerdem bedarf es der ganzen Kunst eines reifen Psychologen, um die Stimmung, in der sie geschrieben sind, richtig zu deuten. Wer diese nicht besitzt, den schützt alle historische Gelehrsamkeit nicht vor groben Mißverständnissen. Und haben sich nicht die einen aus diesen Briefen das Gesamtbild eines liebenswürdigen, vaterlandsliebenden, für alles Hohe erwärmten Mannes, die anderen das eines moralisch völlig wertlosen, beschränkten, ewig nur mit sich beschäftigten Menschen konstruiert? Dabei sind die zahlreichen Beziehungen auf unbekannte Vorgänge, die mit großer Anstrengung nur hypothetisch erklärt werden können, noch gar nicht in Anschlag gebracht. Außerdem huschen durch diese Briefe soviel schattenhafte Gestalten, die Cicero dem Empfänger nicht vorzustellen brauchte, die aber für den heutigen Leser meist bloße Namen sind und auf die selbst der Gelehrteste nur durch fragwürdige Kombinationen ein mattes Licht werfen kann. Man verzichte doch also lieber darauf, sich den Schüler quellenmäßig aus diesen Briefen während eines ganzen Semesters in Prima, wo endlich nach so langer Beschäftigung mit den alten Sprachen ein Herz und Geist erquickender, für das humane Bildungsideal bedeutungsvoller Gewinn eingeheimst werden soll, einen höchst dürftigen und unsicheren historischen Ertrag selbst erarbeiten zu lassen. Auch die Belehrungen, die über die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse, über Privat- und Staatsaltertümer, über die antike Denk- und Empfindungsweise daraus gewonnen werden können, lassen sich noch besser aus den philosophischen und rhetorischen Schriften Ciceros gewinnen, in denen wirklich alles, was aus dem privaten und öffentlichen Leben der Alten überhaupt und der Römer im besonderen von typischer und ewig menschlicher Bedeutsamkeit ist, in die Darstellung der philosophischen und rhetorischen Lehren zwanglos eingefügt ist. Cicero vermeidet in diesen Schriften ja den schulmäßigen Ton. Sein Ziel war nicht, griechische Handbüchlein lateinisch zu reproduzieren, sondern die Hauptgegenstände des freien antiken Bildungsstrebens, zu Römern sprechend, als Römer zu bearbeiten. Der Vorzug dieser Schriften ist, daß sie, ganz abgesehen von dem besonderen Thema, welches in jeder behandelt wird, zugleich ein Gesamtbild des antiken Lebens, des privaten wie des öffentlichen, des griechischen und noch mehr des römischen bieten, in welchem kaum etwas Wesentliches fehlt. Auch über römisches Wesen und römische Einrichtungen ist dort mehr

zu gewinnen als aus den Briefen. Über das, was die letzten Jahre der Republik Besonderes gehabt haben, geben allerdings die Briefe eine reichere Auskunft. Anderseits aber findet sich in den Vorreden der philosophischen und rhetorischen Schriften Ciceros auch alles, was für die Charakteristik dieser letzten Zeit von Bedeutung ist. Vor allem aber fehlt den Briefen, die ja keine literarischen Schöpfungen sein wollen, in hohem Grade jene Eigenschaft der *αὐτάρκεια*, die jeder Schriftsteller seinem Werk zu geben ernstlich bemüht ist. Ein Brief will nur von dem verstanden sein, an den er gerichtet ist. Ein Fremder, der ihn liest, zumal nach so langer Zeit, wird darin auf Schritt und Tritt Unklarheiten begegnen, die ihm selbst ein ausführlicher und hypothesenreicher Kommentar nicht immer wird aufhellen können. Dabei sind die psychologischen Schwierigkeiten noch nicht in Anschlag gebracht, die sich entgegenstellen, wenn man zur eigentlichen Seele des Briefes, zur Stimmung des Schreibenden, vorzudringen sucht. Es muß freilich zugegeben werden, daß das Innere selbst eines reflektierenden antiken Menschen stets verhältnismäßig einfach und übersichtlich blieb.

Auch in formeller Hinsicht, finde ich, pflegt den Ciceronischen Briefen ein wenig bezeichnendes Lob gespendet zu werden. Über seine Sprache in den Briefen urteilt Cicero selbst in einem Briefe an Paetus folgendermaßen (Ad fam. IX 21): **Quid tibi ego videor in epistulis? Nonne plebeio sermone agere tecum? Nec enim semper eodem modo. Quid enim simile habet epistula aut iudicio aut contioni? Quin ipsa iudicia non solemus omnia tractare uno modo: privatas causas, et eas tenues, agimus subtilius, capitis aut famae scilicet ornatius, epistulas vero quotidianis verbis texere solemus.** Dieses Urteil ist mit Vorsicht aufzunehmen. Von einer wirklich plebejischen Redeweise ist bei Cicero nie die Rede. Ein echter Brief ist allerdings ein Gespräch mit einem abwesenden Freunde. Wer aber natürlichen Formsinn besitzt und dazu, wie Cicero, von Jugend an aus einem gebieterischen Drange seiner Natur heraus die menschliche Gabe der Rede in sich zur höchsten Vollkommenheit auszubilden bemüht gewesen ist, wird, auch schnell und ohne alle literarischen Hintergedanken schreibend, nicht plebejisch schreiben können. Wenn er selbst hier seine Briefe als plebejisch geschrieben bezeichnet, so ist das ein Selbstironisieren, das man nicht nach seinem vollen Wortwerte nehmen muß. Cicero

will mit diesem Ausdruck nur die um Gestaltung unbekümmerte Redeweise der Briefe charakterisieren, die allerdings von der Ausarbeitung seiner Schriften und Reden durch einen weiten Zwischenraum getrennt ist. Aber plebejisch sind sie darum noch lange nicht geschrieben. Man könnte im Gegenteil finden, daß sie von der unretouchierten Wirklichkeit, deren unvollkommenste Form das Plebejische ist, nicht so gar viel bieten. Man kann nicht sagen, daß Cicero, des literarischen Zwanges überdrüssig, hier aus einem übermütigen Drange heraus alles möglichst mit ungemilderter Derbheit und Anschaulichkeit zu sagen sich bemühe. Seine Briefe klingen nicht bloß nicht plebejisch, sie klingen nicht einmal volksmäßig. Was er schreibt, trägt stets einen literarischen Charakter. Das eben ist das Einseitige seiner phänomenalen Begabung, daß ihm die Würdigung für das Gold einer frischen, derben, markigen, volkstümlichen Redeweise fehlte. Er war überdies zu eifrig und mit zu gutem Erfolge bemüht gewesen, seine Rede zur Kunst zu gestalten, als daß es ihm überhaupt noch möglich gewesen wäre, zu einer eigentlich plebejischen Rede herabzusteigen. Und wodurch unterscheiden sich denn, der Satzbildung und dem Wortvorrat nach, seine Briefe von den Reden und philosophischen und rhetorischen Schriften? Nur gradibus, nicht toto genere. An jener oben angeführten Stelle spottet Cicero über die Grandiloquenz seines Freundes und stellt ihr seine quotidiana verba, seinen sermo plebeius in den Episteln gegenüber. Wer den Charakter und die Färbung seiner Rede nicht dem behandelten Gegenstande anzubequemen versteht, wer in einem unbedeutenden Civilprozesse nach einer so feierlichen Größe des Ausdruckes strebt, als handele es sich um ernste Interessen des Staates, der gilt ihm als taktlos und abgeschmackt (ineptus). Ebenso verlangt er aber, daß der Stil sich der Gelegenheit, bei welcher man spricht, anbequeme: dasselbe Thema soll man anders im Senate, anders vor dem Volke behandeln. Selbst ein hochwichtiges politisches Thema wird er deshalb in einem Briefe, der sich vertraulich an einen einzelnen Freund wendet, nicht in so feierlicher und vollklingender Sprache erörtern wie in einer Staatsrede. Aber auch auf die Person des Angeredeten muß Rücksicht genommen werden. Daher die großen Stilverschiedenheiten seiner Briefe. Mit den Zahlreichen, an welche er schreibt, steht er ja nicht auf gleich vertrautem Fuße. Auch heute wird doch jeder an einen Fremden oder einen im Range über ihm Stehenden anders schreiben als an einen

Freund oder ihm Gleichgestellten. Wie förmlich und feierlich klingen die ersten Briefe Schillers an Goethe! Wieviel Wärme ist in den späteren, nach längst erstarkter Freundschaft geschriebenen, auch wenn sie den Ton respektvoller Huldigung anschlagen! Wie halten sie sich, wenn es sich um äußerliche Mitteilungen handelt, von dem stolzen Rhythmus fern, der sonst der Sprache Schillers eigen ist!

Auch unter den zahlreichen Briefen Ciceros sind viele, die nicht den Charakter vertraulicher Briefe haben und deshalb in einer geradezu literarischen Sprache geschrieben sind. Den Gegensatz zu diesen stellen jene anderen dar, die wirklich wie Gespräche mit einem abwesenden Freunde klingen. Dieser Art sind die meisten der an Atticus gerichteten. In diesen ist die Form zugleich mit dem Gedanken geboren, wie bei einer Unterhaltung, wo man nicht auf sich zu achten braucht. Dazwischen stehen zahlreiche andere, welche diese beiden Schreibarten in mannigfaltigen Mischungsverhältnissen darstellen. Aber selbst die ganz flüchtig hingeworfenen Briefe Ciceros lassen die ihm zur Natur gewordene Gewohnheit des literarischen Gestaltens durchblicken, und man darf deshalb vielleicht finden, daß es so echte Briefe, als man zu sagen pflegt, doch nicht sind. Mit so leichter Zunge, mit so leichter Feder Cicero auch zu sprechen und zu schreiben verstand, das eigentliche Plaudern, wie es sich für den Brief ziemt, war seinem ganzen auf dem Wege der literarischen Bildung, durch eifriges Üben und bewußtes Nachahmen zur Reife gelangten Wesen doch fremd. Ich finde deshalb, daß man diese Briefe nicht richtig charakterisiert, wenn man ihnen vor allem den Reiz der Ursprünglichkeit und Natürlichkeit nachrühmt. Sie gehören nicht zu den mit ihrer Bildung prahlenden Briefen, wie die des Plinius; aber es sind doch die Briefe eines Mannes, der in der Kunst des literarischen Gestaltens von frühester Jugend an die Hauptaufgabe seines Lebens erblickt hatte.

Daß sie ein Echo der ungezwungenen Sprechweise der Römer überhaupt böten, kann man noch viel weniger behaupten. Auch in den Briefen Ciceros vernimmt man nie der Natur nachlässig rohe Töne. Das bedeutet einen Vorzug, zugleich aber auch einen Mangel. So geschickt und geistreich man auch seine Behandlung der Sprache selbst in den mit fliegender Eile geschriebenen Briefen finden muß, so kann man doch auch mit dem Geständnis nicht zurückhalten, daß er keine Neigung zeigt, aus der Sprache des Volkes zu schöpfen

oder auch nur aus der Umgangssprache der Gebildeten viel Keckes und Zwangloses zu entlehnen. Er war zu eifrig und zu unablässig bemüht gewesen, seine Rede zur Kunst zu gestalten, als daß er selbst in seinen flüchtigsten und erregtesten Briefen eine andere als eine literarisch gestaltete Sprache reden konnte. Ein weiter Zwischenraum trennt diese Briefe von seinen pomphaften Reden, die überall jenes studium quadrandae ac quasi faciendae orationis zeigen; aber mit den philosophischen und selbst mit dem besonders fein ausgearbeiteten rhetorischen Schriften, vor allem mit dem Orator und den drei Büchern de oratore verglichen können diese Briefe hinsichtlich der Form nur quantitativ, nicht qualitativ von jenen verschieden genannt werden. Dabei sehe ich ganz von den förmlichen Briefen ab, deren es eine ganze Anzahl in der umfangreichen Sammlung gibt. Diese sind mit einer berechnenden Langsamkeit geschrieben, soweit man bei einem so mühelos schreibenden Schriftsteller überhaupt von Langsamkeit reden kam, und sie reden eine ebenso literarische Sprache als irgend etwas anderes von Cicero Geschriebenes. In der Hauptmasse der Briefe freilich, in den vertrauten Briefen, überwiegt eine einfache Satzbildung; aber sie sind doch gleichfalls weit davon entfernt, zwanglos hingeworfen zu sein. Es bedarf eines spähenden Hinsehens, um Nachlässigkeiten, auch nur verzeihliche Nachlässigkeiten, darin zu entdecken. Die Stellen, wo sich derartiges findet, ohne daß der Verdacht einer Textesverderbnis entsteht, sind wirklich nicht viel zahlreicher als in den philosophischen Schriften und im Brutus. Die Kunst des Schreibens war Cicero so zur Natur geworden, daß er selbst in den Abschnitten seiner theoretischen Schriften, welche in Gesprächsform gehalten sind, nur selten, um den Schein des Gespräches zu wahren, eine künstliche Nachlässigkeit einfließen läßt. Plato, der in Ciceros Augen ein summus non solum sentiendi, sed dicendi auctor war, der von ihm longe omnium, quicumque scripserunt aut locuti sunt, et suavitate et gravitate princeps genannt wird (Orat. 19, 62), hatte ihm davon die glücklichsten Beispiele gegeben. Aber er hatte zu emsig die strenge Kunst des Schreibens geübt, als daß er seinen Stil selbst in Briefen den Charakter eines zwanglosen, um regelrechte und schöne Ausprägung völlig unbekümmerten Geplauders geben konnte. Auch in den Briefen sind es nicht die agrestiores Musae, die ihm die Worte zuflüstern. Nicht den unmittelbaren Widerhall lebendiger Sprechtöne vernimmt

man in ihnen, sondern eine retouchierte Sprache, die von Unsauberkeiten jeder Art durchaus frei ist und die nur deshalb auf viele den Eindruck einer völlig natürlichen Zwanglosigkeit gemacht hat, weil Cicero es im Gebrauche der literarischen Form zu einer nie versagenden, instinktiven Sicherheit und Leichtigkeit gebracht hatte. Der moderne Mensch, zumal in Deutschland, ist bereit, viel Unflätiges und den gebildeten Sinn Beleidigendes über sich ergehen zu lassen, wenn ihm von Zeit zu Zeit dabei ein Goldkörnchen von jenem Echten, Volksmäßigen zufällt, welches sprechende Wahrheit und glückliche Sinnlichkeit besitzt und deshalb mit siegreicher Kraft alle noch nicht im Bildungsstolz verhärteten Herzen gewinnt. Derartiges hat nun Cicero so gut wie nichts, auch nicht in seinen Briefen. Ihre natürliche Anmut ist das reife Produkt der Bildung. Diese gebildete Sprache Ciceros ist von dem Boden der Natur nicht losgelöst, wie er ja auch den Rhythmus der gebildeten Rede im Orator auf ein natürliches Bedürfnis unseres Ohres zurückführt und die Keime von den wesentlichen Schmuckmitteln der Rede schon in der Sprache des gewöhnlichen Mannes zu erkennen glaubt. Aber er widmet deshalb dem Volksmäßigen keinen Kultus, wie man es in unserer Zeit getan hat, seitdem man von jenem Irrtum einer anmaßenden Bildung zurückgekommen ist und in dem Volksmäßigen nicht einfach mehr das Rohe erblickt. Ohne Zweifel hat auch Cicero im wirklichen Gespräche so mit seinen Freunden gesprochen, wie er abwesend von ihnen in seinen Briefen spricht. Die literarische Form, in der er sich von Jugend an mit so viel Geschick geübt hatte, war ihm eben zur Natur geworden, und es scheint nicht, daß ein ahnungsvolles Verständnis für das ungemünzte Gold der gewöhnlichen Volkssprache ihn von seiner Höhe immer wieder herabgezogen habe. Dabei lehrt er, daß der Redner, um zu wirken, wenn er öffentlich redet, sich dem Volke anbequemen müsse; aber er redet immer nur von einem communi intellegentiae se accommodare, von einem Zurückdrängen der doctrina, von dem Vermeiden von allem, was nur mit künstlich geschärften Organen erfaßt werden könne; daß der Redner die Sprache des Volkes reden müsse, sagt er nirgends, und auch Quintilian definiert jenen usus, dem die elocutio gerecht werden müsse und von dem Horaz sagt: quem penes arbitrium est et ius et norma loquendi, als die consentiens consuetudo bonorum, d. h. der Gebildeten. Ciceros literarische Feinde in Rom kamen auf

den wunderlichen Gedanken, Lysias, dem Meister des tenue genus, statt dem Demosthenes die Palme des vollendeten Atticismus zu reichen, eine Meinung, die Cicero mit Schärfe und mit durchaus siegreichen Gründen widerlegt hat. Vermutlich vermißten sie in der zu einer tadellosen Kunst gesteigerten Rede Ciceros, in seinem exquisitum ac minime vulgare dicendi genus das erfrischende, herzerfreuende und herzbewegende Element des Volksmäßigen, verstanden aber vom damaligen Bildungsstandpunkte aus nicht, für ihre unbestimmte Empfindung das richtige Wort zu finden.

Man charakterisiert nach dem Gesagten die Briefe Ciceros nicht richtig, wenn man ihnen nachrühmt, daß wir in ihnen die damalige Umgangssprache vernehmen; höchstens kann man sagen, daß sie von dem wirklich gesprochenen Worte von damals durch einen etwas weniger weiten Zwischenraum getrennt sind als die Schriften Ciceros und seine ausgearbeiteten Reden. Elemente der lebendigen Volkssprache bieten nur die prisci Romanorum poetae und unter den Späteren Horaz in seinen Sermonen, deren im übrigen sehr künstlich berechnete Sprache eine ebenso wundervolle Vereinigung von Natur und Kunst zeigt wie Goethes Sprache im ersten Teile des Faust.

Noch nach einer anderen Seite geht man im Lobe von Ciceros Briefen zu weit. Den Reiz des Unmittelbaren und Intimen besitzen sie nicht in dem Grade, wie man es ihnen nachrühmt. Auch G. Boissier, der beredte und geistreiche Verteidiger Ciceros, geht nach dieser Seite viel zu weit. Die Alten waren, während ihrer klassischen Periode jedenfalls, wenig geneigt, ihr individuelles Empfinden, in den geheimnisvollen Tiefen ihres Innern wühlend, sich und andern breit auszumalen. Auch ihre Poesie zeichnet sich nicht sowohl durch Tiefe und nuancenreiche Feinheit als durch einfache, normale Klarheit und Wahrheit aus. Erst als das Altertum seines Wesens Erfüllung gefunden hat, regt sich das Streben nach einer feineren psychologischen Analyse. So unter den Griechen bei Euripides, unter den Römern bei Ovid, Tibull, Properz, bei Tacitus und bei Seneca. Cicero aber hat, trotz seines Feuers und seiner Beweglichkeit, noch die kühle, einfache Art des klassischen Altertums. Selbst wenn er von seiner Freude und seiner Trauer redet, bieten seine Briefe kaum je wie moderne Briefe, die in solchen Lagen geschrieben sind, ein empfindungsseliges oder schmerzliches Zergliedern seines Innern: sein Seelenzustand

ist nur nach seinen allgemeinen Hauptregungen geschildert. Diese gerühmten, geistreichen und interessanten Briefe Ciceros besitzen also das, was den Hauptreiz des Briefes ausmacht, durchaus nicht in so hohem Grade. Wiewohl lebhaft und leicht zu erregen und schnell bereit zur Freude wie zum Schmerz, hält doch Cicero, der noch dem echten Altertum angehört, mit dem, was seine Empfindung ganz Persönliches hat, zurück. Sie sind deshalb nicht leicht dem modernen Menschen zugänglich zu machen, und vor allem bedarf es eines in der psychologischen Analyse sehr geschickten Erklärers, um die stets etwas unter der Oberfläche liegende persönliche Empfindung des Schreibenden der Jugend zugänglich zu machen.

Wie alle Briefe sind sie anderseits reich an konventioneller Höflichkeit, ja sie sind sogar ungewöhnlich reich an solchen Bestandteilen. Ein Mann ist durch die Lüge und den gesellschaftlichen Zwang des Lebens längst gewöhnt worden, derartige Äußerungen, ohne welche ein Brief beleidigend und kalt scheinen würde, auf ihren wahren Sinn herabzustimmen. Die Jugend aber hat Neigung den vollen Wert dieser höflichen Ergebenheitsbeteuerungen einzutreiben, anstatt in ihnen einen der menschlichen Empfindlichkeit und Eitelkeit dargebrachten Tribut zu erblicken. Diese Gabe, über das nicht nach seinem vollen Wortwerte zu Nehmende schnell und mit leichter Zunge hinwegzulesen, besitzt die Jugend noch nicht. Wenn es nun vollends mühsam übersetzt und schwerfällig interpretiert wird, gewinnt es eine Bedeutung, die es weder für Cicero noch auch für die Empfänger der Briefe gehabt hat. Es ist sogar unleugbar, daß Cicero dort, wo nicht sowohl sein Herz als seine Feder redete, stärkere Ausdrücke gebrauchte, als die Höflichkeit verlangt hätte. Man kann doch nun solche Stellen nicht mit der Bemerkung, das sei das übliche Briefgewäsch, einfach überschlagen. Sie aber mit der Mühseligkeit der Schulinterpretation erörternd, rückt man sie in ein falsches Licht, sowie man die Partikeln, mit denen die Erzählung Homers übersät ist, ja selbst seine Epitheta oft falsch übersetzt, wenn man sie nach ihrem vollen etymologischen Werte übersetzt, ja wenn man sie überhaupt übersetzt.

Eine politische Korrespondenz, in der sich die werdenden und schwankenden Ereignisse des öffentlichen Lebens spiegeln, steht mit den Zeitungsberichten auf einer Linie, die doch nur durch eine lange und kritische Bearbeitung in Geschichte umgewandelt werden können. Würde

man in künftigen Jahrhunderten das Rechte wählen, wenn man Schüler aus einer Zusammenstellung von Zeitungsberichten ein Bild von den politischen Vorgängen unserer Zeit gewinnen lassen wollte? Ganz abgesehen von der stets durch die zu große Nähe veranlaßten Trübung des Gesamtbildes, wird es in solchen Berichten stets von Nebenpersonen wimmeln, die bald in den Schoß der Vergessenheit herabgesunken sind und selbst für die künftigen gelehrten Betrachter nur den Wert von Namen haben. Bei Ciceros Briefen kommt noch eine andere Schwierigkeit hinzu. Seine Briefe haben doch nicht die Klarheit der politischen Auffassung, die in ferner Zeit Bismarcks Briefe z. B. so ergiebig machen werden für die gründliche Erkenntnis der bedeutungsvollen Momente, in welchen sie geschrieben sind. Selbst die Herausgeber, die diese Briefe wegen ihrer historischen Ergiebigkeit mit den Schülern gelesen sehen wollen, werfen dem Cicero in ihren Vorbemerkungen unaufhörlich vor, daß er die Lage nicht richtig erkannt, daß er, durch ein falsches Ideal geblendet, was seiner Zeit not tat, nicht erfaßt habe. Hat er auch eine Hauptrolle in den Ereignissen seiner Zeit gespielt, so hatte er allerdings doch nur durch eine Verkennung der wahren Tendenzen seiner Natur den Weg der praktischen Politik betreten. Um seine Gaben zu ihrer vollen Reife zu bringen, hätte er frühzeitig in sich den politischen Ehrgeiz niederkämpfen müssen. Wer mit seinen Gedanken, trotz alles persönlichen Ehrgeizes, immer einem philosophischen Idealbilde des Staates zustrebt, wird die Forderungen der Wirklichkeit selten klar erfassen. Um also den Schülern ein Licht anzuzünden über die Bedeutung jener Zeit, bedarf es fortwährender Richtigstellungen bei der Interpretation dieser Briefe.

Sind diese Erwägungen richtig — und ich glaube nicht, daß sie widerlegt werden können —, so folgt daraus, daß Briefe, vor allem politische Briefe, keine geeignete Lektüre für die Schule sind, noch überhaupt für die Jugend.

---

7. Die Synonymik, mit besonderer Berücksichtigung des Lateinischen.

Trotz der wachsenden Akribie, mit welcher alle Seiten des klassischen Unterrichts theoretisch erörtert und in der Praxis behandelt werden, darf man doch hinsichtlich der Synonymik behaupten, daß sie nicht nach ihrem vollen Werte gewürdigt, nicht nach ihrer ganzen Kraft für die Zwecke des Unterrichts ausgebeutet wird. Mag ein gerader, gebildeter Sinn selbst für das gründliche Erfassen des Gelesenen auch das klare Bewußtsein synonymischer Unterschiede entbehren können, sowie er ja auch die strengen Regeln der Grammatik und die vielbesprochenen Feinheiten der Stilistik, nachdem sie ihre Schuldigkeit getan haben, ungestraft entlassen darf: jedenfalls schöpft der Lehrer der oberen Klassen das Geistigste und Feinste seiner Interpretation aus dieser Quelle. Damit soll weder gesagt sein, daß bei einer eindringenden Interpretation sich synonymische Abwägungen aneinanderreihen, noch auch daß dem Lehrer fortwährend tausend scharf formulierte Definitionen von Synonymen gegenwärtig sein müßten, sondern nur dies behaupte ich, daß, wer die Gedanken höherer Geister mit voller Klarheit und Wahrheit in noch werdenden und unreifen Naturen will aufleuchten lassen, sich selbst nicht bloß ein feines Gefühl für die Unterschiede verwandter Begriffe, sondern sogar ein klares Bewußtsein dieser Unterschiede erworben haben muß. Nun ist aber, wie Aristoteles in seiner Schrift über die Seele und Platon im Theätet lehrt, zwischen dem latenten Besitze des Wissens und dem Heraustreten desselben an die Oberfläche des Bewußtseins zu unterscheiden. „Unsere Seele," sagt auch Kant, „gleicht einem angefüllten Schatzgewölbe, in dem ein armes Lämpchen brennt, dessen Schimmer immer nur eine geringe Anzahl von Gegenständen zu beleuchten hinreicht." Nur weniges hat im Vordergrunde nebeneinander

Platz; wer sich aber in langjährigem Selbsterziehungsprozesse aus den aufgespeicherten Schätzen einer vielfältigen Kultur das ihm Gemäße mit vernünftiger Selbständigkeit assimiliert hat, der hat unerschöpfliche gut geschulte Reserven in den Tiefen seines Bewußtseins, welche die regulären Truppen im Vordertreffen in jedem Augenblicke abzulösen bereit sind. Es wäre nun verkehrt und hieße die Bedeutung der genannten Wissenschaft überschätzen, wollte der Lehrer beim Interpretieren vor allem seine synonymischen Kenntnisse im Vordergrunde seines Bewußtseins festhalten. Diese sind vielmehr nur ein Hilfsmittel der Interpretation, wie die Grammatik und die Stilistik auch. Zwar ist die Synonymik nicht eine Wissenschaft, die, wie im wesentlichen die Grammatik und Stilistik, es nur mit der Gestaltung der Gedanken zu tun hätte; vielmehr betrachtet sie mit geschärfter Aufmerksamkeit den Gehalt verwandter Wörter. Sie hilft deshalb direkt, klar und gründlich die Gedanken des Schriftstellers zu erfassen. Gleichwohl dürfen wir sie, die nur mit Einzelheiten des Textes zu tun hat, nicht zur ausgesprochenen Führerin unserer Interpretation machen. Nun kann man freilich einwenden, daß ein scharfes Erfassen jeder einzelnen Wortbedeutung doch die notwendige Vorbedingung für das eindringende Verständnis des Ganzen sei. Wenn man die Grammatik und Stilistik, oben angekommen, während der Lektürestunden endlich schweigen hieße, obgleich doch ohne Grammatik und Stilistik keine Würdigung der Form möglich ist, so geschehe dies, weil man ihre Gesetze entweder verstanden glaube oder sie in besonderen Stunden einübe. Die gleiche Gunst werde aber der Synonymik nicht zu teil. Sie muß sich in der Tat mit kurzen, gelegentlichen Erörterungen begnügen. Soll nun auf der obersten Stufe das geistige Bild der alten Schriftsteller mit scharfen Umrissen dem Schüler gezeigt werden, so scheint allerdings die Synonymik als die Erklärerin der wahren Bedeutungen, als die Enthüllerin des genauen Verhältnisses zwischen dem Zeichen und dem Bezeichneten, für sich die erste Stelle bei der Interpretation beanspruchen zu dürfen.

Alles in uns erhebt sich gegen eine solche Bevorzugung. Gleichwohl muß man den Satz gelten lassen, daß ohne ein gründliches Verständnis der Teile von einem gründlichen Verstehen des Ganzen keine Rede sein kann. Mit welchen Argumenten sollen wir demnach solche als falsch von uns empfundenen Ansprüche widerlegen? Soll

man vielleicht antworten, daß die Nachteile, welche eine erschöpfende Erklärung der einzelnen Begriffe durch die fortwährende Zerstückelung der Aufmerksamkeit bringen würde, doch die Vorteile der verscheuchten Dumpfheit des Bewußtseins aufwiegen würde? Sollen wir damit auf eine reine Lösung der Aufgabe verzichten und eingestehen, daß wir von der Gunst des Zufalls, auch auf vieles Einzelne verzichtend, dennoch ein der Hauptsache nach richtiges Bild des Ganzen als Schlußresultat erhoffen, und daß wir uns mit so unvollkommenem Erfolge begnügen, weil wir, mit synonymistischer Eindringlichkeit in den Tiefen der einzelnen Begriffe grabend, bei solcher Fülle und Anstrengung der Einzelbetrachtung überhaupt zu keinem Bilde des Ganzen gelangen würden? Oder sollen wir vielmehr erwidern, selbst wenn nicht bei jedem Worte die vollen Rechte der Synonymik eingetrieben werden, könne doch der Gedanke des Schriftstellers zu völliger Klarheit herausgearbeitet werden? Ich glaube, daß diese zweite Antwort die richtige ist.

Die Synonymik soll auf der obersten Unterrichtsstufe bei der Interpretation wie beim Übersetzen aus dem Deutschen stets zur Hilfe bereit sein; jedoch darf man nie vergessen, daß sie nur Einzelfeinheiten der Erklärung schafft, welche dienend sich dem Hauptzwecke unterordnen müssen. Daraus ergibt sich die Methode, nach der sie zu behandeln ist. Beim Übersetzen aus dem Deutschen, wo die Gedanken des Textes zurücktreten im Vergleich zu der anstrengenden Aufgabe der Formgebung, darf synonymischen Betrachtungen oft die volle Beleuchtung und Ausführlichkeit einer selbständigen Hauptsache gegeben werden; während der Lektürestunden hingegen muß der Lehrer kraft der Klarheit, die er selbst gewonnen hat, schnell das Wesentliche des problematischen Begriffes von den Schülern finden lassen können, ohne abschweifende Erörterungen, bei welchen der Gedanke des Schriftstellers aufhörte gegenwärtig zu sein. Man muß dabei Mittelglieder, die gar nicht falsch ergänzt werden können, unerwähnt lassen und braucht nicht zu fürchten ungründlich zu sein, wenn man hier nicht mit derselben mühseligen Breite verfährt, mit welcher man einst die Paragraphen der Grammatik wohl einstudiert hat. In Bezug auf die Synonymik vor allem soll man die Kunst üben, an Bekanntes anzuknüpfen und die Ahnungen des Richtigen auszunutzen, welche sich, durch viele Modifikationen hindurch langsam wachsend, in den Köpfen der Schüler gebildet haben.

Nicht als etwas durchaus Neues gesellt sich die Synonymik in den oberen Klassen zu den übrigen Aufgaben des sprachlichen Unterrichts. Mit Berücksichtigung der Etymologie und der Ableitungsgesetze sollen von unten auf die Vokabeln gelernt sein. Damit sind fruchtbare Anknüpfungspunkte für die Erörterung verwandter Begriffe gewonnen, obgleich die Schwierigkeiten der Synonymik dann erst anfangen, wenn sie über die Etymologie hinaus einer schärferen Ausprägung des Begriffes zustrebt. Aber auch dieser wichtigere Teil der Aufgabe findet den oben angelangten Schüler nicht unvorbereitet. Außer seinem durch den Unterrichtsplan festgesetzten Pensum hat jeder Lehrer auch in den untern und mittleren Klassen die Aufgabe, das Sprachgefühl des Schülers zu entwickeln und ihm durch unablässige Übungen die Sprache überhaupt vertrauter zu machen. Ja selbst bei geistlosem Unterrichte gewinnt der Schüler durch den bloßen Umgang mit den Autoren Ahnungen von Begriffsunterschieden, welche in Worte zu fassen ihm sehr schwer sein mag, die es aber dem Lehrer der oberen Klassen ermöglichen, auch durch eine kurze und der Interpretation gewissermaßen mit leiserer Stimme sich einfügende Bemerkung ausreichende Klarheit zu erzielen.

Man könnte einwenden, daß es dann überhaupt bei dem richtigen Gefühl für die synonymischen Unterschiede sein Bewenden haben könne. Bedeutende Schriftsteller allerdings verdanken die treffende Angemessenheit ihrer Ausdrücke weit häufiger der natürlichen und durch vernünftige Kultur weitergebildeten Feinheit ihres Geistes als ängstlichen Abwägungen. Ohne Zweifel ist der kluge Mensch sich auch im Gebiete der Synonymik des rechten Weges wohlbewußt. Auch darf man auf die Gefahr hinweisen, welche eine ungeschickte Behandlung hier gerade haben würde. Oder kann eine inepta subtilitas im Unterscheiden nicht leicht dem Schüler sein richtiges Gefühl verwirren, ohne ihm dafür ein neues Licht anzuzünden? Es wäre gefährlich, die Synonymik zu einem besonderen und obligatorischen Unterrichtsgegenstande zu machen, weil ihre schwierigeren Fälle auch auf seiten des Lehrers außer den philologischen Kenntnissen eine zu große Fülle und Feinheit des inneren Lebens voraussetzen. Gleichwohl drängt alles in der Entwickelung des menschlichen Geistes dahin, die natürlichen Kräfte mit Bewußtsein üben zu lernen. Wo es sich um physiologische Vorgänge handelt, deren gesetzmäßige Entwickelung nur durch die

Eingriffe des Bewußtseins gestört werden würde, mag alles der subtilen Forschung der Fachwissenschaft überlassen bleiben. Die Erkenntnis der Synonymik aber, wie die der Grammatik und Stilistik, wenn richtig betrieben, stärkt den Instinkt für das Richtige und bewahrt ihn vor korrumpierenden Einflüssen. Zeiten hochgesteigerter Kultur zumal sind Zeiten des schwindenden Instinktes. Die Verluste auf der einen Seite müssen durch Gewinn auf der entgegengesetzten ausgeglichen werden. In dem Maße also, als die beim Aufbau und Ausbau einer Sprache tätigen Kräfte erlahmen, müssen wir uns und diejenigen, deren Bildung uns obliegt, durch ein ausgebreiteteres Bewußtsein von der Art ihres Waltens vor der drohenden Verwilderung des Sprechens, Schreibens und Denkens zu bewahren suchen.

Es kommt dabei weniger darauf an, dem Schüler einen abfragbaren Besitz synonymischer Kenntnisse zu verschaffen, als ihn zum Unterscheiden des begrifflich Verwandten und doch nicht Identischen fähig zu machen. Im höheren Grade als von den andern Seiten des Sprachstudiums gilt es von der Synonymik, daß die Übungen in der einen Sprache auch dem Studium der übrigen zu gute kommen. Die Hauptpflege der Synonymik möchte aber doch dem Lateinischen abzutreten sein. Diese Sprache ist hinsichtlich ihrer Synonyma weder so reich und so fein, daß sie den Schüler verwirren könnte, noch auch zu arm, um ausreichende Objekte zu bieten. Die modernen Sprachen hingegen sind von einer so verwirrenden Mannigfaltigkeit in der Ausprägung synonymischer Unterschiede, von einer so zerfaserten Feinheit in den Bezeichnungen für das Moralische und Intellektuelle, daß selbst der Reife und Gebildete bei dem Versuche, das alles zu sondern, seine Kraft oft erlahmen fühlt.

Der erste Einwurf, der sich gegen die Synonymik bietet, ist dieser, daß sehr viele von den Unterschieden, welche sie lehrt, so geringfügig sind, daß man sie jenen unendlich kleinen Werten vergleichen kann, welche selbst eine so strenge Wissenschaft wie die Mathematik ungestraft glaubt vernachlässigen zu können. Dergleichen verschwindend kleine Unterschiede, denen auch von den besten Schriftstellern nicht immer Rechnung getragen wird, finden sich allerdings in allen Sprachen in großer Anzahl, obgleich keineswegs in so großer, als der im Nachdenken über Synonyma Ungeübte zu wähnen Neigung hat. Diese Synonyma gehören nun freilich nicht in die Synonymik, als welche,

um paradox zu reden, es mit den Nichtsynonymen zu tun hat. Die Synonyme wegzuschaffen, den Schein der Gleichwertigkeit zu zerstören ist ja das Ziel der Synonymik, deshalb hat z. B. auch Lafaye in seinem berühmten **Dictionnaire des synonymes de la langue française** (S. XI) nicht übel Lust, ein solches Wörterbuch **Dictionnaire antisynonymique** zu taufen. Dem Gymnasium kommt es jedenfalls nicht zu, Nuancen spaltend abzuwägen, die auch für mustergültige Autoren aufgehört haben welche zu sein. Für die Wissenschaft selbst ist freilich kein Unterschied zu geringfügig; nur soll man sich hüten, nach langem Hinsehen mit ermüdetem Auge Nuancen zu erkennen, wo in Wirklichkeit keine sind. Auch in der obersten Klasse des Gymnasiums haben wir keine Zeit zu langem und zugespitztem Gerede über **restituere** und **reficere**, über **refellere**, **redarguere** und **refutare**, über **pugnare** und **dimicare**, über **obsistere**, **resistere** und **reniti**, über **aggredi** und **ingredi**, **accendere** und **incendere**. Werden doch selbst die viel faßbareren Unterschiede zwischen **invenire** und **reperire**, **quaerere** und **interrogare**, **metuere** und **timere**, **rogare** und **orare**, **poscere** und **postulare**, **impedire** und **prohibere** u. a. von den Allerbesten durchaus nicht immer beobachtet. Auch fanatische Synonymiker gestehen ein, daß sogar klassische Autoren nur wenig voneinander verschiedene Wörter oft als gleichwertig gebrauchen, ja sich gewöhnen mit unberechtigter Bevorzugung von zwei Ausdrücken den einen auch da zu setzen, wo die Rücksicht auf die Etymologie den andern entschieden angemessener erscheinen läßt.

Daß es überhaupt keine Synonyma, d. h. **verba vere idem significantia** gebe, heißt zu viel behaupten; nur dies kann man zugeben, daß die Sprache von unbegrenzter Spaltungslust ist und die Tendenz hat, sich der Synonyma durch immer weitergehende Nuancierungen zu entledigen. Der Kreis auch nur annähernd gleichartiger Bezeichnungen, die man verwechseln darf, ohne sich den Vorwurf unbezeichnender Nachlässigkeit zuzuziehen, wird demnach in einer gebildeten Sprache nur ein enger sein. Sehr zahlreiche Nuancen, obwohl sehr fein, brauchen keine Erklärung, weil sie sich aus der dem blöden Auge sogar erkennbaren Etymologie selbst erklären. **Reniti**, **reluctari** und **adversari**, **provocare** und **stimulare**, **praedicare** und **celebrare**, **gloriari** und **iactare** erkennt jeder Schüler ihrem eigentlichen Sinne nach; wie er sich auch oft leicht sagen wird, daß in dem vorliegenden

Falle die Differenzierung des Begriffes bedeutungslos ist, und daß zum Zwecke besserer Veranschaulichung das Genus hier ebenso glücklich durch eine andere, ein anderes Bild erweckende Species bezeichnet werden konnte. Hinsichtlich dieser sehr großen Klasse von Synonymen genügt es, frühzeitig den Schüler an das Erkennen und Nachempfinden der Etymologie zu gewöhnen. Wie kann der die volle Anschaulichkeit einer guten Schreibweise fühlen, dem die einzelnen Ausdrücke nichts als Äquivalente entsprechender Ausdrücke in seiner Muttersprache sind? Mit Worten aber demjenigen, der in den Wörtern einer fremden Sprache nicht die Kraft der Wurzeln nachzuempfinden gelernt hat, nachträglich lehrend eine Einsicht in alle diese Unterschiede zu verschaffen, ist ebenso umständlich und von ebenso zweifelhaftem Erfolge wie die Beschreibung eines Gemäldes. Über viele Komposita ferner ist es völlig überflüssig, einem Schüler wortreiche und mühselig scharfsinnige Erklärungen zu geben, wenn man ihn frühzeitig gewöhnt hat, die lokale Kraft der Präposition zu erfassen. Über das, was in dieser Hinsicht dem aufmerksamen Sinne sich von selbst bietet, weit hinauszugehen empfiehlt sich nicht und ist gefährlich, weil jede Sprache auch in ihrer klassischen Periode erstarrte Formationen zeigt, welche von niemandem mehr nach ihrem vollen etymologischen und sinnlichen Werte gebraucht werden. Der Zufall hat sie zu unverdienter Ehre emporgehoben oder nach vielem übertreibenden Mißbrauch in unverdiente Unehre herabsinken lassen. Durch subtile Erklärungen kann man hier leicht über das Ziel hinausschießen und mehr Verwirrung als Aufklärung schaffen. Wie manches Kompositum hat zu Ciceros Zeit einfach das Simplex verdrängt, so daß es nicht bloß zu entbehrlichen Spaltungen, sondern sogar zu falschen Resultaten der Erklärung führt, wenn man das volle Recht aller mit ad oder con oder in zusammengesetzten Verben sich einzutreiben bemüht. Es gilt das auch keineswegs nur von Wörtern, deren Etymologie nicht ganz offen dalag. Die Gewohnheit macht gegen das Augenscheinlichste blind, und der häufige Gebrauch ertötet das sinnliche Leben auch der glücklichsten Ausdrücke. Je weiter ein Volk sich von dem Ursprunge seiner Sprache entfernt hat, um so mehr ist es geneigt, mit dem Wortschatze wie mit konventionellen Zeichen zu verfahren. Gelegentlich also mahnt uns auch in der römischen Sprache eine phraseologische Ungeheuerlichkeit aus der besten Zeit, ihre Fähigkeit, sich Worte zu versinn-

lichen nicht zu hoch anzuschlagen und nicht gar zu feine Erklärungen auf diese Voraussetzung zu gründen. Wer z. B. in **aedificare** das **aedes facere** fühlte, konnte nicht sagen **aedificare navem, mundum, domum** 2c., was doch alles zu Ciceros Zeit ganz gewöhnlich war. Lehrt die Etymologie also auch, so zu sagen **a priori**, den eigentlichen Sinn kennen, auf welchen das Wort ein natürliches Anrecht hat, so bedürfen doch alle diese Erklärungen der nachträglichen Bestätigung aus der Beobachtung des Sprachgebrauchs.

Außerdem sind auch die der Synonymik feindseligen Kräfte, welche in zweifelhaften Fällen oft der strengen Richtigkeit zum Trotz den Sieg davon tragen, in Anschlag zu bringen. Auch das Ohr verlangt beim Schreiben sein Recht. Strenge Angemessenheit des Ausdrucks mag das oberste Gesetz einer guten Darstellung sein; aber es ist nicht das einzige Gesetz. Zumal die Römer, denen es in ihrer klassischen Periode Ernst war mit der Kunstform ihrer Prosa, waren peinlich bemüht, auch den Bedürfnissen eines gebildeten Ohrs zu genügen. Ja, dieses **studium quadrandae, formandae ac quasi faciendae orationis**, wie wir es aus Ciceros Orator und aus dem dritten Buch de oratore kennen lernen, scheint uns heute zu weit getrieben. Gleichwohl haben wir in diesen Vorschriften über die Elocutio und den Rhythmus nicht unnatürliche Künsteleien zu erblicken, sondern eine systematische Behandlung natürlicher Instinkte, die sich in jedem gut Schreibenden regen. Auch rhythmischer Fall und Wohlklang soll danach in der Prosa sein. Die nüchterne Klarheit genügt kaum für die einfachsten Gegenstände. Fülle und Mannigfaltigkeit sollen Leben und Farbe in die Darstellung bringen. Oft wird also, und selbst unbewußt, dem Klange zu Liebe ein anderes Wort genommen als das streng angemessene. Ich rede nicht von der ungeschickten Verlegenheit, die sich offenbar im Ausdruck vergreift und so weit von dem Richtigen Abliegendes setzt, daß man das Gewollte kaum noch dahinter ahnt, sondern nur von jenem leisen Abbiegen von der strengen Linie des Wahren, das auch bei den besten Schriftstellern keine Seltenheit ist. Wie plump wäre es nun, in solchen Fällen mit alleiniger Berücksichtigung des Sinnes dem Schüler beweisen zu wollen, weshalb an dieser Stelle **lacrimare** und nicht **flere**, **indagare** und nicht **investigare**, **obsidere** und nicht **oppugnare**, **impedire** und nicht **prohibere**, **vocare** und nicht **dicere** gewählt werden mußte! Es wirkt unangenehm, falls

durch kunstvolle Anordnung der Fehler selbst nicht in eine Schönheit umgewandelt wird, dasselbe Wort wiederkehren zu hören, ehe es noch aus dem Ohre verklungen ist. Nur von den logischen Bindewörtern findet man wie von Bedienten, auf welche niemand recht achtet, dieses fortwährende Gehen und Kommen nicht lästig. Der bloßen Abwechselung halber also werden nahe verwandte Wörter, zwischen denen sich vom etymologischen Standpunkte aus und auch ihrer gewöhnlichen Verwendung nach ein Unterschied erkennen läßt, als völlig gleichwertig miteinander oft genug vertauscht. Das Gesetz mit der Freiheit zu versöhnen, ist allerdings auch hier die größte Kunst. Wo aber zwei verschiedene Kräfte wirken, kann unmöglich die Bewegung in der strengen Richtung der einen erfolgen, mag diese eine auch noch so vielmal stärkere sein als die andere. Wer kann also leugnen, daß die haarscharfe Angemessenheit auch für die besten Schriftsteller, wenn sie nicht bloß mitteilen und beweisen, sondern zugleich auch durch ihre Darstellung wirken wollen, kein absolutes Gesetz ist? Dies zugestanden, muß es als Verkehrtheit und kurzsichtige Pedanterie bezeichnet werden, wenn in jedem einzelnen Falle die Interpretation in Bezug auf nahe verwandte Wörter die ganze Feinheit des Unterschieds geltend machen will. Zu wie gezwungenen Erklärungen kann das führen, während vielleicht nichts anderes den Ausschlag gegeben hat, als weil eben erst jenes andere Wort gebraucht worden war, oder wegen der besseren Klangwirkung des gewählten an dieser Stelle!

Die etymologische Erklärung ist demnach von der synonymischen zu unterscheiden, obgleich sie die wissenschaftliche Grundlage der Synonymik ist. Gewiß schon in den mittleren Klassen findet der Lehrer Gelegenheit seine Schüler auf die genaue Bedeutung von impedio aufmerksam zu machen, das von pes herkommt und dem griechischen ἐμποδίζειν entspricht, im Gegensatz zu prohibere, welches von habere abzuleiten ist. Beide Verba sind augenscheinlich nicht aus demselben Bilde geboren. Zunächst aber war es für die klare Ausprägung des Gedankens in vielen Fällen unwesentlich, ob dieses oder jenes Bild der Behinderung vor die Phantasie des Lesers gebracht wurde. Allmählich nach vielfältigem Gebrauche wurde man überhaupt gleichgültig gegen den Unterschied und beobachtete den Stammbegriff nur so weit, daß man die etwa hinzutretende Präposition, auch dabei übrigens mehr durch das Präfixum als durch den Stamm

beeinflußt, vernünftig wählte und sagte: **impedire aliquem in iure suo**, aber **prohibere aliquem ab iniuria**. Das ist dem Schüler verständlich; aber man fördert ihn nicht, sondern hindert ihn am Verstehen, wenn man in den obern Klassen, einem falschen Ideal der Genauigkeit nachjagend, aus Rücksicht auf den Stamm Wörter fein unterscheidet, die hier und an einer andern Stelle ohne spezifischen Unterschied gleichwertig für das Genus, unter welches sie fallen, gesetzt sind.

Die Synonymik muß in künstliche, erquälte Subtilitäten ausarten, wenn man bei der Erklärung besonderer Stellen nicht diejenigen Wörter, in welchen ihr anfänglich sinnliches Leben erstorben war und deren Stamm nicht mehr gefühlt wurde, von denen unterscheidet, welche mit dem vollen Bewußtsein ihres Ursprungs und nach der ungeschwächten Kraft ihrer sinnlichen Bedeutsamkeit gebraucht werden. Ich sehe ganz davon ab, daß die Etymologie überhaupt die schwächste Seite der Alten war. Was ein Philologe mit künstlich geschärftem Auge an einem Worte erkennt, darauf kommt es nicht an; sondern es gilt den Temperaturgrad schwindender Lebenswärme zu erkennen, den ein Wort z. B. in der Periode der klassischen römischen Prosa hatte. Enthüllt es, so geprüft, seine Eigenart nicht mit der gewünschten Klarheit, so gilt es, **a posteriori**, d. h. aus der vergleichenden Beobachtung des damaligen Sprachgebrauchs, welcher nach Quintilians Definition die **consuetudo bonorum** ist, ihm sein Rätsel zu entlocken. Der Stamm eines Wortes besitzt zwar eine wunderbar nachwirkende Kraft und eine Lebenszähigkeit, die oft durch ganze Jahrhunderte affektierter Sprachübung nicht zu ertöten ist; aber man darf in so vielen Fällen nicht mit Sicherheit auf dieses leise und die Wortbedeutung nuancierende Leben desselben rechnen. Wenn eine Literatur bei ihrer Reife angekommen ist, so vollzieht sich der Prozeß des Denkens im Schriftsteller schon viel zu schnell, als daß dieser den vielen Elementen der Anschaulichkeit, die auch ihm beim Hinsehen klar erkennbar in den Stämmen seiner Worte liegen, stets die gebührende Aufmerksamkeit schenken könnte. Dies ist eine neue Aufforderung, mit Urteil und Geschmack beim Erklären der Synonyma zu verfahren und sich nicht in willkürliche Feinheiten zu verirren, zu denen der alte Autor selbst lächeln würde.

Ist die Sprache auch das höchste Produkt des menschlichen Geistes, so ist sie doch kein Produkt absoluter Vernünftigkeit. Deshalb

bedarf es einer gemischten Methode, ihr ihre Geheimnisse zu entreißen. Man bedenke z. B., wie manches Wort infolge zufälliger Einflüsse, die zu ergründen wir meist gar nicht mehr imstande sind, von seiner ursprünglichen Bahn abspringend, einen Seitenweg eingeschlagen hat, von dem es nachher nicht wieder abgewichen ist. So hieß emo in der alten Sprache, wie auch aus zahlreichen Kompositis und abgeleiteten Wörtern ersichtlich ist, nicht „kaufen“, sondern „nehmen“. Das mag der Schüler erfahren. Dann versteht er eximere, adimere, eximius, exemplum. Was scio ursprünglich hieß, mag er aus plebiscitum erkennen lernen. So selten auch diese starken Wandlungen der Bedeutung sein mögen, so sind doch die kleineren Wandlungen ihren Graden wie ihrer Zahl nach unbegrenzt. Wie wenig Klarheit würde es schaffen, wenn man z. B. irritus von verwandten Worten unterscheidend mit Eigensinn daran festhalten wollte, daß es als Gegensatz von ratus empfunden werden müsse! Wie wenig ist man berechtigt, ratio scharf gegen verwandte Begriffe abgrenzend darauf zu bauen, daß es von ratus herkommt! Daß virtus ferner von vir herkommt, sahen und fühlten die Alten. Auch ist diese Bezeichnung höchst interessant für die Erkenntnis altrömischer Denkungsart. Wer aber darauf bei der Scheidung von ähnlichen Begriffen viel Gewicht legt, gerät in lauter Irrtümer, weil das Wort sehr bald ohne Rücksicht auf seinen ganz unverkennbaren Ursprung in einem weiteren Sinne gefaßt wurde als ‘affectio animi constans conveniensque, laudabiles efficiens eos, in quibus est’, aus der sämtliche ‘honestae voluntates, sententiae, actiones’ stammen.

Hätten wir in jedem Worte seinem Begriffe nach eine reine Entfaltung seines Kerns zu erblicken, so wäre die Synonymik nach leichter und sicherer Methode zu lehren. Auch der Schüler würde dann selbst nahe Verwandschaften mit Schärfe unterscheiden lernen. Die großen Schwierigkeiten aber, welche selbst dem Gereiften nach langjährigem Verkehr mit einer Sprache beim genauen Definieren und Sondern erwachsen, beweisen zur Genüge, daß das Problem ein sehr verwickeltes ist. In dem abgeleiteten Worte lebt oft nur noch ein Teil des Stammes, und nicht immer der wesentliche. Ein einflußreiches Vorbild verführt oft durch gelegentlichen ungenauen Gebrauch, und, zumal wenn die Anschauung, die ein Wort hat entstehen lassen, nicht mehr lebendig ist, kann sich leicht eine dem Stammbegriff nicht durchaus entsprechende,

ja zuwiderlaufende Bedeutung festsetzen, indem ein zufälliges Moment zur Hauptsache gemacht wird (**pecus, pecunia; penus, penitus, penates, penetrare**). Das bei der Ableitung Hinzutretende verfinstert nicht selten den Kern des ursprünglichen Begriffes (**moneo, monstro, monstrum**). Etwas ursprünglich sehr Naheliegendes wird oft, wenn die Organe für das Verständnis des Moralischen und Intellektuellen sich verfeinern, mit tieferem Sinne gefüllt (**ratus, ratio; vir, virtus; prudentia** und **invidia** von **videre**). Gleichwohl ist es bei allen diesen Wörtern nicht schwer für den Schüler, die Bedeutung aus dem Ursprunge herzuleiten und zu erkennen, wie sich der anfängliche Begriff verengert oder erweitert oder verfeinert hat. Man gewöhne ihn beim Vokabellernen auf die Ableitung zu achten. Die Wörter werden ihm dadurch zu Worten. Die Sprache belebt sich ihm so und erzählt ihm tausenderlei von der altrömischen Denk- und Empfindungsart. Aber die eigentliche Schwierigkeit entsteht erst bei der Vergleichung mit andern, demselben Genus angehörigen Begriffen. Da stellt sich dann oft heraus, daß die Etymologie nicht ausreicht, weil mit dem schwindenden Bewußtsein des Ursprungs der Gebrauch etwas oft unsagbar Feines, mitunter Fremdartiges hinzugefügt hat. Die reinen Farben der Stämme sind leicht zu erkennen, die gemischten Farben der abgeleiteten Ausdrücke aber zu analysieren, erfordert viel Scharfsinn und Übung. Ein solches Wort ist z. B. **ineptus**. Das Grobe und, so zu sagen, Körperliche des Wortes erkennt sich leicht. Aber es genügt nicht zu wissen, daß es der Gegensatz von **aptus** ist, und daß **aptus** von dem veralteten **apiscor** stammt, dessen Stamm in **ad-ipiscor** steckt. Man kann auch nicht einräumen, daß Cicero mit seiner bekannten Definition im zweiten Buche de oratore die Feinheit des Begriffs genau trifft: '**qui aut tempus quid postulet non videt, aut plura loquitur, aut se ostentat, aut eorum, quibuscum est, vel dignitatis, vel commodi rationem non habet, aut denique in aliquo genere aut inconcinnus aut multus est, is ineptus dicitur**'. Um den Begriff zu erschöpfen, muß man auch den Grad und die Art des Mißfallens bezeichnen, das solches Gebaren auf andere macht, vielleicht auch den Kreis von Objekten bestimmen, an welchen sich diese Untugend zeigt. Geht der **ineptus** über den Punkt, bis zu welchem er nur ein mit Spott gemischtes Mißfallen erregt, hinaus '**eorum, quibuscum est, dignitatis rationem non habendo**', so wird er „un-

verschämt", und geht er über eine bescheidene Grenze hinaus 'eorum, quibuscum est, commodi rationem non habendo', so wird er „rücksichtslos" und erweckt ein ungemischtes, starkes Mißfallen, kränkt und verletzt, was alles nicht Sache des ineptus ist.

Nahe verwandt dem ineptus ist der insulsus und absurdus. Beiden Wörtern gemeinsam ist, daß das Sinnliche im ersten Worte des Geschmackes (sal), im zweiten des Gehörs (surdus) im abgeleiteten Worte auf sein entsprechendes Geistiges übertragen ist. Insulsus ist demnach einer, dem das Salz des Geistes fehlt; absurdus aber ist der, dessen Worte und Gedanken einen Mißklang geben zur Stimme der Vernunft. Der bloßen Etymologie nach fallen der absurdus und insulsus unter das Genus des ineptus, welches Wort auch häufig genug ohne jenen feinen spezifischen Unterschied als Genus im Sinne des non aptum gebraucht wird. Vergleicht man aber den ineptus in jenem ausgeprägten besonderen Sinne mit diesen beiden Synonymen, so gelangt man zu Resultaten, die weit über den bescheidenen Ertrag, den eine bloß etymologische Betrachtung ergeben würde, hinausgehen. Betrachtet ein mit dem lateinischen Sprachgebrauch Vertrauter das aus tausend Eindrücken der Lektüre in seinem Geiste entstandene Bild des ineptus, so findet er, daß der ineptus selbst dann, wenn er ineptus ist, recht geistreich (acutus) sein kann. Hoc vitio, sagt ja Cicero, cumulata est eruditissima illa Graecorum natio. Und diese Griechen waren nicht bloß gelehrt, sondern auch acuti, häufiger freilich acutuli. Der insulsus aber ist stets, wenn er insulsus ist, der Gegensatz des acutus, und in noch schärferem Gegensatze zu diesem steht der absurdus. Fragt man nun weiter, weshalb absurdus noch stärker ist als insulsus, so ergibt sich dieser Grund, weil insulsus nur die Negation von der feinen Blüte des Geistes, dem positiv Geistreichen ist, während absurdus die Negation der Vernunft selbst ist.

Nicht bloß in einer rhetorischen Sprache, wie die lateinische ist, häufen die Schriftsteller zum Zwecke einer stärkeren Wirkung gleichbedeutende Ausdrücke. An solchen Stellen soll man von feineren Abwägungen der Synonyma absehen, weil man immer Gefahr läuft, etwas Fremdartiges in die Stelle hineinzuinterpretieren. Nur auf den leicht erkennbaren Hauptkern kommt es bei solchen Anhäufungen an. Weniger durch die Besonderheiten des einzelnen Begriffes als durch das ihnen allen Gemeinsame hat der Schriftsteller dann wirken wollen.

Falls der Rhythmus nicht zu augenscheinlich dadurch zerstört wird, wird das als stärker gefühlte Wort an zweiter und dritter Stelle stehen. Das Ganze aber will den Leser überwältigen, nicht mit Hilfe scharf gesonderter Begriffe belehren und überzeugen. So ruft Cicero aus: **Nobiscum versari diutius non potes: non feram, non patiar, non sinam.** Wer solche Stellen durch gründliche Erörterungen über **ferre, pati, sinere** in ein helleres Licht zu setzen sich bemüht, der ahnt nicht, was Beredsamkeit ist, und huldigt einer **inepta subtilitas.**

Der eigentümlich feine Sinn, den die Römer in das Wort **ineptus** gelegt haben, gibt noch zu anderen Erwägungen Anlaß, welche von einer charakteristischen Seite aus zeigen, wie wenig oft durch die leicht mitteilbaren etymologischen Erklärungen den Ansprüchen der Synonymik genügt wird. Wie es nämlich zu den Geheimnissen der Kunst, in Poesie und Prosa, gehört, durch Andeutungen zu wirken und dem Geiste wie der Phantasie etwas zum Ausführen übrig zu lassen, so schreit auch das einzelne Wort nicht alles, was es in sich hat, mit banaler Deutlichkeit heraus. Es sind etwas plumpe Euphemismen, wenn die Griechen das Meer, dessen Stürme sie fürchteten, das gastliche nennen, wenn sie die rächenden Göttinnen die Wohlwollenden nennen, wenn die Römer die Seelen der Abgeschiedenen, um sie sich günstig zu stimmen, mit dem Namen der Guten (**manes**) auszeichnen. An Milderungen aber, die Euphemismen ähnlich sind und die man mit fremdländischem Ausdruck als diskrete Bezeichnungen häßlicher, schimpflicher, unangenehm wirkender Dinge, Eigenschaften und Verhältnisse kennzeichnen kann, fehlt es in keiner Sprache. Die Etymologie bringt uns zunächst nur auf den richtigen Weg. „Solange ich mir über die Abstammung nicht eine haltbare Ansicht gebildet habe," sagt deshalb Döderlein[1]), „und solange ich den Begriff eines derivierten Wortes nur aus den vorhandenen Stellen abstrahieren muß, ohne ihn aus einer etymologisch nachweisbaren Grundbedeutung ableiten zu können, kann ich mich eines unheimlichen Gefühls nicht erwehren, daß ich in die Luft oder höchstens auf Sand baue." Dem Philologen ziemt es, vom Ursprung des Wortes, wenn solcher erkennbar ist, anzufangen. Unsere Worterklärungen und synonymischen Unterscheidungen auf der Schule aber beziehen sich auf den Gebrauch der fixierten

[1]) Döderlein, Lateinische Synonyme und Etymologieen I S. VII.

Sprache. Bei einem solchen Punkte seiner Entwickelung angekommen, hat das Volk, seinem eigenen Instinkte gehorchend und unter der Führerschaft seiner großen Schriftsteller, tausend Feinheiten in das Material seiner Sprache hineingearbeitet und sowohl in den Ableitungen, welche schon der alten Sprache geläufig sind, als in Neubildungen Nuancen des Stammbegriffes geschaffen, von welcher die Einfachheit der vorklassischen, um nicht zu sagen der vorhistorischen Zeit sich nichts träumen ließ. Von wie rührender Zurückhaltung ist das Wort **ineptus** zur Bezeichnung eines taktlosen Menschen, der durch unzeitiges Reden oder sonst durch aufdringliches, die Situation verkennendes Gebaren lästig und lächerlich wird. Eine wie besondere und von den Verhältnissen eines primitiven Volkes weitab liegende Unterart des Unpassenden ist hier in das Wort gelegt worden! Nur ein zur Urbanität entwickeltes Volk konnte eine solche, halb euphemistisch, halb ironisch abgeschwächte Bezeichnung einer unangenehmen Eigenschaft schaffen und verstehen. Von der Mehrzahl der Bezeichnungen für das Moralische und Intellektuelle — und diese bilden das Hauptthema der Synonymik — darf man behaupten, daß das notdürftige, aber zuverlässige Material, welches die Etymologie für die Unterscheidung von verwandten Begriffen bietet, aus dem Sprachgebrauche der klassischen Periode erst eine volle und alle Seiten der Begriffe aufhellende Beleuchtung erhält. Man denke an **iners** von **ars**, an **elegans** von **legere**, an **subtilis** von **tela**, man denke an **humanitas** und **urbanitas** und tausend andere geläufige Wörter, welche zu einer so feinen Ausprägung gelangt sind, daß sie neben dem begrifflichen Inhalt ihres Stammwortes erscheinen wie fertige Statuen neben einem unbearbeiteten Marmorblock!

Philologisch noch wissenschaftlicher wird die Synonymik, wenn sie sich nicht an den Stämmen der behandelten Sprache genügen läßt, sondern sprachvergleichend verfährt. Wer wie Döderlein von der Ansicht ausgeht, daß die ganze Lehre von der Wortbildung nur eine Fortsetzung der Deklinationslehre ist, daß man zu dem Stammbegriff nur das bestimmte, durch die Ableitungssilbe regelmäßig ausgedrückte Verhältnis hinzuzufügen braucht, um den genauen Wert eines Wortes zu haben, wer also von der durchgreifenden Verfeinerung, welche das gesamte Sprachmaterial von den historischen Anfängen eines Volkes bis zu seiner klassischen Literaturperiode erfährt, im Prinzip zu ab-

strahieren geneigt ist, den muß es, um verwandte Begriffe ganz wissenschaftlich unterscheiden zu können, immer weiter zurücktreiben bis zu den Ursprüngen der Sprache. Das hat Döderlein an sich wider Willen erfahren. Im Vorwort zum ersten Bande seiner Synonymik betrachtet er die wortforschende, den einfachen Stamm innerhalb derselben Sprache suchende Etymologie und die sprachvergleichende als zwei Instanzen, von denen die höhere, die Sprachvergleichung, erst angegangen werden solle, wenn die niedere, die Wortforschung, einen ungenügenden Spruch getan oder sich für inkompetent erklärt habe. Zwölf Jahre später, in der Vorrede zum letzten Bande, erklärt er, seine Ansicht geändert zu haben. Die Vergleichung verwandter Sprachen solle nicht bloß „als Begleiterin nebenhergehen, sondern als Aufseherin oder wenigstens als kontrollierende Behörde mit ihr im engsten Geschäftsnexus stehen". In dem Maße, als die sprachvergleichende Wissenschaft zunimmt, muß es klar werden, wie wenig die Etymologie für sich allein imstande ist den hohen Ansprüchen der Synonymik zu genügen. Je weiter es der Wissenschaft gelingt, die Wurzeln zu reduzieren, um so unbestimmter wird das Material, woraus die Synonymik allein erklären soll. Wer sieht nicht, daß die Willkür und Phantasterei, die man jetzt vermeiden will, indem man die Synonymik streng an die Etymologie verweist, dann erst recht einreißen wird?

Das Erkennen der Stämme ist auch für den Schüler eine heilsame Übung. Jedoch ist Maß hierin zu beobachten, weil es nicht als die Aufgabe der Gymnasien betrachtet werden darf, den spezifisch philologischen Teil des Unterrichts noch durch einen neuen Zweig der Sprachwissenschaft zu verstärken. Es ist ein Irrtum zu glauben, Synonymik sei, wenn sie wirklich zur Wissenschaft sich erhebe, eine Wissenschaft der Formen. Sie hat es vielmehr mit dem Gehalte der Formen zu tun, obgleich ihr die Kenntnis der Stämme und Ableitungsgesetze ihre schwere Aufgabe erleichtert. Auf dem Gymnasium fällt es ihr zu, den geistigsten Teil des Sprachschatzes der klassischen Periode vergleichend zu beleuchten und die natürliche Unvollkommenheit des Lexikons zu ergänzen. Von dem philologischen Teile der Synonymik, dessen Aufgabe darin besteht, die Stammbedeutung aufzuhellen, geht die Schule nur dasjenige an, was sich ohne gelehrte Hypothesen mit Sicherheit erkennen läßt; wichtiger für die Schule,

wie auch für die höheren Aufgaben dieser Wissenschaft selbst, ist der philosophische Teil der Synonymik, als welcher es zu tun hat mit der scharfen Umgrenzung von Bedeutungen, die, dem Boden des Stammes entsprossen, sich unter zahlreichen, zum Teil zufälligen und nicht mehr erkennbaren Einflüssen gebildet und von andern verwandten Begriffen gesondert haben. Auch von einer historischen Aufgabe der Synonymik könnte man reden. Diese würde die sich wandelnde Bedeutung verwandter Wörter durch verschiedene Perioden zu verfolgen haben. Die Synonymik nun als philosophische Erklärung des genauen Wortinhaltes ist für jede geistige Arbeit so unentbehrlich, daß man behaupten darf, sie habe von jeher bei jedem gründlichen Unterricht eine große Rolle gespielt, selbst wenn ihr Name nicht ausgesprochen wurde. Alte und neue Philosophen haben sie begeistert gelobt, lange bevor die Etymologie, der die Philologen sie jetzt ganz unterordnen möchten, mit wissenschaftlicher Methode betrieben wurde. Der Aufzählung würde kein Ende sein, wollte man alle großen Schriftsteller anführen, die gelegentlich mit Nachdruck auf ihre hohe Bedeutung hingewiesen haben. Wie könnte, was so einstimmig von den vornehmsten Geistern gepriesen wird, für die Zwecke des höheren Unterrichts bedeutungslos sein?

In welcher Sprache man auch schreiben mag, höher als Schwung und Darstellung steht die Angemessenheit des Ausdrucks. Nur mit dieser im Bunde gefallen die rednerischen Figuren dem gebildeten Sinne. Durch sie erst wird die Rede zu dem, was sie sein soll, nämlich zu etwas im sinnlichen Laute widertönendem Innerlichem. Bloß blinkende Reden gefallen wohl Kindern und Unmündigen; aber nie hat ein Schriftsteller, Dichter oder Philosoph eine nachhaltige Wirkung ausgeübt, wenn ihm nicht auch das wirklich rechte Wort zu Gebote stand. So sehen wir auch im täglichen Leben einen kurzen glücklichen Ausdruck oft siegreich durchdringen, während lange, wohlklingende Reden, denen aber jene höhere, sprechende Deutlichkeit im einzelnen fehlte, mit dem letzten Laute aus der Erinnerung aller wie weggeblasen sind. Wo diese so naheliegende, scheinbar so selbstverständliche Eigenschaft in hohem Grade und anhaltend vorhanden ist, verzichtet man gern auf alles Übrige. Was verschaffte dem Lysias so vieler Bewunderung? Dieses *πρέπον* seiner Ausdrucksweise, dessenwegen Dionysios seine Kunstlosigkeit als die höchste Kunst bezeichnete,

dieser **inaffectatus color**, den Quintilian an ihm rühmt, diese seine **subtilis oratio**, von der Cicero sagt, daß sie auch **incompta delectat**.

Freilich liegt es nicht im Plane unseres höheren Unterrichts, unsere Schüler zu mustergültigen Schriftstellern zu bilden; aber wir bilden sie doch im Hinblick auf das Ideal intellektueller Reife. Die Gründe, die uns bewegen, das Studium der Sprache zum Mittelpunkte unseres Unterrichts zu machen, lassen sich alle auch zu Gunsten der Synonymik geltend machen. Von der untersten Stufe an üben wir im Unterscheiden. Womit können wir unseren Unterricht besser abschließen, als wenn wir mit den in langer Übung verfeinerten Organen die feinen Unterschiede synonymischer Verwandtschaft erfassen lehren? Ich rede jetzt nur von dem formalen Gewinn eines solchen Unterrichtens, obgleich es in Wirklichkeit nicht möglich ist, diesen von der materiellen Bereicherung, welche daraus dem jugendlichen Geiste erwächst, zu sondern. Jene höchste Eigenschaft der **elocutio**, die Proprietät, war nach dem klassischen Sprachgebrauche der Römer fast gleichbedeutend mit **elegantia**, indem diese nicht den Gegensatz bildete zur schmucklosen, einfachen Rede, sondern vielmehr zur unbezeichnenden Rede des gewöhnlich Sprechenden wie des gewöhnlich Schreibenden. Wie soll man diese bescheidene und doch so hohe Eigenschaft, welche das letzte geklärte Resultat andauernder Bemühungen um intellektuelle Veredelung ist, ohne die Unterscheidung naheliegender Ähnlichkeiten erreichen? Wer aus einer Vielheit sich darbietender Wörter mit sicherem Instinkte oder mit sicherer Wahl das der vorschwebenden Sache gemäßeste zu erfassen versteht, der redet treffend, angemessen, überzeugungskräftig. In solcher Formulierung findet der Gedanke eine finale Beruhigung. Hierin erkennen alle, die selbst nach Reife mit Ehrlichkeit streben, die höchste Reife. So erst scheint sich der Geist des Gedankens wirklich bemächtigt zu haben. Aus Büchern, die so geschrieben sind, atmet ein gesunder Duft entgegen. Mag der Gegenstand, den sie behandeln, auch noch so geringfügig sein, was diese feine Richtigkeit des Ausdrucks zeigt, das erfreut, erbaut, belehrt und wird früher oder später dem Kanon des Klassischen, d. h. *τῶν ἐν πάσῃ παιδείᾳ διαλαμψάντων* eingereiht.

Wir können allerdings selbst mit den besten unserer Schüler ein so hohes Ziel nicht erreichen. Aber **prima sequentem honestum est in secundis tertiisque consistere**. Sodann ist die Proprietät nicht

eine der grammatischen Korrektheit genau entsprechende Eigenschaft, die man entweder besitzt oder nicht besitzt. Sie hat viele Grade, und im Grunde bleibt die Sprache, selbst wenn sie mit größter Meisterschaft gehandhabt wird, doch immer noch ein unvollkommenes Ausdrucksmittel, welches ohne die Ergänzungen aus der verwandten Natur des Hörenden und Lesenden keine volle Wirkung hervorbringen würde. Angenommen also, die anderen Ziele unseres Unterrichts ließen sich in der Regel durchaus erreichen, strenge Angemessenheit als Eigenschaft κατ' ἐξοχήν des schriftlichen und mündlichen Ausdrucks ist etwas, dem man sich in unendlichem Prozesse der Annäherung entgegenbewegen, das man aber nicht erreichen kann. Wollten wir aber anderseits selbst auf alle Erwägungen über Synonyme, weil sie zu fein wären für die Schule, verzichten, wir könnten es nicht. Der Wahl des angemessenen Ausdrucks gilt ja doch stets ein großer Teil unseres Zauderns und Zögerns beim Sprechen und Schreiben; der Wahl des angemessenen Ausdrucks gilt ein großer Teil der Verbesserungen, durch welche wir stündlich unsere Schüler zum Richtigen zu bilden versuchen. Ob wir also Synonymik treiben wollen, liegt gar nicht in unserer Macht: alles treibt uns beim Unterrichten in diese Bahn. Nur dies fragt sich, bis zu welchem Grade von Bewußtsein wir die Unterschiede verwandter Wörter unseren Schülern bringen sollen.

Noch viel weniger ist zu begreifen, wie eine einigermaßen eindringliche Interpretation die Synonymik entbehren will. Auch der beste Schüler bewältigt bei seiner Vorbereitung nur die Hauptsachen. Den genauen Sinn des Gelesenen soll ihm die Erklärung in der Klasse erschließen. Dies geschieht teils dadurch, daß man das einzelne Stück im Lichte seines Zusammenhangs zeigt, teils indem man die Einzelheiten des Ausdrucks ergiebig macht. Bei seiner geringen Vertrautheit mit der fremden Sprache erfaßt der Schüler von vielem Besondern nur das höhere Genus auf. Damit bleibt er in zu weiter Entfernung von der eigentlichen Meinung des Autors stehen. Ihm das Spezielle gut gewählter Ausdrücke erklären, heißt ihn näher heranführen, heißt ihm die Sprache des Schriftstellers eindringlicher machen. Von ganz besonderer Wichtigkeit aber erscheint es, im Schüler die Fähigkeit zu erwecken Synonyme zu unterscheiden, wenn man bedenkt, wie selten nur sich die Begriffssphären entsprechender Wörter in den alten und neuen

Sprachen decken. Hierauf beruht das Unzureichende alles Übersetzens, namentlich aus dem Griechischen und Lateinischen. Nur zum Teil sind die deutschen Wörter wirkliche Äquivalente der griechischen und lateinischen, denen sie im Lexikon an die Seite gesetzt werden, besonders läßt sich fast alles, was das Geistige und Sittliche angeht, im Deutschen nur durch Synonyma wiedergeben. Wie plump wäre ein Unterricht, der von all den feineren und gröberen Unterschieden dieser Synonymik absähe, der die Schüler in dem Glauben ließe, daß sie gut übersetzend wirklich etwas dem Sinne des alten Autors durchaus Adäquates böten! Wie wenig decken sich **virtus**, **fides**, **pietas** mit dem, was ihnen im Deutschen entspricht! In Ermangelung eines durchaus angemessenen Ausdrucks greift man zu dem ähnlichen im Deutschen. Rüttelt man die Schüler aber nicht immer wieder auf, gestattet man, daß sie sich in dem bequemen Glauben festsetzen, sie hätten übersetzend in der Muttersprache treu die Gedanken eines alten Autors wiedergegeben, so wird das Übersetzen wirklich, wie Moritz Haupt zu sagen pflegte, der Tod des Verständnisses. Ist denn **humanitas** genau „Menschlichkeit", ist es auch nur immer „Humanität", oder entspricht es genau dem, was wir Bildung nennen? Steht es mit **urbanitas**, **subtilitas**, **elegantia**, **clementia**, **modestia**, **comitas** nicht ähnlich? Läßt sich auch nur **urbs** und **civitas** im Deutschen wirklich wiedergeben? Der Übersetzende darf das Gefühl unausgedrückter Reste und verschobener Begriffssphären nicht los werden; sonst wäre es ihm besser, er übte sich bloß im Lesen uud Verstehen und verzichtete auf alles Übersetzen.

Aber auch abgesehen von dem besonderen Sinne einzelner Stellen ist die Synonymik von höchster Bedeutung für das Erfassen des Altertums überhaupt. Die Unterschiede, welche die alten Ausdrücke für geistige und sittliche Verhältnisse von den unsrigen trennen, betreffen die wichtigsten Punkte der antiken Sittlichkeit und werfen, wenn richtig erfaßt, auf die Denkweise der Alten sowie auf ihre Auffassung des gesamten Lebens oft ein überraschendes Licht. Wie sie über die Natur, die Eigenschaften und Leidenschaften, die Ziele und Pflichten des Menschen dachten, haben sie ihrer Sprache, wie jedes Volk, eingebildet. Das ewig Bedeutsame und Wichtigste am Altertum läßt sich auf dem Wege synonymischer Betrachtung am bequemsten erreichen. Damit tritt der altsprachliche Unterricht aus dem Kreise des Philologischen heraus und wird psychologisch und kulturhistorisch.

Ebenso lassen sich natürlich auch aus den Sprachen der modernen Kulturvölker und aus der Muttersprache selbst durch das Vertiefen in die Unterschiede sinnverwandter Wörter Schätze der edelsten Weisheit heben. Für wen dieses Gebiet der Erkenntnis verschlossen ist, der gehört zur plebs, er sei auch wer er sei. Lafaye bezeichnet im achten Kapitel seiner langen einleitenden Abhandlung den Synonymiker als den treuen und objektiven Deuter des gesunden Menschenverstandes (interprète fidèle et désintéressé du sens commun). Diesen gesunden Menschenverstand nennt er dann den großen Meister in Sachen des Eklektizismus. Die Erleuchtungen der Philosophen verstehe er auszunutzen, ohne deren Voreingenommenheiten zu teilen. Ausführlich und klar erläutert er das an amour propre und amour de soi. Gleichwohl scheint er mir die edle Philosophie der Sprache nicht ganz richtig aus dieser Hauptquelle herzuleiten. Wenigstens müßte man das Wort Philosophie in einem von dem heute herrschenden wesentlich verschiedenen Sinne nehmen. In der eigentlichen Sprache, zu der ich die wissenschaftlichen Termini nicht rechne, befindet sich, zumal was die modernen Sprachen betrifft, nur ein geringes Quantum schulphilosophischer Weisheit, welche sich durchsickernd von den Einseitigkeiten seiner Anfänge gereinigt hätte. Faßt man den Begriff aber weiter und rechnet alle Führer geistiger Bewegungen, alle Lehrer der Menschheit, vor allem alle großen Schriftsteller und Dichter zu den Philosophen, so kann man jener Meinung schon eher beistimmen. Aber auch so ist das Geheimnis noch nicht gelöst. Auch von denen, welche nie geschrieben haben, werden viele ohne Zweifel viele Beiträge zur Weisheit der Sprache geliefert haben. Denn die Sprache ist über die Vorurteile der Menschen erhaben. Sie nimmt das Richtige und glücklich Ausgeprägte, wo sie es findet. Der Klang eines berühmten Namens allein besticht sie nicht. Sind es also auch nicht allein die Philosophen, auch nicht einmal ausschließlich die großen Schriftsteller und Dichter, durch deren Ertrag die Sprache sich bereichert und verfeinert, so sind es doch jedenfalls die hervorragenden Individuen, die „einen noch schwebenden, unbestimmten Gedankeninhalt",[1]) der vorher unsagbar war, zu benennen wußten. Am nächsten, glaube ich, kommt man der Wahrheit, wenn man sich das Treffende, Ausgeprägte und

[1]) Encyklopädie des ges. Erziehungs- u. Unterrichtswesens von K. A. Schmid. XI 718. Lazarus, Sprache.

Objektive sprachlicher Bezeichnungen nach der Analogie des Volksepos erklärt. Auch die Sprache entspringt aus den Anschauungen des gesamten Volkes, und die Namengeber sind wie die ersten Dichter jeder Sage „nur zufällige Organe der Gesamtheit".[1]) Geblieben ist dann aber nur, was in der Volksseele gleichsam einen Widerhall erweckte. Deshalb ist seit Herder oft behauptet worden, daß man aus der Sprache eines Volkes die Höhe seiner sittlichen und geistigen Bildung erkennen könne. Die Sprache des gewöhnlichen Lebens verwendet freilich nur einen Teil der angesammelten Schätze. Der ganze bedeutsame Reichtum derselben offenbart sich uns nur in den Werken der großen und der Nation gemäßen Schriftsteller, freilich nie in voller Reinheit bei einem und stets durch individuelle Zutaten etwas getrübt. Weniger zahlreich sind solche Trübungen bei den klassischen Schriftstellern der Alten als bei den Meistern der modernen Literatur, und weniger zahlreich sind sie in der gesamten klassischen französischen Prosa als selbst bei den allerbesten deutschen Schriftstellern. Synonyma der alten Sprachen kann man demnach immer in dem festen Vertrauen prüfen, daß scharfes Nachdenken zu einem reinen und klaren Resultat führen werde.

Dem Worte, daß das Beste für die Jugend gerade gut genug ist, kann man das andere gegenüberstellen, daß das Beste, wenn auch nicht für die Jugend, so doch für den Massenunterricht in öffentlichen Schulen zu schade ist. Die Grammatik ist deshalb das vorzüglichste Unterrichtsobjekt, weil sie ihren Segen kaum je ganz einbüßen kann. Die Elementargrammatik kann jeder lehren und lernen, so verschieden auch die Grade der Geschicklichkeit sind, beim Lernen wie beim Lehren, und selbst ungeschickt behandelt behält sie einen bedeutenden bildenden Wert. Anders steht es mit der Stilistik, Rhetorik und Poetik: ihr Geist verflüchtigt sich leicht, sobald man über die in positivem Lehrtone mitteilbaren Hauptsätze hinausstrebt. Auch die Synonymik ist nicht leicht zu behandeln. Kann man aber beim höheren Unterrichte auf eine Disziplin verzichten, welche das Ähnliche und doch nicht Gleiche genau unterscheiden lehrt? Sobald man über das Allergröbste hinaus ist, hat man fortwährend mit seinen Schülern Aufgaben zu bewältigen, die denen der Synonymik verwandt sind. Für wen das

[1]) Wackernagel, Poetik, Rhetorik und Stilistik. S. 58.

nur zum Teil sich Deckende ganz zusammenfällt, dessen Geist ist doch nur ein zum subalternen Gebrauche eben ausreichendes Handwerkszeug geblieben. Die Fähigkeit des synonymischen Unterscheidens gehört ja doch nicht zu dem überflüssigen Raffinement der Bildung, sondern ist eine wesentliche Eigenschaft des zur normalen Reife gelangten Denkens. Die Stilistik, Rhetorik und Poetik kann man zum Luxus einer hochgesteigerten Bildung rechnen; wer aber vorwiegend oder auch nur oft etwas ein wenig Anderes sagt als er sagen will, dessen geistige Verfassung kann doch nicht als ein Zustand normaler Reife gelten. Mag es demnach auch noch so schwer sein, die synonymischen Unterschiede mitzuteilen und zum Verständnis zu bringen, der Unterricht muß auf allen Stufen fortwährend gegen verfehlte Ausdrücke ankämpfen, die nicht genau das vom Sprechenden Gewollte wiedergeben. Mag man das Wort Synonymik aussprechen oder nicht, mag man selbst sich im synonymischen Unterscheiden geübt oder nur in einem dunkelen Drange immer den richtigen Ausdruck gesucht haben, unaufhörlich sucht man als Lehrer die unsichere Rede des Schülers ins Gerade zu rücken und auf das richtige Ziel zu lenken. Wer darauf verzichten wollte, würde doch auf die wesentlichste Aufgabe des Lehrers verzichten. So erst erfüllt sich ja das Ideal der geistigen Schulung. Wer nicht auf diesen Weg geleitet worden ist, hat doch mit den positiven Kenntnissen aus dem Gebiete der Geographie, der Geschichte, der exakten Wissenschaften nur wenig erworben. Für den Mangel an Klarheit des Denkens und Sprechens kann auch das reichste Wissen keinen Ersatz bieten.

Bedarf es nun aber eines systematischen Betriebes der Synonymik? Ist es nicht geradezu gefährlich, das Synonymisieren dem Lehrer zu empfehlen? Man muß leider gestehen, daß die Synonymik eine starke Neigung zeigt in Tüfteleien auszuarten. Ich erinnere an Prodikos, den Vater der Synonymik. Mit seinen Begriffsspaltereien macht er bei Plato die Sache erst recht unklar, und Sokrates hänselt ihn deswegen. Aber auch die heutigen Schriften über Synonymik bieten, sobald sie die sicheren Grenzen des mit ungeschärftem Blicke Erkennbaren überschreiten, des Spitzfindigen und Anfechtbaren so vieles, daß daraus ein Mißtrauen gegen die ganze Wissenschaft entstehen mußte. Bedenkt man ferner, wie ungenügend die Bedeutungsunterschiede in unsern Wörterbüchern und sogar in dem doch so sorgfältig gearbeiteten

Dictionnaire de l'Académie française angegeben sind, so kommt man fast zu der Ansicht, daß zum Synonymisieren eine nur wenigen in einem ausreichenden Grade eigene Schärfe des Denkens gehört, und daß, wer ohne eine solche natürliche Ausrüstung sich an ein so heikles Thema wagt, nur sich und andern dadurch verwirrende Unklarheiten schafft. Besser, gar kein Wegweiser als ein falscher Wegweiser; besser, gar keine Anweisungen, als unklare, das Urteil lähmende und verfinsternde Anweisungen.

Vielleicht wäre es demnach besser, das Synonymische der unbewußten Aneignung des Lernenden zu überlassen. Man kann ja doch seine Muttersprache richtig und gut sprechen lernen, ohne jemals grammatischen Unterricht genossen zu haben. Durch wunderliche Fehler, vor allem durch falsche Analogiebildungen, arbeitet sich das Kind, wenn es alle Tage richtig sprechen hört, nachahmend zur Korrektheit hindurch. Sollte es wirklich positive Belehrungen nötig haben, um sinnverwandte Wörter unterscheiden zu lernen? Die Kraft der natürlichen Anlage und unbewußten Aneignungsfähigkeit ist allerdings groß, und anderseits ist der bewußten, methodischen Aneignung nie mit Sicherheit ein erfreulicher Erfolg vorauszusagen. Aber **doctrina vim promovet insitam.** Es gibt eine Klarheit von Gottes Gnaden, die keiner künstlichen Nachhilfe bedarf, wie es auch eine natürliche Unklarheit gibt, die durch Übungen im synonymischen Unterscheiden nie zu jener Klarheit eines genau angemessenen Sprechens gebracht werden kann, sowie es auch Instrumente gibt, die stets verstimmt sind und sich sogar, während sie gestimmt werden, schon wieder verstimmen. Zwischen beiden aber liegt die große Mehrheit derer, die man durch Unterricht fördern kann, und die auch bildungsbedürftig sind. Wie mit den anderen Gegenständen des Unterrichts, ist diesen aber auch mit der Synonymik gedient. Systematisch freilich, wie die Grammatik, soll sie nicht in der Schule behandelt werden, falls man überhaupt diesem Wissenszweige gegenüber von systematischer Behandlung reden kann.

Bekanntlich ist der Vorrat von Wörtern und Wendungen, mit denen einfache Leute aus dem Volke und auch Gebildete, eine fremde Sprache sprechend, operieren, von der kläglichsten Enge. Für das zunächst zu Sagende, zumal für das die praktischen Bedürfnisse des Lebens Betreffende kommt man mit erstaunlich geringen Sprachmitteln

aus. Diesem Umkreise gehört ja überhaupt so gut wie nichts aus dem Gebiete der Synonymik an. Mit dem sinnlich Wahrnehmbaren vor allem hat diese ja nichts zu tun. Sie lehrt nicht, den Begriff des Stuhls von dem der Bank, den der Bank von dem des Sofas zu unterscheiden. Boot und Schiff, Semmel und Brot, Dolch und Degen, Strauch und Baum, Wolle und Baumwolle sind keine Synonyma. Mit dem Denken und Wollen vielmehr hat es die Synonymik zu tun. Solange dieses sich an den wichtigsten Hauptformen genügen läßt, ist kein Fehlgreifen möglich; höchstens können bei einem der Sprache Unkundigen grobe Irrtümer unterlaufen. Aber mit zunehmender Kultur spalten sich die Hauptbegriffe, und nun gilt es auch auf dem Instrumente einer künstlicheren Sprache richtig spielen zu lernen. Manche gelangen schnell darin zu einer überraschenden Sicherheit, andere lernen es nie, die meisten erst nach tastenden Versuchen. Wer über die Bedürfnisse des praktischen und geschäftlichen Lebens mit seinem Sprechen und Schreiben hinausstrebt, muß aber auch auf dem Gebiete des sinnlich nicht Wahrnehmbaren zu unterscheiden wissen. Sonst kommt über das, was er sagt, eine Unklarheit, die ebenso ärgerlich ist, wie wenn einer, vom Hunde redend, bald Fuchs, bald Wolf sagt, oder die Nachtigall mit der Drossel, den Esel mit dem Pferde, das Kalb mit der Ziege verwechselt. Wenn er bei leidlich richtigem Instinkte auch vor dem groben Fehler bewahrt bleibt, einen Teil mit einem gleichwertigen anderen Teil zu verwechseln, so wird er doch fortwährend statt des Teils das umfassendere Allgemeine setzen, wodurch seine ganze Ausdrucksweise den Charakter des nicht recht Bezeichnenden annehmen wird.

Die Synonymik gehört zu den fruchtbarsten und interessantesten Gegenständen des menschlichen Nachdenkens. Fördert sie uns doch in der menschlichsten unserer Fähigkeiten, indem sie uns geschickt macht, unserer Rede die vornehmste aller stilistischen Eigenschaften zu geben, die einer scharfen Angemessenheit. Unseres Interesses aber kann sie sicher sein, weil sie uns in dem weiten, reich bebauten, von zahllosen Wegen durchzogenen Gebiete des Geistigen und Sittlichen heimischer macht und damit dem natürlichsten Verlangen des zum Bewußtsein erwachten Menschen entspricht. Tegge sagt in seinen Studien zur lateinischen Synonymik, die Synonymik sei praktische Logik; denn die Unterscheidung sinnverwandter Begriffe sei für die Bildung des Urteils

von höchster Bedeutung. Er nennt sie die beste philosophische Propädeutik und meint, daß die Logik als besonderer Unterrichtsgegenstand ruhig wegfallen könne, wenn der Sprachunterricht besonders in Synonymik und Stilistik richtig betrieben werde.

Noch fruchtbarer aber als für die Logik ist die Synonymik für die Psychologie. Ist diese aber nicht für alle, die bei ihrer praktischen Tätigkeit nicht die menschliche Nachdenklichkeit eingebüßt haben, der Hauptgegenstand ihres Interesses? Dieser Gedanke wird von Lafaye im Schlußabschnitte der umfangreichen Einleitung zu seinem Dictionnaire des synonymes mit einer bewunderungswürdigen Klarheit ausgeführt. Eine gebildete Sprache ist ja doch eine unerschöpfliche Fundgrube der Weisheit. Im Vergleich zu dem, was wir aus ihr über die Eigenart des Volkes, das sie geschaffen hat, und über die Natur des Menschen überhaupt lernen können, ist, was aus der Breite des wirtschaftlichen und politischen Lebens, aus den Gewohnheiten und Gesetzen eines Volkes sich an Erkenntnis gewinnen läßt, etwas Farbloses, Äußerliches, wenig Bezeichnendes. Die Sprache eines Volkes bietet ein Bild seiner ganzen Lebensauffassung, seiner Art zu denken und zu empfinden. Was irgend von Bedeutung war in seinem öffentlichen und privaten Leben, hat in ihr nach Abstreifung der zufälligen Umhüllungen seine Seele zurückgelassen. Wer diese sich zum Leben zu erwecken versteht, verwandelt sich damit die Vergangenheit in eine leibhaftige Gegenwart und gewinnt dadurch ein tieferes Verständnis der Zeit und des Volkes, dem er selbst angehört, wie auch seiner eigenen Art. „Je crois véritablement," sagt Leibniz (Nouveaux essais III, 7), „que les langues sont le meilleur miroir de l'esprit humain, et qu'une analyse exacte de la signification des mots ferait mieux connaître que toute autre chose les opérations de l'entendement."

In den Wortausprägungen einer Sprache sind zahllose Urteile über alle Zustände und Regungen des menschlichen Inneren fest geworden. Das Volk selbst in seiner Gesamtheit hat sie nicht geschaffen, sondern hervorragende Einzelne, die dem allgemeinen Sehnen Dolmetscher geworden sind. Aber nur selten sind die Erzeugnisse der individuellen Auffassung direkt zum allgemeinen Sprachgut geworden. Durch vieler Sinn hindurchgehend, haben die Gedanken und die Ausprägungen von Gedanken ihre schroffe Eigenart und ihr fehlerhaftes Zuviel abgestreift.

Durch eine Art von unbewußter kritischer Bearbeitung sind sie so zu Zeugnissen für die Denkart des Volkes geworden. Bisweilen hat der Zufall dabei eine Rolle gespielt: manches Schiefe und Nichtssagende ist erhalten geblieben, z. B. die classici scriptores des Gellius, während manche glückliche Sprachschöpfung einer unverdienten Vergessenheit anheimgefallen ist. Aber im ganzen trägt die Sprache eines zur Menschlichkeit erwachten Volkes den Charakter einer wohltemperierten Weisheit, über die es den einzelnen wohl hinausdrängt, bei der er aber gut tun wird, sich immer wieder Rat zu holen, um auf einsamen Seitenwegen nicht die Richtung zu verlieren. Alle die Begriffsspaltungen einer Sprache sind nun doch dem mehr oder weniger klaren Gefühl von der Unzulänglichkeit der vorhandenen Sprachmittel entsprungen. Auch das Verlangen das oft Gesagte etwas anders zu sagen mag oft einen parallelen Ausdruck haben entstehen lassen; aber das als überflüssig Erkannte suchte man dann bald nützlich zu verwenden, und das Verlangen einen solchen Ausdruck passend unterzubringen hat nicht selten dem spähenden Blicke wirkliche Lücken des Sprachgebrauchs enthüllt.

Es gibt nun kaum eine für die Aufhellung unseres Inneren ersprießlichere Tätigkeit, als wenn man die Bezeichnungen für das nahe Verwandte sich zusammenstellt und sich das, was sie doch trennt, zum Bewußtsein zu bringen sucht. Eine reicher fließende Quelle echt menschlicher und auch pädagogisch wertvoller Erkenntnis möchte schwer zu finden sein. Lafaye gibt mit Hilfe der Synonymik an der angegebenen Stelle eine psychologische Musterlektion. Jede Unterrichtsstunde gibt zu solchen und ähnlichen Betrachtungen die ungesuchte Veranlassung. Dabei bietet die Synonymik Stoff für jede Entwickelungsstufe. Unter den verwandten Begriffen, die sie zu sondern lehrt, sind solche, die auch von einem ungeübten Auge erkannt werden können; die meisten haben ausreichend scharfe Umrisse, verlangen aber doch ein scharfes Hinsehen; endlich gibt es eine dritte Klasse, für welche die ganze Feinheit eines geübten Kopfes nötig ist. Diese letzteren werden im Unterrichte nur ausnahmsweise erörtert werden. Nebenbei sei bemerkt, daß die moderne Sprache in ihrer letzten Form in synonymischer Hinsicht von einem, so zu sagen, maßlosen Reichtum ist, während das Griechische und Lateinische sich an Ausprägungen genügen lassen, die eine gewisse Größe haben und deren scharfe Betrachtung deshalb einen hervorragenden pädagogischen Wert hat. Auch hier zeigt es sich wieder,

daß die alten Sprachen der beste propädeutische Kursus der Menschlichkeit sind. Sehr gewinnbringend ist es auch, mit Hilfe der Synonymik sich und anderen die psychologischen Lücken früherer Betrachtungsweisen zum Bewußtsein zu bringen, die Späteren richtig auszufüllen offenbar geglückt ist. Wie oft redet Aristoteles in der Nikomachischen Ethik von einer Tugend oder einem Fehler, für die im Griechischen das Wort fehlt, die aber in den modernen Sprachen einen entsprechenden Ausdruck gefunden hat, ohne daß man auf die Autorität des Aristoteles nach einem solchen gesucht hätte. Wie viel Abstrakta fehlen dem Lateinischen! Wie vielerlei in der modernen Sprache scharf Geschiedenes wird von den Römern durch ein weites, oft viel zu weites Wort wiedergegeben, in welchem der Gedanke dann einherschreitet wie Georg im Götz in der Rüstung eines Großen! Man denke nur an ratio, consilium, oratio, opinio, iudicium. Aus Nägelsbachs Stilistik kann man lernen, wie mannigfaltige und instruktive Übersetzungsschwierigkeiten aus diesem Unterschiede der beiden Sprachen erwachsen. Wie einfach ist die Psychologie Homers! Sie ähnelt einem Bebauungsplan des menschlichen Innern, in welchem kaum alle Hauptlinien gezogen sind. Die Sprache des neunzehnten Jahrhunderts anderseits ist überreich an allenfalls noch berechtigten, wie auch an überflüssigen Spaltungen. Selbst dem Denkkräftigsten wird beim kritischen Unterscheiden dieser ineinander übergehenden Begriffe oft um Kopf und Busen bange.[1]) Wer vorher sich nicht auf einem übersichtlicheren Gebiete getummelt hat, wird sich in dem endlosen Geäder dieser Wege und Fußpfade schwerlich zurecht finden.

Unter den modernen Sprachen hat keine so klare synonymische Ausprägungen aufzuweisen wie die französische. Im neunzehnten Jahrhundert freilich hat auch sie, in dem Bestreben Versäumtes nachzuholen, die Grenzen überschritten, und bisweilen, ihrer Art und Anlage untreu werdend, schwelgt sie jetzt in einem unverarbeiteten Reichtum. Während der beiden vorhergehenden Jahrhunderte aber zeigt sie, freilich unter Zurückdrängung aller kühneren poetischen Regungen, die peinlichste Angemessenheit und die höchste synonymische Klarheit des Ausdruckes. Dem modernen Menschen, dem vornehm klingende Unklarheit fast zum

[1]) Ich verweise auf Münchs Vermischte Aufsätze „Englische Synonymik als Unterrichtsgegenstand“ und aus desselben Didaktikers „Über Menschenart und Jugendbildung“ auf den Aufsatz „Zur Charakteristik der englischen Sprache“.

Bedürfnis geworden ist, erscheint das oft wie eine naive Überklarheit, eine Empfindung übrigens, die ihn auch dem klassischen antiken Prosastile gegenüber beschleicht; aber es möchte doch allen, denen es Ernst ist mit ihrer Ausbildung, zu raten sein, sich aus dem modernen Nebelreiche immer wieder, von Zeit zu Zeit wenigstens, in das naive Altertum und in die klassische französische Prosa der beiden genannten Jahrhunderte zu flüchten. Das ist dem Geist ebenso heilsam wie einem durch die Unnatur einer spezifisch modernen Lebensweise verschwemmten Körper in gewissen Zwischenräumen eine Kur in Kissingen oder Marienbad. Niemals wieder sind Schriftsteller so unermüdlich bemüht gewesen, für ihre Gedanken eine genau angemessene Form zu finden wie die französischen während jener Zeit. Ne dire que ce qu'il faut et de la manière dont il faut, schreibt Voltaire in der Einleitung zum Brutus, voilà un mérite dont les écrivains de notre nation ont plus approché que ceux d'aucune autre. Voltaires Commentaires sur Corneille können eine Vorstellung davon gewähren, wie fein man sinnverwandte Wörter abwog, um aus der Fülle der sich darbietenden das angemessenste zu finden. Wem dieser Trieb nicht in unausrottbarer Stärke innewohnt, oder wem er nicht durch passende Anweisungen und Übungen während der Jahre seiner geistigen Entwickelung gestärkt worden ist, der wird nie dahin gelangen, schreibend oder sprechend höheren und durchaus berechtigten Ansprüchen zu genügen. Die gute, echt französische Prosa hat in dieser Hinsicht einen ganz hervorragenden bildenden Wert: sie steht in der glücklichen Mitte zwischen der synonymischen Einfachheit der Alten und der unverarbeiteten und verwirrenden Überfülle der spezifisch Modernen.

Zu den wesentlichen Eigenschaften eines Unterrichtsgegenstandes gehört nun freilich diese, daß er nach einer nicht zu schwer zu erwerbenden Methode mit sicherer Aussicht des Gelingens zu behandeln sei. Wenn man nun bedenkt, daß ihrer Zeit die Lehrpläne von einem obligatorischen Unterrichte in der philosophischen Propädeutik absahen, weil es nicht möglich schien, einen für diesen Unterricht geeigneten Lehrer an jeder Anstalt zu haben, so scheint für die Synonymik auf der Schule erst recht keine Stätte zu hoffen. Erstens würde nicht ein Lehrer für eine ganze Anstalt genügen, weil ja doch der ganze Sprachunterricht auf allen Stufen mit synonymischen Abwägungen durchwebt werden müßte. Sodann stellt die angewandte Logik und Psychologie

der Synonymik an den Lehrer weit höhere Anforderungen als die Übermittelung einiger logischen und psychologischen Hauptgesetze, wie sie im allgemeinen für den Unterricht in der philosophischen Propädeutik als ausreichend erachtet wird. Ich meine, daß solchen Bedenken eine zu geringe Meinung von der Durchschnittsbefähigung unserer Lehrer zu Grunde liegt. Es ist mir immer unverständlich gewesen, daß man es für unmöglich hielt, für die Mitteilung so harmloser und der ganz elementaren Mathematik übrigens verwandter Sachen, wie die damals überall als philosophische Propädeutik geltenden, an jedem Gymnasium auch nur einen geeigneten Lehrer zu finden. Wer dergleichen nicht erörtern konnte, war überhaupt für den Beruf des Lehrers entweder nicht ausreichend befähigt oder nicht ausreichend vorbereitet. Dasselbe möchte ich denen antworten, die in dem Synonymisieren eine Aufgabe erblicken, die die Durchschnittsbefähigung des Lehrers übersteigt. Was für die Klärung des menschlichen Bewußtseins von solcher Bedeutung ist, dafür wird auch in jedem normalen Menschen ein ausreichendes Verständnis vorhanden sein. Es liegt übrigens in der Natur des Synonymischen, daß solche Belehrungen gelegentliche sein werden. Wer kann den Interpreten von der Verpflichtung freisprechen, scharf den Sinn der zu erklärenden Stelle zu erfassen? Bei diesen Bemühungen wird er von selbst in das Gebiet der Synonymik gezogen. Es wird sich ihm bald ein Kreis hervorragend bezeichnender Begriffe bilden, den er öfter zu durchlaufen Gelegenheit findet, den er dann mit wachsender Feinheit behandelt, den er durch neue Angliederungen immer ergiebiger zu machen versteht. Wie kann das die Kraft eines denkenden Menschen übersteigen? Die Synonymik läßt sich überdies weder erschöpfen noch in ein System zwängen. Aufgabe der Schule wird es demnach sein, durch Behandlung einer gewissen, nicht zu dürftig bemessenen Anzahl recht sprechender Synonymen, die im Zentrum des psychologischen Interesses liegen, den Sinn und die Fähigkeit des synonymischen Unterscheidens zu stärken und den Schüler so zu einer klareren und feineren Denkweise zu erziehen. Auch hier kommt es nicht sowohl auf Übermittelung eines an sich interessanten Lernstoffes an, vielmehr darauf, die Organe des Erfassens elastischer und im sicheren Angreifen geübter zu machen. Das will auch die Grammatik. Die Synonymik aber fügt dazu den höheren und feineren Kursus.

Was die Praxis der Schule betrifft, so reicht die Zeit, welche wir der Synonymik als einem Elemente der Interpretation widmen können, nicht aus, den Schüler dahin zu bringen, daß er in unanfechtbaren Definitionen verwandte Begriffe scheiden kann. Wären diese Definitionen übrigens auswendig gelernte, so würden sie keinen großen Wert haben; in der Schnelligkeit des Augenblicks aber, gefragt, von innen heraus das Gewußte Form gewinnen zu lassen wird auch den guten Schülern schon so schwer hinsichtlich der gewöhnlichen Objekte des Unterrichts, daß man für die Feinheiten der Synonymik erst recht keine tadellos präzise Definitionen erwarten darf. Viel wichtiger als das Sagenkönnen ist aber auch hier das Findenkönnen. Ein Lehrer übrigens, der selbst sich im Auseinanderhalten des Ähnlichen geübt hat, wird ohne lange Digressionen und ohne viel zerstreuenden Lärm von der Sache zu machen, die Rechte der Synonymik einzutreiben verstehen. Die ersprießlichste Präparation aber für ihn ist diese, wenn er, durch kein Dazwischenreden Überflüssiges Anmerkender gestört, sich in die Worte des Autors vertieft und verliert, alles Einzelne fein erwägend, auf alle Nuancen aufmerksam und zum Schluß das Ganze überschauend. Aus solchen Präparationen heraus wird er bald glücklichere und treffendere Erklärungen für die synonymischen Unterschiede an richtiger Stelle zu treffen wissen, als wenn er sich aus einem Haufen herumgelagerter Bücher auf synonymische Anmerkungen präpariert. Man gewöhne sich die Fähigkeit das Ähnliche und doch nicht Gleiche zu unterscheiden als Vorbedingung alles klaren Denkens, alles klaren Sprechens, alles klaren Schreibens, alles scharfen Erfassens fremder Gedanken zu betrachten, und man wird ihr auf der Schule ihr volles Recht zu teil werden lassen, ohne durch übermethodische Unmethode ihren Segen den Schülern in Unsegen zu verkehren.

---

8. Über Ziel, Auswahl und Einrichtung der Horaz-lektüre.

Der nachfolgende Aufsatz knüpft an eine Schrift von Steiner[1]) an, die trotz ihres geringen Umfanges bei ihrem Erscheinen als sehr bedeutend begrüßt wurde. Man kann wohl sagen, daß sie in der reich fließenden pädagogischen Horazliteratur Epoche gemacht hat. Im allgemeinen sind denn auch die vom Verfasser aufgestellten Gesichtspunkte bei der Auswahl und Behandlung des Horaz in der Schule maßgebend gewesen. Nicht als ob so gar viele von denen, die diesen Dichter vor Schülern zu erklären haben, sich direkt durch Steiners Betrachtungen hätten leiten lassen. Höchstens kann man das von den Lehrern in Österreich sagen. Bei uns ist die Aufmerksamkeit der für die hier behandelte Frage Interessierten doch bald wieder auf anderes abgeleitet worden. Man muß gleichwohl eingestehen, daß Steiners Schrift von einer typischen Bedeutsamkeit ist. Sie sucht Prinzipien zu gewinnen und gibt den schwankenden Gedanken ernster und wohlmeinender Schulpädagogen einen klaren Ausdruck. Es verlohnt sich also auch heute, auf sie hinzuweisen und die Irrtümer, die sich dem Richtigen darin beimischen, klar aufzudecken.

Der Lektüre der Dichter im allgemeinen und der Horazlektüre im besonderen will diese Schrift ein Ziel setzen. Was nicht einen solchen zielbewußten Gang einhalte, bleibe nicht nur ohne Nutzen, sondern bringe vielmehr Nachteile und Gefahren. Das Ziel der poetischen Lektüre nun setzt der Verfasser in die hervorragende Förderung der ästhetisch-ethischen Bildung. Der schöne Ideengehalt

[1]) J. Steiner, Über Ziel, Auswahl und Einrichtung der Horaz-Lektüre. Ein Beitrag zur Methodik der altklassischen Lektüre.

berge den sittlich-guten notwendig in sich. Auf die Erkenntnis also nicht bloß, sondern auch auf den Willen werde die richtig betriebene poetische Lektüre wirken. Wie die Lektüre des Horaz zu solchem erziehendem Einfluß gebracht werden könne, das ist es, was diese Schrift untersuchen will. Der Kern von der dichterischen Persönlichkeit des Horaz sei in dem reichen ethischen Gehalte zu suchen, welchen seine Dichtungen in anmutiger, harmonischer Gewandung böten, in der Fülle gesunder Lebensanschauungen und echter Lebensweisheit. Deshalb sei gerade er derjenige römische Dichter, welcher uns über die Schulzeit hinaus ein treuer Lebensgefährte bleibe, der uns ermuntere, warne, mit uns lache, uns tröste, leeren Schein, Trug und Torheit der Welt, ihre eitlen, nichtigen Bestrebungen und eingebildeten Güter aufdecke und die wahren, unvergänglichen Güter des Lebens vor Augen halte. Diesen Kern zu erschließen sei Aufgabe der Horazlektüre.

Da die Zeit für das Ganze nicht ausreiche, müsse eine Auswahl des Wertvollsten, Wichtigsten und Reinsten getroffen werden. Einen Dichter, für den man die Jugend recht gewinnen wolle, müsse man ihr zunächst nur nach seinen besten und edelsten Seiten zeigen. Fern zu halten von der Schule seien, als dem Ziele einer idealen Bildung hinderlich, die meisten sympotischen und erotischen Lieder des Horaz und manche anderer Gattung, die bedenkliche Anspielungen erotischer Natur enthalten. Es folgt nun eine Liste von 35 Oden, die entweder ganz der Liebe oder dem Wein geweiht sind oder doch in anstößiger Weise darauf hindeuten. Von einigen darunter (II 9 Non semper imbres, II 11 Quid bellicosus Cantaber) trennt sich der Verfasser nur ungern. Auch II 12 Nolis longa ferae findet er ausgezeichnet wegen der plastischen Zeichnung des Liebesspiels; aber für die Schullektüre sei es wegen dum flagrantia detorquet ad oscula nicht geeignet. III 9 dagegen (Donec gratus eram tibi) hat sich mit siegreicher Gewalt behauptet.

Von der Schule ferngehalten werden soll ferner alles weniger Wichtige, weniger Wertvolle. Zu dieser Gattung rechnet er unter anderem I 26 Musis amicus. Ebenso seien Gedichte auszuschließen, deren Gedankeninhalt unseren Dichter nicht in edler, freier Humanität erscheinen ließe (I 21). Von den Epoden könnten nur wenige in der Schule gelesen werden.

Auch die Satiren müsse der Schüler an ausgewählten Mustern

kennen lernen; jedoch seien diejenigen auszuscheiden, welche ohne gewisse literarische und philosophische Vorkenntnisse, die der jugendliche Leser noch nicht erworben haben könne oder ohne Vertrautheit mit dem Wesen der Horazischen Satire nicht völlig verstanden werden könnten. Dahin gehören auch I 4. 10; II 1. 3. 7. Ebenso ist aus den Episteln auszuscheiden das weniger Wichtige (I 3. 8. 9. 12), das Unbedeutende (I 4. 5. 13. 20), das auf besondere Lebensverhältnisse Berechnete (I 17. 18), das auf die literarischen Zustände jener Zeit Bezügliche (I 19. II 1). Mit besonderer Wärme wird die berühmte dritte Epistel des zweiten Buches empfohlen. Es sei eine Ehrenaufgabe der Abiturienten, schließlich mit dem Studium dieser ihre Horazlektüre zu krönen.

Was auf diese Weise übrig bleibe, sei aber immer noch zu umfangreich, um ganz bewältigt werden zu können. Wenigstens unter den 64 in die Auswahl aufgenommenen Oden müsse es zu einer engeren Wahl kommen. Und zwar seien dem Inhalt nach verwandte Lieder in so ausgiebiger Zahl und solcher Auswahl den Schülern vorzulegen, daß diese von der Dichterpersönlichkeit des Horaz nach den hauptsächlichen Eigentümlichkeiten seiner Welt- und Lebensanschauung, seines Fühlens und Denkens ein scharfes, klares, bleibendes Bild gewinnen könnten.

Was die Anordnung der Oden betrifft, so will der Verfasser nicht gerade behaupten, daß sie zufällig zusammengestellt seien; doch sei kein leitender Faden für die bunte Mannigfaltigkeit der behandelten Motive herauszufinden. Jedenfalls aber beruhe die Zusammenstellung nicht auf einem notwendigen inneren und durch die Verwandtschaft der Grundgedanken bedingten Zusammenhang der einzelnen Lieder. Die Hauptaufgabe der Horazlektüre anderseits, welche in einer klaren, tief eindringenden, allseitigen Erfassung der geistigen, sittlichen und künstlerischen Persönlichkeit des Dichters zu suchen sei, gestatte nicht mit unseren Schülern die Oden in der von alters her überlieferten Ordnung zu lesen. Um dieses Ziel zu erreichen, müssen die Einzelheiten in ihrem Zusammenhange, in ihrer wechselseitigen Beziehung und Bedeutung eindringender Betrachtung unterzogen werden. Nicht einzelne Gedichte des Horaz, sondern den Horaz selbst solle der Schüler kennen und lieben lernen. Man suche also seine Oden in einen inneren, aus ihrem Ideengehalt entspringenden, organischen Zusammenhang zu bringen.

Eine tiefere Berechtigung sei vor allem deshalb dem chronologisch-genetischen Wege bei der Lektüre des Horaz abzusprechen, weil seine Gedichte nicht das Bild einer sich allmählich entwickelnden, durch Verstimmungen und Seelenkämpfe sich zur Ruhe und Vollendung emporarbeitenden, sondern vielmehr einer in sich fertigen, harmonischen Persönlichkeit böten. Auch genüge es nicht, die Horazischen Lieder nach Kategorieen zu lesen. Diese Gruppen selbst dürfen nicht als unvermittelte und unverbundene Einzelheiten nebeneinander stehen bleiben. Die tiefer liegenden, inneren Beziehungen der einzelnen Gruppen selbst müsse man zu erfassen suchen. Die Bedingungen des Berufes, des Ortes seien zu prüfen, sein Verhältnis zu den Mitmenschen, zum Staate, zur Religion und Kunst zu erforschen. Denn auf diesen ineinander übergehenden Bahnen gelange jeder denkende und tätige Mann zu einer eigenartigen geistigen und sittlichen Persönlichkeit. Zum Schluß folgt nach den gewonnenen Gesichtspunkten in gedrängter Kürze ein Bild von der dichterischen Persönlichkeit des Horaz, aus welchem ersichtlich ist, in welcher Ordnung der Verfasser die oben ausgewählten Lieder gelesen wissen will. Die Satiren und Episteln sollen diesen Stoff ergänzen und erweitern, erläutern und beleuchten. Endlich sollen vor allem die Episteln den Dichter auf der Höhe philosophischer Weltanschauung angekommen zeigen, wie er fern von dem lärmenden Treiben der Weltstadt in ländlicher Zurückgezogenheit, erhaben über alles leidenschaftliche Streben nach vergänglichen Gütern, das ganze Leben in seinen bunten Erscheinungen betrachtet. Für den Schluß will der Verfasser die politischen Lieder aufbewahren, welche dem natürlichen Sinne und Geschmacke der Jugend am fernsten lägen.

Alles dies ist klug erdacht und hängt gut zusammen. Wollte ich der einzelnen ausgeschlossenen Oden, Satiren und Episteln wegen mich mit dem Verf. meine Ansicht begründend auseinandersetzen, so müßte ich auf diese Broschüre mit einem Buche antworten.[1]) Ich

[1]) So schrieb ich damals in einer Recension dieser Schrift. Der nachfolgenden Skizze habe ich wirklich einige Jahre später in zwei Büchern über Horaz eine reiche Ausführung gegeben. Das eine, deutsch geschriebene, ist betitelt: Horaz. Seine Bedeutung für das Unterrichtsziel des Gymnasiums und die Prinzipten seiner Schulerklärung (Berlin, Weidmann), das andere, lateinisch geschriebene: Loci disputationis Horatianae ad discipulorum

begnüge mich daher an dieser Stelle seine Prinzipien zu prüfen. Vor allem sei der Entschiedenheit ein gebührendes Lob gespendet, mit welcher der Verf. die Lieblingsprobleme der Fachwissenschaft als für das Wesentliche an Horaz sehr unwesentlich von der Schulinterpretation ausschließt. Wer vermag es zu leugnen, daß der viel gelesene, ja auf der Schule wie auf der Universität in den engsten Kreis des zu Lesenden aufgenommene, der ohne Unterlaß interpretierte und emendierte Horaz mit zu vielem überflüssigem Gepäck an seine heutigen Leser herantritt? Die Schwierigkeiten seiner Erklärung schienen mit der Zahl seiner Erklärer zu wachsen, und es gehört eine kräftige und etwas rücksichtslose Natur dazu, sich durch diesen Haufen aufgestapelter Bemerkungen bis zu Horaz selbst Bahn zu machen. In all diesen Ausgaben steckt soviel treuer Fleiß, so gewissenhafte Sorgfalt. Gleichwohl muß sich jeder, der seine philologischen Gewohnheiten für einen Augenblick vergessen und unbefangen die höchsten Zwecke der Schriftstellererklärung bei sich in Erwägung zieht, diese beiden Fragen vorlegen: „Ist das alles zum Verständnis notwendig?“ „Ist damit anderseits allen Schwierigkeiten des Verständnisses begegnet?“ Ich möchte die erklärende Horazausgabe sehen, welche nicht nach Ausscheidung aller die Erklärung durchaus nicht fördernden Bemerkungen um ein beträchtliches zusammenschrumpfen würde. Anderseits möchte ich die sehen, welche dem, was das Wichtigste ist, nämlich den Zugang zu eröffnen zu den im Innern treibenden Kräften des Autors, von welchen seine Dichtungen die sichtbar gewordene Erscheinung sind, auch nur von ferne die liebevolle Ausführlichkeit widmet, mit welcher man an anderen Stellen offenbare Quisquilien behandelt sieht. Mit höchstem Nachdruck weist der Verf. auf die Aufgabe hin, unsere Schüler mit Horaz selbst bekannt zu machen, nicht durch Erörterungen über Gleichgültiges sie im Verstehen des Wichtigen zu hemmen und zu stören. Ein jedes Gedicht ist ein Gelegenheitsgedicht, eine jede Schrift eine Gelegenheitsschrift. Ist aber nicht, frage ich, zwischen der inneren zwingenden Notwendigkeit einer Handlung, eines Entschlusses

---

usus collecti brevibusque commentariis illustrati (Berlin, Weidmann) Ein Bild von der menschlichen und dichterischen Individualität des Horaz bietet auch die umfangreiche Einleitung, die ich der von mir bearbeiteten Ausgabe der Oden und Epoden des Horaz von C. Nauck (Leipzig, Teubner) vorausgeschickt habe

und zwischen einer Veranlassung zu unterscheiden, welche Folgen gehabt hat, die in keinem rechten Verhältnis zu ihrer eigenen Bedeutsamkeit scheinen? Von den hundert Bedingungen eines Ereignisses liegen vielleicht neunundneunzig seit langem bereit. Da tritt die fehlende hundertste hinzu, und mit einem Schlage wird etwas Wirkliches, sei es nun eine Tat, sei es eine Leistung im Gebiete der Wissenschaft oder der Kunst. So lagen auch in der Seele des Horaz viele Gedichte prädestiniert. Ihm war bestimmt, die Liebe, die Freundschaft, den Wein, die ruhige Seligkeit einer bescheidenen, vom nichtigen Glanze entfernten Lebenslage zu schildern. Bei tausend Gelegenheiten waren ihm Eindrücke gekommen, welche sich später zu einem Lobe des Landlebens, zu Spott über die unersättliche Gier der Menschen, zum Lobe des Augustus, zur Verherrlichung des Dichterglückes gestalten sollten. Die letzte Veranlassung, welche das Bereitliegende und Langsamgereifte hervortrieb, ist eine einzelne aus einem Heere von treibenden Kräften. Wäre nicht längst in seinem Innern dieses oder jenes Gedicht vorgebildet gewesen, so würden tausend dieser letzten ähnliche Gelegenheiten es nicht hervorgetrieben haben. Es heißt nun die ganze Tätigkeit des Dichters aus einem falschen Augenpunkte betrachten, ja es heißt unwürdig von der Poesie denken, wenn man jene zeitlich letzte Ursache, welche für Gedanken und Empfindungen oft nur eine äußere Veranlassung war aus dem Dunkel der Seele herauszutreten, einer ausschließlichen und schon deshalb übertriebenen Aufmerksamkeit würdigt.

Es ist richtig, daß jedes wahre Gedicht Selbsterlebtes bieten muß. L'art ne fait que des vers, le coeur seul est poète. Doch darf man den Begriff der Gelegenheitspoesie nicht zu eng fassen. Goethe selbst erinnert daran, daß der wahre Dichter gewöhnlich aus geringen Veranlassungen etwas Bedeutendes zu machen wisse. Die Methode aus seinen Gedichten das Leben eines Dichters zu konstruieren, ist gefährlich; ja man darf behaupten, daß eine methodische Lösung einer solchen Aufgabe überhaupt nicht möglich ist, und daß es das Wesen des dichterischen Hervorbringens verkennen heißt, wenn man ein lyrisches Gedicht als die genau entsprechende, poetische Illustration eines wirklichen Vorganges ansieht. Die Sache, denke ich, verhält sich vielmehr so. Vielerlei Empfindungen, Bilder, Gedanken, die unentdeckbaren und ihm selbst nicht vollständig bekannten Quellen seiner äußeren und inneren Erfahrungen entstammen, sehnen sich in der

Seele des Dichters nach Ausdruck und Gestaltung. Ist etwas in ihm dann reif geworden, so genügt die leiseste Berührung mit der Wirklichkeit, um es ausströmen zu lassen. Dabei ist aber zu bemerken, daß die Schöpfung des Dichters weder immer der ganzen Breite dieses wirklichen Vorganges entspricht, noch auch immer die Seele dieses Vorganges im verdeutlichenden Spiegel der Poesie zeigt. Eine Berührung an einem wenig bemerkenswerten Punkte ist ausreichend, um Dichtungen entstehen zu lassen, die ganz unabhängig von jenem wirklichen Vorgange ewige Bedeutung haben. Unter den Dichtungen, die um Übereinstimmung mit wirklichen Vorgängen bemüht gewesen sind, finden sich nur wenige von dauerndem Werte. Die Phantasie ist die freigeborene Tochter Jovis. Soll der Dichter die Klötze der materiellen Wirklichkeit nachschleppen, so kann er nichts schaffen, quod et hunc in annum vivat et plures.

Mit Recht verlangt der Verf., daß wir auf dem Gymnasium nicht Zeit und Kraft durch Nebensachen bei der Erklärung zersplittern. Auch das Hauptziel, das er steckt, hinzuarbeiten auf eine allseitige Erfassung der geistigen, sittlichen und künstlerischen Persönlichkeit des Dichters, verdient in dieser Allgemeinheit durchaus unsere Billigung. Im einzelnen freilich entstehen mir Bedenken. Vor allem muß ich erklären, daß mir das Bild von Horaz, welches der Verfasser seinen Schülern vor die Seele führen will, unvollständig scheint, und, was mehr sagen will, daß diesem Bilde wesentliche, für das Verständnis des Ganzen durchaus notwendige Züge fehlen. Ein Schüler, den man durch die Ausscheidung jener fünfunddreißig Oden fast alles verschließt, was Horaz von der Liebe und dem Weine gesungen hat, kennt nicht nur die schönsten Lieder des Horaz nicht, sondern kennt auch gar nicht die Horazische Weltanschauung, deren Klarlegung doch dem Verf. das letzte Ziel der Schulerklärung ist. Grundsätzlich, sagt er, dürfe der Jugend nur das Reinste geboten werden. Wegen dieses Mangels an Reinheit schließt sie der Verf. aus, obgleich er vielleicht selbst eingesteht, daß sich Horaz' Dichterpersönlichkeit sowie seine ganze Denkweise nicht klar erfassen läßt, wenn man ihn nicht auch von Liebe und Wein singen hört. In diesem Sinne hat die vorliegende Schrift, der sonst jeder wegen der Klarheit und scharfen Durchführung ihres Gedankens Beifall zollen wird, eine Ergänzung nötig, wie ich sie hiermit ihr zu geben versuchen will.

Zweierlei sei vorausbemerkt. Die Ausschreitungen antiker Sinnlichkeit wird jeder von der Phantasie des Schülers fernhalten und demnach das wenige, was bei Horaz in dieser Hinsicht beleidigt, aus der Schule verbannen. Doch ist es falsch, diesen Dichter als einen Repräsentanten des sinkenden Altertums aufzufassen. Er ist durch und durch gesund, und im allgemeinen ist seine Sinnlichkeit unserer Jugend nicht gefährlicher als die Homers. Die raffinierte Kultur seiner Zeit trübt ihm nicht den Blick. Mit dem Auge eines echten Griechen schaut er die reine und unverfälschte Menschennatur. Zu der höchsten Aufgabe, welcher Dichter und Philosophen nachstreben, diese Natur zu deuten, hat er, von glücklichen Anlagen unterstützt und griechischen Vorbildern nachahmend, einen reichen und gewinnenden Beitrag geliefert. In fast allen seinen Liebesscenen lebt die natürliche Sinnlichkeit des Altertums, über welche man nicht mit dem Schüler zu reflektieren braucht, die er aber, ich behaupte es kühn, mit Vorteil für seine geistige wie für seine sittliche Entwickelung aus Horaz gerade, auf der obersten Stufe des Gymnasiums angelangt, kennen lernen wird. Sodann mache ich im voraus darauf aufmerksam, daß die vom Verf. als unrein ausgewiesene sympotische und erotische Poesie des Horaz eine religiöse Poesie ist.

Horaz, behaupte ich, war kein Sklave der Sinnlichkeit, sondern zeigt ein vollendetes Beispiel antiker Empfindungsweise, voll Frische, Leben, schuldunbewußter Naivität und allen Verschleierungen abholder Wahrhaftigkeit. Wohin die eigentliche Tendenz des Altertums im Moralischen und Intellektuellen führte, kann man aus wenigen, mit bestimmten Umrissen vor uns stehenden Charakteren der Alten so gut lernen wie aus dem des Horaz. Die deutlichen Kriterien des Verfalls fehlen bei ihm, obgleich es nicht durchaus an Andeutungen des Verfalls fehlt. Nur was hierhin zielt, darf aus der Schule verbannt werden; soweit sich in ihm aber wesentliche Seiten der gesamten antiken Kultur offenbaren, verdient er auf der Schule eine hingebende Berücksichtigung. Oder gehört nicht auch dies zu den Zielen des klassischen Unterrichts, daß ein im Wesentlichen leidlich vollständiges Bild des antiken Kulturideals den Höherstrebenden mit ins Leben gegeben werde, damit sie aus dessen Gegensatze das moderne Kulturideal würdigen und verstehen lernen, zugleich aber auch fähig werden, einseitigen Tendenzen ihres Jahrhunderts erfolgreich zu widerstehen?

Ovids erotische Poesie birgt ein Gift in sich und muß deshalb unseren Schülern verschlossen bleiben; von den Liebesgedichten des Horaz aber, wenn man von wenigen offenbar zu eliminierenden absieht, kann man das so wenig sagen, daß man ihnen vielmehr, wenn sie richtig erklärt werden, eine den unentrinnbaren Gefahren moderner Liebespoesie vorbauende Wirkung nachrühmen darf.

Nach der idealisierenden und metaphysischen Kultur, welche die modernen Menschen lange Jahrhunderte hindurch diesem Triebe haben zu teil werden lassen, hält es für die einfacher empfindenden und aller Gefühlsmystik abgeneigten alten Dichter zunächst sehr schwer, sich selbst mit ihren glücklichsten Behandlungen dieses Themas zur Geltung zu bringen, und es dauert lange, ehe man ihre einfache Wahrheit auch auf diesem Gebiete würdigen lernt. Wer wird leugnen, daß erst die Häupter der modernen Dichtung diesem Objekte, welches ihr das Objekt κατ᾽ ἐξοχὴν ist, gerecht geworden sind? Das sind die Ehrentitel unserer Poesie. Die Gemütstiefe, die weihevolle Erhabenheit und göttliche Schwärmerei, die sie dabei entfaltet hat, berechtigt sie, mit stolzem Selbstbewußtsein ihre Eigenart der unerreichbaren Plastik und Naturwahrheit der alten Poesie gegenüberzustellen. Vor Ausschreitungen solcher Schwärmerei aber bewahrt am sichersten die Erinnerung an das Altertum, welches auch in dieser Hinsicht glücklich und vielseitig von Horaz repräsentiert wird.

Ich will nicht die einzelnen Stellen bei Horaz, denen der unverkennbare Stempel gemütvoller Zartheit aufgeprägt ist, sophistisch ausnutzen, um seine Liebespoesie in einem unserer heutigen Empfindungsweise angenehmeren Lichte erscheinen lassen; aber es verlohnt sich, auf diese gleichfalls vom Verf. ausgeschiedenen Gedichte hinzuweisen, damit daraus ersichtlich werde, wie schwer er in dieser Hinsicht zu erweichen ist. Auch Horaz preist die hohe, d. h. geistige Seligkeit einer beständigen Liebe, die beide mit unzerreißbaren Banden aneinanderknüpft und durch keinen Zank je getrübt bis zum letztem Atemzuge fortdauert (I 13, 17). Wie zart klingt die Rede der mitleidigen Hypermnestra (III 11, 45)! Wie tief und innig klingt die Mondscheinpoesie des fünfzehnten Epodus, in welchem Horaz, von Eifersucht gequält, die ungetreue Neära an die Liebesschwüre erinnert, die sie einst mit ihm getauscht hat, sich in seine Arme schmiegend, sowie der Efeu den hohen Stamm der Eiche umrankt. Solange der Wolf in die

Herden fällt, der Sturm auf dem Meere rast und der Wind mit den Locken Apollos spielt, versprachen sie sich damals treu zu sein. Soweit fände das Gedicht auch wohl Gnade vor den Augen unseres Verfassers. Zu seinem Unglück aber fährt Horaz mit einer rührend ehrlichen Sinnlichkeit fort: Ich werde es nicht ertragen, **assiduas potiori te dare noctes.** Damit gilt nach der Auffassung dieses Buches dies Gedicht als unrein. Und doch ist das auch die Sprache Homers, die Sprache der Natur und Wahrheit, nicht die Lascivität eines gesunkenen Zeitalters. Wer möchte nicht bei aller Verehrung für die moderne Empfindungstiefe, wo sie wahr ist und aus berufenem Munde tönt, für ein Gedicht wie dieses oder wie jenes wunderherrliche Catulls, in welchem er von der Liebe der Acme und des Septimius singt, ganze Bücher voll erlogener moderner Liebesschmerzen hingeben? So zart, wie hier, spricht Horaz freilich nicht immer; aber auch wenn man ohne gutgemeinte Umdeutungen ins Ideale seine Liebesgedichte treu erfaßt, wird man sie gegen grobe Anklagen in Schutz nehmen können. Als oberstes Argument bleibe dabei dieses bestehen: *Οὐκ ἔστι κάλλος οἷον ἀλήθει' ἔχει.* Denn wahr sind sie, nur erschöpfen sie die Wahrheit nicht.

Mit wie engherziger Ängstlichkeit der Verf. den Begriff der Reinheit faßt, zeigt auch seine Verwerfung der herrlichen neunten Ode des zweiten Buches (Non semper imbres). Wegen der Worte **tu semper urgues flebilibus modis Mysten ademptum** entzieht er auch dieses Gedicht dem Schüler. Was aber zwingt uns denn dabei an die widerwärtigste Ausartung antiker Sinnlichkeit zu denken? Die nachfolgenden Beispiele des Antilochus und Troilus heben uns ja in die Sphäre idealster Empfindung und bewahren den reifen wie den unreifen Leser vor allen häßlichen Nebengedanken. Übrigens hat der urbane Horaz gegen unnatürliche Verliebtheit voll Ekel und Zorn seine gröbsten Gedichte gerichtet, wie er selbst auch, dem kontemplativen Hange seiner durchaus nicht sehr sinnlichen Natur nachgebend, der Liebe sehr früh den Rücken gekehrt hat.

Vor allem muß man sich aber des religiösen Bestandteils in Horaz' Liebesempfindung bewußt werden. Preist er die Venus auch nicht in so feierlichen Versen wie Lukrez im Anfange seines Gedichts als Urquell alles Lebens, als allmächtig über alle Teile der Schöpfung gebietende Göttin, als die eigentliche Königin der Natur, ohne welche nichts zum Lichte des himmlischen Tages emporsteigen, nichts sich in

die heiteren und gewinnenden Farben des Lebens kleiden kann, so ist sie ihm doch nicht bloß die Göttin des grob sinnlichen Genusses (πάνδημος), sondern weit häufiger die hohe, die himmlische Göttin (οὐρανία), die Quelle holder, echt menschlicher Freuden, zu der sich die züchtigen Grazien gesellen, durch welche die Jugend erst zur Jugend wird, die Verklärerin des Lebens, die Freundin des Bacchus, des Sorgenlösers. Es ist nicht ein ehrfurchtsvolles Staunen über die Riesengröße der in ununterbrochenem Strome allüberall neues Leben hervortreibenden Naturkraft, wie bei Lukrez, welches aus den Liedern des Horaz zu uns spricht, sondern die Venus wird hier vielmehr als Mutter anmutiger Gestaltungen gefeiert, welche mit sanften Banden uns an diese Erde knüpft. Horaz blickt nicht in die wühlenden Tiefen des Werdens, sondern bewundert die farbigen, mannigfaltigen, harmonischen Erscheinungen der Oberfläche. Aber Venus ist ihm gleichwohl nicht bloß die Schönheit schaffende Göttin, sondern sie selbst und alle ihre holden Gaben und Genossen hindern auch die Weisheit. Schafft sie doch süße Unruhe, stört sie doch den Frieden unserer Seele und macht so die Gleichmäßigkeit der Stimmung unmöglich, in welcher unser Dichter die wahre Reife des Lebens erblickt.

Horaz denkt demnach menschlicher über die Liebe als der rauhe Antisthenes (τὴν Ἀφροδίτην κἂν κατατοξεύσαιμι, εἰ λάβοιμι) und fühlt sich anderseits vor ihren Pfeilen nicht so sicher im Panzer seiner Philosophie als die meisten andern Philosophen und namentlich auch der feine Aristipp. Die Liebe ist ihm die wahre Göttin der Jugend, muß aber im reifenden Alter je länger, je mehr neben der ernsten Weisheit zurücktreten. Nicht wie Mimnermus in seiner bekannten Elegie wünscht er sich den Tod, wenn diese Quelle der Freuden einst in ihm versiegen sollte. Hat er sich doch bei Zeiten nach einer andern Stütze umgesehen. Der heiteren Liebe abschwörend, tritt er ganz zur Philosophie über, die von den Tagen seiner Jugend an mitten durch den Jubel bekränzter Becher vernehmlich seinem Ohr gesprochen hatte. Er scheidet ohne Wehmut von ihr, aber auch nicht im übereifrigen Zorn des Neubekehrten auf die so lange Verehrte schmähend, auch nicht in der Stimmung des früh gealterten Lüstlings, dem nur matten Glanzes noch die Lebensflamme leuchtet. Auch schmält er nicht mit schlecht verhehltem Neide auf die genußfreudige Jugend, sondern hat ein klares Bewußtsein von der unverkennbaren Notwendigkeit der früheren

Ideale, ist dabei aber ohne Verlangen, die stürmische und weisheitfeindliche Lust der Liebe noch einmal durchzukosten. Über seine erotische Poesie aber darf man dieses Gesamturteil fällen, daß sie zwar nur an wenigen Stellen gemütvoll und innig ist im Sinne der Modernen, stets aber graziös und durch einen Hauch religiöser Weihe geadelt, so daß uns der reine Geist des wirklich klassischen Altertums daraus unverkennbar entgegenweht. Nur in den Satiren unternimmt er es gelegentlich, von dem Genius der Schönheit verlassen, mit brutaler Vernünftigkeit die Liebeswut zu zügeln (I 2. II 7). Daß jemand sich vollständig in den Jahren der Jugend der launenreichen Liebesgöttin entziehen könne, hält er allerdings nicht für möglich. Denn sie ist allmächtig und zwingt oft an Körper und Geist Ungleiche unter ihr ehernes Joch (Carm. IV 9, 47).

Noch mehr muß ich mich über die Strenge wundern, mit welcher der Verfasser die sympotischen Lieder des Horaz aus der Schule verweist. Ich rede nicht von der glücklichen Laune dieser Gedichte, welche wie der Wein eine Sorgen und Grämlichkeit wegspülende Kraft ausüben. Trinker wie Nichttrinker haben das empfunden, und der Verfasser selbst bestreitet nicht des Horaz Meisterschaft auf diesem Gebiete. Vergißt er aber denn ganz, daß Bacchus eine Gottheit ist? Furchtbare Rache pflegt dieser an seinen Verächtern zu nehmen; nicht minder aber beleidigen ihn die, welche sein edles Geschenk durch unmäßigen Genuß entweihen. Anakreon oder vielmehr die zierlichen Anakreonteen mit ihren ewigen Liebesgöttern und Aufforderungen zum Rasen erscheinen arm und flach neben der originellen Gedankenfülle und neben der Mannigfaltigkeit von Tönen, die wir an den weinpreisenden Oden des Horaz bewundern. Wer diese Gedichte als nicht zu dem „Reinsten“ gehörig, was allein der Jugend geboten werden dürfe, von der Schule fernhält, muß seine Schüler auch vor aller Kenntnis der antiken Religion zu bewahren suchen.

Wenn der Verf. der Horazlektüre auf der Schule als höchste Aufgabe steckt, allseitig die Dichterindividualität des Horaz zu erfassen, so ist das würdig gedacht und weist weit über die bescheidenen Ziele der gewöhnlichen Horazinterpretation hinaus. Doch außerdem, meine ich, müssen Blicke in eine noch weitere Ferne getan werden, damit die Beschäftigung mit diesem Dichter dem Schüler zu dauerndem Nutzen

gereiche. In dem Römer Horaz dürfen wir, trotzdem er der Zeit des beginnenden Verfalls angehört, einen Repräsentanten des Altertums überhaupt erblicken. Es sammeln sich in seiner Poesie und Philosophie, wenn nicht alle, so doch die meisten Strahlen der alten Kultur. Die Elemente antiken Lebens, antiken Dichtens, antiken Denkens, von welchen wohl nur wenige bei ihm fehlen, müssen durch die Interpretation auf der Schule entfaltet, ihrem Ursprunge wie ihren Folgen nach beleuchtet, müssen durch eine den Geist erfassende und nicht ewig an Äußerlichkeiten sich festrankende Interpretation zu einem Gesamtbilde ausgearbeitet werden, welches lebt und nicht wie eine ausgetrocknete Mumie in die bunte Fülle modernen Lebens unheimlich hineinschaut.

Da die Zeit nicht für die Lektüre sämtlicher Oden ausreicht, falls man nicht auf die Sermonen verzichten will, so muß allerdings eine Auswahl getroffen werden. Anstatt aber auf fast alle Wein- und Liebeslieder zu verzichten, schlage ich vor, sich in Bezug auf die nur zeitlich bedeutsamen politischen Gedichte des Horaz auf ein Minimum zu beschränken. Es ist erstaunlich, was für frostige Gedichte der Verf. zu dem engsten Kreise des „Wertvollsten und Reinsten“ rechnet, nachdem er so viele für die Individualität des Horaz und nicht minder für die alte Kultur charakteristische Gedichte ausgeschieden hat. Sogar die beiden letzten Gedichte des vierten Buches und das zwanzigste des zweiten Buches sollen gelesen werden, und dafür wird Vixi puellis, Festo quid potius die, Non semper imbres, Miserarum est, Quid fles Asterie, Natis in usum, Vides ut alta und manches Ähnliche dem Schüler vorenthalten.

Der Verf. hat bei Aufstellung seines Kanons die knappere Zeit im Auge, welche auf österreichischen Gymnasien dem Horaz zugewiesen ist. Wir dürfen jedenfalls weiter gehen. Wir werden nicht aus Prinzip auf Satiren und Episteln verzichten, zu deren Verständnis „Vertrautheit mit dem Wesen der Horatianischen Satire“ oder gewisse „literarische und philosophische Vorkenntnisse“ nötig sind. Wer kann sich rühmen, den Horaz zu kennen, wenn er nicht mit dem Wesen seiner Satire vertraut ist? Auch müssen wir die Gelegenheit begierig ergreifen, bei der Lektüre der Sermonen unsere Schüler in die ältere Literatur Roms einen Blick tun zu lassen. Was die Philosophie der Alten aber betrifft, so rechne ich sie zu den Hauptaufgaben, die in der

Prima des Gymnasiums behandelt werden müssen. Wie will man überdies auch nur die vom Verf. zugelassenen Oden interpretieren, ohne den Schüler wenigstens in die Lehre Aristipps und der Stoiker einzuführen? Auch die kleinsten Gedichte des Horaz bergen oft eine latente Philosophie. Seitdem die Philosophie in den deutschen Schulen in so enge Grenzen zurückgedrängt ist, scheint es doppelt notwendig, den Horaz unseren reiferen Schülern als philosophischen Dichter zu zeigen. Wie, frage ich ferner, will der Verf. die **Epistula ad Pisones** interpretieren, die er doch so warm empfiehlt, ohne den Schülern einerseits das Wesen der Horazischen Sermonen, anderseits die damals sich bekämpfenden Ansichten über Roms ältere Literatur zu beleuchten?

So verdienstlich mir diese Abhandlung erscheint wegen ihres Bestrebens, der ganzen Beschäftigung mit Horaz eine einheitliche, lebendige Seele einzuhauchen, das Einzelne zu vertiefen und in seinen Zusammenhang einzureihen, muß ich es doch im ganzen als ein Adiaphoron erklären, in welcher Reihenfolge man die Oden des Horaz liest. Nur von den wenigen politischen Gedichten, die überhaupt zuzulassen sind, kann ich einräumen, daß es sich empfiehlt, sie hintereinander zu lesen. Die anderen Oden des Horaz neigen sich alle einem gemeinsamen Zentrum zu, trotz der großen Verschiedenheit der Töne, und haben bei großer Mannigfaltigkeit der Hauptmotive zu viel Berührungspunkte im einzelnen, als daß sich eine bestimmte Reihenfolge als die durchaus beste festsetzen ließe. Man gelangt auch hier zur Kenntnis des Ganzen durch die Teile, wie man anderseits die Teile in ihrer wahren Bedeutung nicht ohne Kenntnis des Ganzen erfassen kann. Aus dieser seiner Kenntnis des Ganzen heraus soll der Lehrer den Horaz interpretieren. Dabei wird er sich mitunter veranlaßt fühlen, aus Gründen der inneren Verwandtschaft von der überlieferten Reihenfolge abzuweichen; aber eine feste Norm läßt sich nicht aufstellen, weil zum völligen Verstehen jedes einigermaßen bedeutenden Gedichts eine Kenntnis von der ganzen Lebensauffassung des Horaz nötig ist. Der Kern dieser Lebensauffassung ließe sich nun wohl finden; auch ließen sich daraus in vernünftiger, ja zwingender Reihenfolge ihre einzelnen Erscheinungsformen ableiten. Sondert sie aber Horaz selbst in seinen einzelnen Gedichten? Nur wenige von diesen behandeln ein Hauptthema mit solcher Ausschließlichkeit.

Deshalb, behaupte ich, ist es im ganzen gleichgültig, in welcher Reihenfolge man diese Gedichte liest; deshalb ist es nicht möglich, eine vorgeschlagene Reihenfolge als die beste und allein zum Ziele führende nachzuweisen.

Aus demselben Grunde scheint es mir nicht nötig, einen Kanon von Gedichten und Sermonen aufzustellen, der, um die Frage auf unsere Verhältnisse zu beziehen, im Laufe von vier Semestern bewältigt werden müßte. Es ist unserer Zeit eigen, alles Schwankende entfernen, alles ordnen und festmachen zu wollen. Seien wir unserer Unterrichtsverwaltung vielmehr dankbar, daß sie uns nicht diese Fesseln auferlegt, nach denen viele unter uns sich förmlich zu sehnen scheinen. Es gibt allerdings unter den Oden und den Sermonen des Horaz einige von solcher Vortrefflichkeit der Ausführung und von so sprechender Bedeutsamkeit des Inhaltes, daß sie im Laufe des zweijährigen Aufenthaltes in Prima gelesen werden müssen; in den meisten Fällen aber wird sich dem Ausgewählten anderes von etwa gleichem Werte gegenüberstellen lassen. Ich behaupte, daß die Horazinterpretation bald an Frische und eindringender Gründlichkeit verlieren würde, wenn wir auch in Bezug auf die überwiegende Mehrzahl dieser Gedichte und Sermonen durch die Verfügung der Behörden in einen engen, alle zwei Jahre immer wieder mit Ausschließung alles Übrigen zu durchlaufenden Kreis eingezwängt würden. Ich glaube nicht an einen solchen, allein zum Ziele führenden Weg. Der eine Lehrer vermag dieses Gedicht, der andere jenes für die Erkenntnis des Horaz überhaupt fruchtbarer zu machen. Plurimae eodem perducunt. Man sorge nur, das Einzelne durch geschickte Interpretation, d. h. durch Vertiefung, nicht durch offenbare Abschweifungen zu einem Repräsentanten des Ganzen zu machen. Dann werden auch die Schüler verschiedener Anstalten, obgleich sie nicht genau dieselben Stücke aus Horaz gelesen haben, bei sonst gleicher Kraft der Lehrer, ein gleich klares Bild von der Dichterindividualität sowie von der Denk- und Empfindungsweise des Horaz mit ins Leben hinübernehmen.

Zum Schluß noch eine Bemerkung, die in unserer Zeit nötig scheint, um die Dichterindividualität des Horaz ins richtige Licht zu setzen. Der denkende Mensch, zumal der nachdenkende, scheint manchen im Vergleich zu dem munter und freudig handelnden ein degeneriertes Wesen. Wer sich auf diesen Standpunkt stellt, wird aber unter den

Geisteshelden nicht viele seiner Bewunderung würdig finden. Von einigen wenigen kann man allerdings sagen, daß sie Dichter zugleich und Helden oder wenigstens Männer der Tat gewesen sind. So z. B. von Solon, Äschylus, Alcäus, Archilochus. Im allgemeinen aber wird man gestehen müssen, daß der *βίος πρακτικὸς* und der *βίος θεωρητικὸς* sich nicht zugleich zur vollen Blüte entwickeln können. Das ist die unentrinnbare Einseitigkeit unserer Natur. Darüber zu klagen ist töricht. Forschreitend erleiden wir zugleich Verluste. Auch das soll man bedenken, daß jene vornehmen Ausnahmenaturen, in denen der Trieb zum Handeln durch den geistigen Gestaltungstrieb lahm gelegt war, ihrem Volke und der Menschheit einen reichen Tribut gezahlt haben, wiewohl sie ihn in anderer Münze gezahlt haben als die Männer der Tat. Gesetzt, Rom wäre gefragt worden, ob es einen Pompejus und Cäsar oder einen Vergil und Horaz aus seinem Schoße gebären wollte, — denn beides zugleich sei zu viel Ruhm für ein Volk —, so würde es, wenn es auf Ruhm bei der Nachwelt bedacht gewesen wäre, sich ohne Bedenken für Vergil und Horaz entschieden haben. Die größte Plattheit aber ist es, wenn man die königlichen Ausnahmenaturen, die unbekümmert um das, was gerade die Massen erregt — quid Tiridaten terreat unice securi —, in sich etwas reifen lassen, was den Wechsel der Zeiten überdauert und auch für eine ferne Zukunft seine fördernde, stärkende und tröstende Kraft bewahrt, auf eine Linie stellt mit der trägen Masse derer, die, durch die Genüsse einer freundlicheren Lebensgestaltung entnervt, den Trieb eingebüßt haben sich im Strome des tätigen Lebens zu tummeln und, ein jeder an seiner Stelle, sich nützlich zu machen. Dies sind die wahren Decadenten, nicht aber die Horaze, selbst wenn sie, vor der strenua inertia warnend, einer den Männern der Tat nicht sowohl vernünftig und weise als müde scheinenden Resignation das Wort reden.

Noch auf einen anderen Punkt möchte ich die Aufmerksamkeit des Lesers lenken. Die ästhetische Kritik ist zu sehr auf reinliche Grenzscheidungen aus, und leider läßt sie sich dabei oft durch untergeordnete Züge viel zu stark beeinflussen. So ist es z. B. falsch, Horaz, wie Schiller tut, zu den sentimentalischen Dichtern zu rechnen. Wenn irgend einer, so gehört Horaz vielmehr zu den naiven Dichtern, trotz seiner sinnigen Naturempfindung. Wie der echte antike Mensch,

steht er auf dem Standpunkte der „Bejahung des Willens zum Leben". Er haßt die Langweiligkeiten und den Lärm des hauptstädtischen Lebens, aber das Leben selbst haßt er nicht. Wenn er in der sechsten Satire des zweiten Buches (60—62) ausruft:

O rus, quando ego te adspiciam quandoque licebit
Nunc veterum curis, nunc somno et inertibus horis
Ducere sollicitae iucunda oblivia vitae,

so darf man dieses „bange Leben" nicht im Sinne des modernen Dichters nehmen, auf dessen zarter Seele das Leben wie ein Druck zentnerschwer lastet, weil es seinem geheimsten Sehnen so wenig entspricht und aller seiner Bemühungen es zu verstehen spottet. Ebensowenig deckt es sich mit der Empfindung des Horaz, wenn Schiller in der Braut von Messina den glücklich preist, der „in der Stille der ländlichen Flur, fern von des Lebens verworrenen Kreisen, kindlich ruht an der Brust der Natur". Dem Chor, der dieses singt, wird „das Herz schwer in der Fürsten Paläste, wo er so oft von der Höhe des Glücks stürzen sieht die Höchsten, die Besten, in der Schnelle des Augenblicks". Um dem schmerzlichen Schauspiele tragischer Katastrophen zu entfliehen, möchte dieser sich, mit der Sehnsucht Rousseaus im Herzen, von dieser Civilisation, aus deren vergifteten Boden Verbrechen und Unglück hervorsprießen, hinweg an den Busen der allheilenden, glückspendenden Natur flüchten. So meint es Horaz nicht. Um jene Stelle zu verstehen, muß man die achtzehnte Epistel des ersten Buches zu Hilfe rufen (107—112):

Sit mihi quod nunc est, etiam minus, et mihi vivam
Quod superest aevi, siquid superesse volunt di:
Sit bona librorum et provisae frugis in annum
Copia, neu fluitem dubiae spe pendulus horae.
Sed satis est orare Jovem, quae ponit et aufert,
Det vitam, det opes; aequum mi animum ipse parabo.

Horaz flieht also auf das Land, weil der konventionelle Zwang, der in Rom auf ihm lastet, ihm lästig ist. Sich selbst möchte er leben können, in beschaulicher Stimmung, aber nicht in grüblerischer, pessimistischer Einsamkeit, über sich selbst und über das Treiben der andern nachdenken können. Das ist ihm höchster Lebensgenuß, weil es das seiner Natur Gemäße ist. Von einem verzweiflungsvollen, alle Lebensfreude ertötenden Rütteln an den verschlossenen Toren

der Erkenntnis ist bei ihm keine Rede. Sein Grundsatz ist, der Stunde schönes Gut mit heiterer Seele dankbar zu genießen:

Dona praesentis cape laetus horae et
Linque severa (carm. III, 8, 27 u. 28).

Tu quamcumque deus tibi fortunaverit horam,
Grata sume manu, neu dulcia differ in annum
(epist I. 11, 22 u. 23).

Es quält ihn nicht, den Schleier der Zukunft lüften zu wollen. Er hält dieses Leben für lebenswert und bekämpft die törichte Begehrlichkeit, die fortwährend geschäftig ist, sich diesen Segen in Unsegen zu verkehren:

Prudens futuri temporis exitum
Caliginosa nocta premit deus,
Ridetque, si mortalis ultra
Fas trepidat. Quod adest memento
Componere aequus (carm. III, 29, 29—34).

Inter spem curamque, timores inter et iras
Omnem crede diem tibi diluxisse supremum:
Grata superveniet quae non sperabitur hora.
(epist. I, 4, 12—14).

Sein Inneres in eine harmonische Verfassung zu bringen (aequum mi animum ipse parabo), scheint ihm die höchste Aufgabe der Selbsterziehung. Dazu aber gehört vor allem, daß man nicht mit einer unbestimmten und unersättlichen Sehnsucht immer der Zukunft entgegenfliegt.

Nur an zwei Stellen vernimmt man bei Horaz einen leisen Klageton, der an die sentimentale Trauer der modernen Poesie erinnert:

Scis Lebedus quid sit. Gabiis desertior atque
Fidenis vicus: tamen illic vivere vellem,
Oblitusque meorum, obliviscendus et illis,
Neptunum procul e terra spectare furentem.
(epist. I, 11, 7—10).

Das läßt an die der Trauer verwandte Einsamkeit des Epikurischen Weisen denken und klingt fremdartig in dem Munde des so geselligen Horaz, wie es in der Tat an eine Stelle des Lucrez erinnert, die den Charakter der erhabensten Schönheit trägt:

Suave, mari magno turbantibus aequora ventis
E terra magnum alterius spectare laborem;
Non quia vexari quemquamst iucunda voluptas,
Sed quibus ipse malis careas quia cernere suavest.
Suave etiam belli certamina magna tueri
Per campos instructa, tua sine parte pericli:
Sed nil dulcius est, bene quam munita tenere
Edita doctrina sapientum templa serena,
Despicere unde queas alios passimque videre
Errare atque viam palantis quaerere vitae,
Certare ingenio, contendere nobilitate,
Noctes atque dies niti praestante labore
Ad summas emergere opes rerumque potiri.
O miseras hominum mentes, o pectora caeca!
Qualibus in tenebris vitae quantisque periclis
Degitur hoc aevi quodcumquest! Nonne videre
Nil aliud sibi naturam latrare, nisi utqui
Corpore seiunctus dolor absit, mensque fruatur
Iucundo sensu, cura semota metuque (II, 1—19)?

Diese Stelle gehört zu den Hauptquellen der Horazischen Denkweise. Er hat sich daraus aber nur so viel entnommen, als ausreichend war, die naive Lebenslust des Altertums zu adeln und gedankenvoll zu gestalten.

Nur an einer zweiten Stelle noch findet sich bei Horaz ein Gedanke, der an die süß-schmerzliche Sentimentalität der modernen Dichtung anklingt:

Ibi tu calentem
Debita sparges lacrima favillam
Vatis amici (carm. II, 6, 22—24).

Es gab eine Zeit, wo er des Treibens müde war (lasso maris et viarum militiaeque) und auch in seiner Weise seufzte: „Süßer Friede, süßer Friede, komm, ach komm in meine Brust." Als aber sein schwankendes Lebensschifflein wieder einen festen Gang gewonnen hatte, arbeitete er diesen fremden Tropfen aus seinem Blute wieder heraus. Töne, die für jedes an Horaz gewöhnte Ohr so fremdartig klingen, wie die zwei angeführten Stellen, dürfen für die Gesamtauffassung dieses Dichters nicht maßgebend sein. Was wir Sentimentalität nennen, trägt den Charakter einer unbestimmten, schmerzlichen Sehnsucht, einer objektlosen Trauer. Diese aber gerade bekämpft

Horaz als krankhaft. Wer, was er hat, zu schätzen, zu nutzen, sich wirklich zu eigen zu machen weiß, der ist in seinen Augen der Glückliche, der Weise. Von sich selbst gesteht er, daß er mehr besitzt, als durchaus nötig wäre:

> **Auctius atque**
> **Di melius fecere. Bene est. Nil amplius oro,**
> **Maia nate, nisi ut propria haec mihi munera faxis.**
> **(sat. II, 6, 1—5).**

Es ist ein komisches Mißverständnis, wenn Kießling dies **propria munera faxis** übersetzt: „zu dauerndem Eigentum" und hinzufügt: „wir wissen ja nicht, in welcher Form die Überweisung des **fundus** an Horaz sich vollzogen." Er meint also, Horaz flehe dort zu den Göttern, sie möchten dem Mäcenas den Gedanken einflößen, ihm den Besitz seines Landgutes durch eine juristisch unanfechtbare Übertragung ganz sicher zu stellen.

Es gibt nun freilich mehrere Formen antiker Naivität. Die jugendliche Tatenlust hatte der gebildete Teil der Menschheit in dem Zeitalter des Augustus abgelegt. Man war davon zurückgekommen, schaffend und kämpfend mit Mühen und Gefahren ringen zu wollen. Rom schien groß genug, sein Besitz hinlänglich befestigt. Man war glücklich, nach den Greueln der nächsten Vergangenheit sich nicht mehr um die Politik kümmern zu brauchen. Das eigentliche Altertum war nicht von dieser tiefen politischen Gleichgültigkeit gewesen. Sich im Dienste der Gesamtheit abzumühen hatte früher zu dem Begriffe des vollständigen Menschen gehört. Von diesem naiven Tatendrang einer früheren Zeit war dem Horaz nichts geblieben, und er blickte später, als er zum Bewußtsein seiner selbst gekommen war, lächelnd auf die jugendliche Verkennung seines wahren Wesens zurück, die ihn einst in das Lager des Brutus getrieben hatte. War er aber auch kein Mann der Tat, so wußte er doch die kraftvolle Art der alten Römer zu würdigen und nachzuempfinden, d. h. er war nicht der Sklave seiner kontemplativen Natur und blieb, in einer anders gewordenen Zeit, doch fähig sich in den Geist eines früheren, zum friedlichen Nachdenken wenig geneigten Geschlechts zu versetzen. Naiv ist Horaz aber dennoch, weil er, wiewohl über den Sinn des Lebens nachdenkend, die natürliche Freude am Leben nicht eingebüßt hat. In den Augen mancher ist freilich jeder ein Decadenter, der nicht den Tatendrang

der Jugend und jugendlicher Völker hat und den flüchtigen Kräuselungen der politischen Oberfläche keine ernste Bedeutung beimißt.

Es ist im höchsten Grade verwunderlich, daß ein Dichter, der, wie es in der vita Suetonii heißt, obscuritatis vitio minime laborat, in seinem innersten Wesen doch so oft verkannt worden ist wie Horaz. Bei Steiner wundert man sich, daß er das Wesen der antiken Lebensfreude, wie sie in den Gedichten des Horaz zum Ausdruck kommt, so wenig erfaßt hat. Ein anderer Beurteiler des Horaz, Rosenberg, der sonst die Gabe des poetischen Nachempfindens in einem hohen Grade besitzt, macht in seiner Schrift über die Lyrik des Horaz unseren Dichter zu einem aus Verzweiflung über „sein trauriges persönliches und politisches Schicksal" Trinkenden und Genießenden. Von diesem Dichter der Lebenskunst, des wohltemperierten Innern heißt es dort, daß Abspannung und Lebensunlust und launenhafte Reizbarkeit ihm das Leben vergällten. „So wird Horaz mit seiner Sisyphosarbeit allen, besonders aber der Jugend eine tragische, des Mitleids würdige, sympathische Persönlichkeit, und seine elegischen Töne werden begriffen und stimmungsvoll aufgenommen." Wer kann in diesem Bilde den Horaz wiedererkennen?

Daß selbst die gründlichste Beschäftigung mit dem Texte eines Dichters keine Gewähr des richtigen Verstehens bietet, dafür ist L. Müller ein sprechendes Beispiel. Dieser Gelehrte rühmte sich den Horaz mit den wichtigeren Varianten auswendig zu wissen, und doch ist es ihm in seiner zusammenfassenden Schrift über Horaz[1]) im Grunde wenig gelungen, den Kern von der menschlichen und dichterischen Individualität des Horaz zu erfassen. Vor allem erkennt er nicht in dem Genießen des Horaz das dankbare Genießen von Gaben der Götter. Ganz besonders mißfällt ferner die Behandlung, welche in jenem Buche der erotischen Poesie zu teil wird: er zeigt sie in offenbar falscher Beleuchtung.

Das Wunderlichste aber, was über Horaz je gesagt worden ist, findet sich in der übrigens von Gelehrsamkeit strotzenden Ausgabe der Oden und Epoden des Horaz von K. K. Küster (Paderborn, Schöningh). Wer in den Liebesoden des Horaz, sagt der Verf., ernstgemeinte Liebesergüsse erblicke, der mache den sonst so idealen, Religion, Humanität

---

[1]) Q. Horatius Flaccus. Eine literarhistorische Biographie von Lucian Müller (Leipzig, Teubner).

und Tugend, Zucht und gute Sitte, strenge Erziehung der männlichen und weiblichen Jugend predigenden Horaz zu einem lockeren Zeisig, einem flatterhaften, lüsternen, immer schmachtenden und nie befriedigten und im Sumpfe watenden Gesellen, der sich nicht rühmen dürfe, sich himmelhoch über die Menge zu erheben. Alle diese Gedichte hätten mit der Liebe des Dichters selbst nichts gemein, sondern seien vielmehr als Sittengemälde mit tadelnder, spottender, warnender Tendenz aufzufassen. Horaz habe seinem Volke ein Lehrer und Erzieher sein wollen. Als ein gut gearteter Jüngling habe er sich unmöglich in der Gesellschaft von Libertinen wohl fühlen können, und man werde doch auch nicht glauben, daß er in ihren Reihen sein Lesepublikum gesucht habe. Die Jünglinge und Mädchen, welche in den Liebesoden figurieren, seien ohne Ausnahmen erdichtete Gestalten und Vertreter ihrer Gattung. Hier einige Beispiele, um die erzieherische Tendenz dieser Liebespoesie mit den Worten des Verfassers zu charakterisieren. I, 25 (**Parcius iunctas**): „Der blutige Hohn, der die Dirne trifft, will ein Weckruf sein an die verlotterten Jünglinge." I, 5 (**Quis multa gracilis**) „eröffnet die Reihe derjenigen Gedichte, welche den Kampf gegen das Unwesen der Libertinen zu führen bestimmt sind." I, 17 (**Velox amoenum**) soll keine Einladung an Tyndaris sein. Zu **manabit, dices, duces** sei **si ad me veneris**, zu ergänzen. Was er ihr da in Aussicht stelle, habe aber für eine Libertine nichts Anlockendes. Also schlage das **si veneris, manabit** tatsächlich in **venires, manares** um. II, 5 (**Nondum subacta**) „die Schilderung des Lustknaben Gyges weist auf eine Pestbeule am Körper des siechen Altertums hin. Die Ode ist ein Sittengemälde und birgt unter der Schale des Scherzes einen tiefernsten Kern." II, 8 (**Ulla si iuris**): „In dieser Ode hält er seinem Volke die unverhüllte Wirklichkeit als Spiegel vor, welcher jedem, der sehen will, das garstige Bild seiner schmachvollen Verworfenheit und Torheit zurückwirft." III, 7 (**Quid fles, Asterie**): „Die Ode will den in Gefahr schwebenden trefflichen Jüngling vor den Schlingen der Buhlerin bewahren." III, 12 (**Miserarum est**) ist nach des Herausgebers Ansicht nicht der teilnahmsvolle Ausdruck des Mitleids für das Mädchen, dem der schöne Hebrus den Kopf verdreht hat (dieser Wendung begegnet man nicht bloß hier), sondern in Wahrheit freue es den Dichter, daß den Emanzipationsgelüsten der jungen Dame durch den ernsten Herrn Oheim die engsten

Schranken gezogen werden. „Möchten doch alle jungen Römerinnen solche Erzieher haben, möchten doch alle römischen Jünglinge diesem Hebrus gleichen. Das ist die Wahrheit, die der Dichter hier in seiner Weise vorträgt." Alle diese nicht „mißzuverstehenden Gedichte geben Horaz' tiefen Abscheu vor dem liederlichen Gesindel beiderlei Geschlechts kund". Nun sagt dieser aber selbst: Vixi puellis nuper idoneus (III, 26). Doch der Verf. hält tapfer aus auf seinem Standpunkte. „Diese Ode," sagt er, „zum Abschluß der erotischen Dichtung bestimmt, ist ganz im Geiste der letzteren gehalten: auch sie geht gegen das Unwesen der Libertinage an, erheitert aber durch die Zweideutigkeit, mit welcher der Dichter dem Kampfliede den Schein des Liebesliedes zu geben weiß." In IV 1, 33 hatte man bisher die Tränen des Horaz für Tränen der ungestillten Liebesqual genommen. Anders jetzt dieser Herausgeber. „Bei dem Gedanken an Ligurinus und seinesgleichen treten dem Dichter Tränen des Schmerzes und des Mitleids ins Auge, und die Zunge findet keine Bezeichnung für sein schmachvolles Treiben." Die Erklärung von IV, 11 (Est mihi nonum) nun vollends ist derartig, daß man sich beim Lesen verwundert die Augen reibt und sich geneigt fühlt zu vermuten, der Verf. habe nur versuchen wollen, wie weit er wohl den Spaß mit seiner angeblichen Hypothese treiben könne. Horaz ladet hier die Phyllis ein, mit ihm den Geburtstag des Mäcenas zu begehen. Doch dahinter, meint der Verf., stecke ganz etwas anderes. Es beziehe sich das Gedicht vielmehr auf die Erkaltung der Beziehungen zwischen Augustus und Mäcenas. Der Schlüssel des Verständnisses liege bei Tacitus (Annalen III, 30). „Du siehst (so redet er den Schüler an), die Verhältnisse, welche die Ode — wenn anders wir sie richtig verstehen — berührt, sind recht heikler Natur und ließen sich höchstens durch die Blume besprechen. Und das geschieht hier! Das unglückliche Mädchen, das den Dichter dauert, ist Mäcenas selbst, und ihn will H. „Weisen" lehren, welche seine Kümmernis lindern werden (condisce modos, amanda voce quos reddas)." Wo soll man Worte hernehmen, um solche Erklärungsweise zu charakterisieren? Der Verf. liebt es, sich in väterlichem Tone direkt an die Schüler zu wenden. So z. B. auch zu I, 13 (Cum tu Lydia), welches Gedicht ja gleichfalls der Klasse der Liebeslieder angehört. „Da hast du," so ruft er pathetisch aus, „ein poetisches Bild des puer lepidus ac delicatus, pexo capillo nitidus et imberbis,

wie er mit seinem scortum beim convivium nächtliche Orgien feiert. Der Dichter schaut es (im Geiste). Da ergreift ihn sittliche Entrüstung mit solcher Kraft, daß Seele und Leib ihre ruhige Fassung verlieren." Also die Worte quam lentis macerer ignibus, uror wollen nicht die Eifersucht ausdrücken, wie alle bisher glaubten, sondern die starke Gemütsbewegung des Zorns. Freilich gesteht der Verf., daß die Fassung der Ode jene irrige Deutung nahe zu legen scheine. „Aber diese ergötzliche Zweideutigkeit," erwidert er, „gehört eben auch zu den Mitteln des Humoristen, seinen Lesern die bittre Pille, welcher er ihnen verabreicht, zu versüßen." Doch genug der Beispiele. Gerät der Verf. mit seiner Meinung gar zu sehr in die Brüche, so erklärt er das Widerstrebende als einen Scherz des Humoristen Horaz. So zu IV, 1 (Intermissa Venus diu), in welchem Gedichte Horaz doch klagt, daß die Liebesgöttin ihr holdes Joch immer noch nicht von ihm nehmen will. Der wahre Zweck dieses neuen Bändchens, die Verherrlichung des Monarchen, sagt der Verf., habe verschleiert werden sollen. Darum eröffne es Horaz humoristisch scherzend mit der Versicherung, daß Venus ihn von neuem zu ihrem Krieger berufen wolle.

Es ist sonnenklar, daß rein willkürlich hier dem alten Dichter Absichten und Gedanken angedichtet werden, welche ihm durchaus fern gelegen haben. Wie viele von diesen Liebesgedichten sich auf wirkliche Situationen beziehen, ist allerdings nicht auszumachen. Daß auch die Dichter der damaligen Zeit es nicht liebten, den wahren Namen der Geliebten im Liede zu nennen, steht ebenfalls außer Zweifel. Ich räume ferner ein, daß Horaz von maßvoller Sinnlichkeit war, und daß er kaum je auch die Leidenschaft der wahren Liebe gekannt hat. Aber die Liebe und Jugend schienen ihm doch zusammenzugehören. Der Verf. beruft sich auf Horaz' eigenes Zeugnis. Sein Vater, sagt dieser, habe ihn gelehrt concessa Venere uti. Aber hat denn zu allen Zeiten dasselbe in dieser Hinsicht für erlaubt gegolten? Zum Thaliarchus (I, 9) läßt der Verf. den Horaz so reden: „Genieß die Jugend und ihre erlaubten Freuden (dulcis amores), solange es geht." In III, 9 (Donec gratus) hingegen ist nach dem Verf. von einer inconcessa Venus die Rede, und Horaz kann das Lied demnach nur gedichtet haben, um den verlotterten Jünglingen Ekel gegen das liederliche Gesindel der Libertinen zu erwecken. Aber Glycera, die

eifrige Verehrerin der Venus (I, 30), ist dem Verf. wiederum „die fingierte Vertreterin aller derjenigen, natürlich anständigen, süßen Mädchen, welche, für die Liebe reif, fähig sind den Mann zu beglücken.“ Welche willkürliche Grenzlinie! Mit welchem Rechte redet der Verf. überhaupt unaufhörlich von Libertinen und Libertinage? Das Wort kommt im Horaz nur dreimal vor. Wer viel Zeit hat, möge zählen, wie oft es in dieser Horazausgabe vorkommt. Horaz selbst hat keine seelenvergiftende Kraft; aber diese Ausgabe, in welcher immerzu von dem liederlichen Gesindel der Libertinen, von dem Garne herzloser Libertinen, von Jünglingen, die in den Fesseln der Dirnen liegen, in die Schlingen von Buhlerinnen geraten sind, die Rede ist, malt den Teufel wirklich an die Wand. Zunächst hat man kein Recht, das Wort Libertine ohne weiteres im modernen Sinne einer völlig gemeinen, käuflichen Schönheit zu nehmen. Sodann gebe ich dieses zu bedenken, daß die Liebesgedichte des Horaz fast ausnahmslos den ewigen, natürlichen Zug des Jünglings zum Mädchen ohne jeden gesellschaftlichen Hintergrund behandeln. Will man diese Bilder umrahmen, so muß es ein passender Rahmen sein. Wer ihr als Folie den Schmutz einer in herzloser Sinnlichkeit verkommenen Gesellschaft gibt, erklärt sie ganz gewiß nicht richtig. Denn Horaz ist nicht bloß ein liebenswürdiger, sondern auch ein sittlich gesunder Dichter. Die Auffassung des Horaz, scheint es, muß die ganze Reihe der überhaupt möglichen Verkehrtheiten durchmachen. Ob es möglich ist, diesen Herausgeber noch zu überbieten, wird die Zukunft lehren.

Zum Schluß noch ein Wort über die heute verbreitete Gewohnheit der Horazinterpreten, den Inhalt auch der Oden in ein Dispositionsschema zu bringen. Das geschickt und sorgfältig gearbeitete Buch von G. Leuchtenberger (Die Oden des Horaz für den Schulgebrauch disponiert) stellt sich in den Dienst dieser echt schulmäßigen Neigung. Ich finde leider, daß ein an sich berechtigtes Prinzip hier in einer nicht mehr berechtigten Weise übertrieben wird.

Leuchtenberger gesteht selbst, daß seine Dispositionen nicht den ursprünglichen Entwurf des Horaz darstellen, sondern nur das zergliedern wollen, was vorliegt, ohne den Anspruch zu erheben, damit denjenigen Grundriß zu geben, von welchem Horaz selbst ausging. Er gesteht ferner, daß in einem solchen Dispositionsschema oft das vom Dichter selbst weit Ausgeführte mit wenigen Worten zu erledigen

ist, während manches, was nur flüchtig angedeutet oder gar nur zwischen den Zeilen zu lesen ist, einer ausführlicheren Erörterung bedarf. Zu Gunsten einer logischen Analyse könnte man in dem vorliegenden Falle ferner dieses anführen, daß Horaz ein reflektierender Dichter ist, der sich stets im Wirbel der Empfindung einen Grad von Ruhe bewahrt. Es läßt sich in der Tat aus allen diesen Gedichten ein verstandesmäßiger Kern, ein klarer Gedanke herausheben, und es ist gewiß für das Verständnis des Ganzen ein großer Gewinn, wenn man sich dieses Knochengerüst vor die Augen stellt. Die poetische Form als solche hat überdies stets etwas Berückendes, der Klang besticht, und es verlohnt sich deshalb darauf hinzuweisen, daß das auch zugleich Gedanken, in einem gewissen Sinne geordnete Gedanken sind. Aber est modus in rebus, sunt certi denique fines. Solche disponierenden Inhaltsangaben müssen sich an der Hauptsache genügen lassen und dürfen nicht ohne eine zwingende Nötigung scharfe Gegenüberstellungen wagen. Einige gut gewählte Worte, die Situation zu kennzeichnen und die Entfaltung des Gedankenkerns anzudeuten, schaffen Klarheit und machen zum Erfassen geneigter; aber eine zerfaserte Disposition mit Spaltungen und strengen Gegensätzen und logischen Mittelgliedern, welche das beim Dichter Fehlende ergänzen sollen, macht verwirrt und ängstlich und erweckt nebenbei ganz falsche Vorstellungen von dem Wesen eines Gedichtes und von der Tätigkeit des Dichters. Ein energischer Lehrer zumal kann mit dergleichen Schematen, die des Ausgeklügelten immer sehr vieles enthalten, die unfruchtbarste Tyrannei treiben. Der Verf. ist selbst nicht der Meinung, daß Horaz eine bis ins einzelne ausgeführte, streng logisch über- und unterordnende Disposition jedem Gedichte zu Grunde gelegt habe. Weshalb hat er sich nicht also auch daran genügen lassen, jenen allgemeinen Gedanken anzugeben, welcher den Horaz vermutlich geleitet hat? Wenn ich ihn recht verstehe, so betrachtet er alle diese Gedichte als organische Gestaltungen, welche einer mit unverbrüchlicher Gesetzmäßigkeit, aber unbewußt waltenden Naturkraft entstammen. Diese dem echten Gedichte gewissermaßen angeborene Logik will er durch seine Spaltungen (A, B, C, I, II, III, 1, 2, 3, a, b, c) in ein helles Licht setzen. Ich leugne, daß damit das Wesen der schaffenden Dichterkraft richtig erfaßt ist. Die Ordnung widerstrebt weder der Poesie im allgemeinen noch der lyrischen Poesie im besondern. Ist darum aber die Logik die

latente Seele des Gedichtes, welche bis in die einzelnen Verse hinein treibend und gestaltend fortwirkt? Nicht ohne Grund redet man doch von dem logischen Zwange, und nicht ohne Grund nennt anderseits Goethe seine Göttin, die Phantasie, die ewig bewegliche Tochter Jovis, der alle Launen zugestanden sind. Die einzelnen Dichter sind allerdings in ihrer Kompositionsart sehr verschieden. Trotz des Schwunges seiner Begeisterung schafft der eine Werke, welche, schon von ferne gesehen, klar gegliedert und gesetzmäßig geordnet scheinen, während der andere, vielleicht kühlere, offenbar Mühe hat seiner Phantasie den Zaum des Gedankens anzulegen. Die alten Dichter betrachteten die Architektonik der Komposition im allgemeinen als etwas Wesentlicheres als die modernen. Von Horaz aber gerade finde ich, daß er trotz des reflektierenden Charakters seiner Poesie kein Freund der strengen Ordnung war. So gewinnbringend es also auch ist, kurz, scharf und klar den Inhalt seiner Gedichte zusammenzufassen, so gefährlich und verwirrend ist es, sich gliederreiche Dispositionen zu ergrübeln und ihm einen ans Pedantische streifenden Ordnungssinn anzudichten.

---

9. Die Urbanität.

(Begriffsbestimmung gewonnen aus der Repetition von Horaz Epist. I, 7.[1])

Die siebente Epistel des ersten Buches (Quinque dies tibi pollicitus me rure futurum) sei gelesen und im einzelnen erklärt worden. Die einfachste, aber kunstlose und nicht recht ergiebige Art der Wiederholung würde darin bestehen, das Ganze noch einmal übersetzen zu lassen mit Verwertung der gemachten Verbesserungen und eingefügten Erklärungen. Das wäre mehr ein Examinieren als ein eigentliches Unterrichten, und im Gegensatz zum Unterrichte würde es sich dabei um weiter nichts handeln, als „den gegenwärtigen Wissensbestand zu untersuchen." Von dieser ist wesentlich jene andere Repetition verschieden, welche mit einem „Umlernen und Zulernen" verbunden ist.[2]) Bei dieser gilt es nicht allein, das Ausgebreitete ins enge zusammenzuziehen, sondern auch Lücken auszufüllen, Folgerungen zu ziehen, kurz nach Bewältigung der nächsten Schwierigkeiten „zum Leichteren das Schwere zu fügen." „Hier verändert sich der Vortrag selbst, der jetzt einer höhern Stufe genügen will."[3]) Zwar wird man sich auch bei der Interpretation schon nicht an der bloßen „Darbietung des Neuen" genügen lassen; aber zur vollen Klarheit kann auch das sorgfältig erklärte Einzelne erst bei einer abschließenden Repetition gelangen, wenn es im Lichte des Ganzen gezeigt wird. So erst kommt Ordnung in das neue Wissen, so erst wird es vor dem Verwehtwerden geschützt, so allein, wenn man gewissermaßen die ganze geistbildende und seelenerwärmende Kraft, welche über die weite Fläche des

---

[1]) Wo die Horazlektüre und der deutsche Unterricht in einer Hand liegen, wird derartiges auch in deutschen Stunden behandelt werden können.

[2]) Kern, Grundriß der Pädagogik, § 35.

[3]) Herbart, Umriß pädagogischer Vorlesungen, § 120—122.

Stoffes verbreitet und zerstreut liegt, in einen Punkt sammelt und klug gewählten Zielen zulenkt, kann man erwarten, daß es dem Schüler ins Leben dringt und einen Beitrag liefert zur Gestaltung seines Innern.[1])

Freilich schon ein nochmaliges, von Mißverständnissen geläutertes Durchübersetzen in beschleunigtem Tempo regt den Schüler zum Überschauen des Ganzen an. War er vorher durch die Schwierigkeiten des Einzelnen wie festgebannt, so sucht er jetzt mit dem frei gewordenen Teile seiner Kraft, von einem natürlichen Instinkte getrieben, aus diesem sich darbietenden Vielen etwas Einheitliches zu machen. Aber im Grunde kann er dies, wenn die Wiederholung im bloßen Nachübersetzen besteht, nur durch eine Art willkürlicher Zerstreuung, welche vom Standpunkte des Lehrers eher Tadel als Anerkennung verdient. Gerade die besten Schüler sind während der mechanischen Wiederholungsstunden in diesem Sinne zerstreut. Durch die Gegenstände des Unterrichts selbst sind sie in diese Verfassung gebracht worden, und man darf deshalb darin ein Symptom des erregten, aber unvollkommen befriedigten Erkenntnisdranges erblicken. Diesem dunkeln Verlangen, welches sich als Zerstreuung äußert, wird die Wiederholung, um die Aufgabe der Interpretation zum Abschluß zu bringen, Rechnung tragen müssen.

Ja ich behaupte, daß die Reproduktion und Ausnutzung des Gelesenen in Prima weit wichtiger ist als das Lesen selbst und die Interpretation des Einzelnen. So paradox das auch vielen scheinen mag, die immer nur den bequemen geraden Weg gewandelt sind, so wird doch damit für die mit den Hauptsätzen der wissenschaftlichen Pädagogik Vertrauten durchaus nichts Neues gesagt. Wird doch mit einer solchen Wiederholung auf nichts anderes hingezielt als auf jene

[1]) Das Ziel, welches hiermit der Repetition gesteckt wird, würde also etwa der vierten und fünften unter den „formalen Stufen" Zillers entsprechen, auf welchen es sich nach der „Vorbereitung des Neuen", der „Darbietung des Neuen" und der „Erzeugung des Begriffes" um „die Fixierung des Begrifflichen" und „die Anwendung des Gelernten" handelt. Wiget (Die formalen Stufen des Unterrichts) sagt zwar ausdrücklich (S. 56), bei der Repetition eines durchgearbeiteten Stoffes fänden die formalen Stufen keine Anwendung. Die Wiederholung habe vielmehr „von den Stichworten auszugehen und den Stoff in systematischer Ordnung zu durchlaufen." Aber es ist offenbar, daß er dabei eine examinierende, nicht eigentlich lehrende Repetition im Sinne hat.

Vertiefung und Besinnung, welcher Herbart einen so hohen Wert beilegt. Wenige von den pädagogischen Terminis bezeichnen so Wichtiges mit so glücklicher Klarheit, wenige haben deshalb auch eine so gewinnende Kraft gezeigt. Ein weiter Zwischenraum trennt freilich die Theorie von der Praxis. Der historischen Lektüre gegenüber ist die Aufgabe leichter zu lösen, selbst wenn man es, wie z. B. bei den Wiederholungen von Abschnitten des Tacitus nicht bloß mit dem Geschehenen, sondern zugleich auch mit der Auffassung des Schriftstellers zu tun hat. Freilich bietet das Detail der militärischen Geschichte, wie solches auch beim Tacitus ganze Bücher füllt, selbst wenn es aus allen möglichen Gesichtspunkten betrachtet und in alle seine Beziehungen verfolgt wird, keinen sonderlich reichen Ertrag für die höheren Ziele des Unterrichts. Anders steht es nicht nur mit der philosophischen, sondern auch mit der poetischen Lektüre. *Καὶ φιλοσοφώτερον καὶ σπουδαιότερον ποίησις ἱστορίας ἐστί.* Was der Historiker berichtet, hat äußere Größe vor dem Werke des Dichters voraus; die Poesie aber besitzt mehr Innerlichkeit und ist, wenn es wahre Poesie ist, wahrer als die mit gewöhnlichem Auge geschaute Wirklichkeit. Daß dem so ist, zeigt sich namentlich an den poetischen Behandlungen historischer Stoffe: wo selbst die genaueste Geschichtserzählung schon aufhört, da fängt der Dichter erst an, um seinen Stoff zu gestalten und in die Tiefe zu arbeiten.[1]) Dazu kommt, daß die Werke des Dichters auf engem Raume des Bedeutsamen so vieles bieten, während in dem historischen Werke das Bedeutsame über eine weite Fläche ausgebreitet ist. Liest man nun gar so langsam, wie wir Tacitus Annalen doch mit Rücksicht auf die formellen Schwierigkeiten mit unseren Schülern lesen, selbst wenn wir in einem für die Schule schnellen Tempo lesen, so wird man, falls man sich nicht entschließt, sich aus verschiedenen Büchern ein bedeutendes Ganzes zusammenzustellen, weite Strecken durchwandern müssen, die dem Historiker sehr interessant sein und auch dem Schüler wegen der hervorragenden Kunst der Schilderung sehr gefallen mögen, die aber bei einer nachfolgenden Wiederholung für das ideale Ziel des Unterrichtens wenig Gewinn abwerfen. Der Historiker kredenzt, auch wenn er gedankenreich ist, einen mit Wasser stark gemischten Wein, wohingegen der wahre Dichter, auch wenn er einen an sich geringfügigen Stoff be-

[1]) G. Freytag, die Technik des Dramas, S. 13.

handelt, einen starken, feurigen Trank bietet, der frisches Leben glühend durch die Adern rinnen läßt. Denn mit so verschiedenen Namen man auch die Arten des Interesses benennen mag, so viel ist klar, daß alle andern nicht bloß an Wichtigkeit überragt werden durch das ethische, psychologische und religiöse Interesse, sondern auch in irgend einer Weise in diese zuletzt genannten Arten münden müssen, um überhaupt berechtigt zu sein. So umfaßt die höchste Seele nach Aristoteles die niedern Seelenformen, obgleich natürlich diese niedern losgelöst von jener bestehen und wirken können. Hätte jene empfohlene Vielseitigkeit des Interesses nicht die Tendenz zu einer solchen Einheit, so könnte man doch auch nicht im Sinne Herbarts von der Charakterbildung als dem letzten und einheitlichen Ziele des erziehenden Unterrichts reden.

Die genannte Epistel versetzt uns mitten in den Verkehr des Horaz mit dem Mäcenas. Das Tatsächliche aus der Veranlassung derselben und aus der Erwiderung des Horaz wird der Schüler, auch ohne daß ihm eine subtile Erklärung darüber erst die Augen zu öffnen braucht, wiedererzählen können. Gewöhnlich macht er dabei nur zu viel Worte, so daß die beabsichtigte Klarheit des grob materiellen Hauptgedankens durch das unproportionierte Hereinziehen von Einzelheiten verhindert wird. Man muß immer wieder das Wort Lichtenbergs in die Erinnerung rufen, der um Entschuldigung bittet des langen Briefes wegen: er habe nicht Zeit gehabt, einen kurzen zu schreiben. Nicht jede Kürze ist allerdings zusammengedrängte Fülle: viel häufiger ist Kürze in Schülerantworten und Schüleraufsätzen Gedankenarmut oder Unfähigkeit die vorhandenen Schätze zu heben; nicht jede Fülle ist nichtige Weitschweifigkeit und nachlässige Unbesorgtheit: nicht selten ist sie auch in Schülerleistungen der Ausdruck wirklichen Reichtums und eifrigen, sich nicht schnell selbst genügenden Interesses. Wenn irgendwo, so ziemt sich aber Kürze bei der Formulierung des Argumentes. Nur wer den leitenden Gedanken eines längeren Abschnittes in wenige, für eine erste, allgemeine Feststellung des Hauptsächlichen ausreichende Worte, von denen keines überflüssig ist, zusammendrängen kann, hat das Ziel klar vor sein Auge gebracht. Man wird außerdem in Prima verlangen dürfen, daß die Antwort auf solche Fragen wenigstens in lateinischer Sprache erfolge. Dabei droht eine andere Schwierigkeit, zumal bei der Rekapitulation des bei

einem Dichter Gelesenen. Man mag auch noch so oft ermahnen, ut omni abstineant tralationum audacia ac suis quidque propriisque verbis dicant: wie die Schüler der untern Klassen, wenn sie „ein Gedicht in Prosa übersetzen" sollen, klammern sie sich ängstlich an dem Ausdruck des Dichters fest und bringen durch diese Verbindung des Heterogenen etwas jenem Ungeheuer Ähnliches zustande, welches Horaz im Anfange der Ars poetica beschreibt. Das ist aber in sachlicher und in formeller Hinsicht gleich bedenklich. Zunächst muß dem Schüler zum Bewußtsein gebracht werden, daß jener kurze Ausdruck, auf den er das gelesene Viele bringen soll, nicht durch einfaches Auslassen, sondern durch Zusammenziehen erreicht wird. Außerdem ist es geschmacklos und ein Verstoß gegen ein stilistisches Hauptgesetz, poetische Blümchen beizumengen, wo es auf die möglichst knappe, klare und nüchterne Darlegung eines Hauptgedankens ankommt. Horaz selbst würde das als ein Aufnähen bunter Lappen bezeichnen (purpureus, late qui splendeat, unus et alter adsuitur pannus, epist. II, 3, 15). Wie schwer es übrigens ist, rekapitulierend den höchsten und doch berechtigten Anforderungen zu genügen, kann jeder Lehrer an sich erfahren, wenn er sich selbst den Zwang solcher Formulierungen auferlegt. Zugleich beweisen es die Schulausgaben, die doch in dieser Hinsicht viel zu wünschen übrig lassen. Ja selbst die wissenschaftlichen Erörterungen über die Tendenz einer Satire oder über den Grundgedanken eines Platonischen Dialogs oder über den Bau einer Tragödie verfolgen doch kein anderes Ziel als eben dieses, für das Allerwichtigste, dem sich das übrige unterordnet, eine kurze und bezeichnende Formel zu gewinnen. Das mahnt zur Nachsicht und zu hilfreicher Bereitwilligkeit.

Beim Beginne solcher Repetitionen handelt es sich freilich nur um ein vorläufiges Allgemeines; am Schlusse der Stunde erst wird man als letztes Resultat der eindringenden Bemühungen eine wirklich fein zugespitzte Formel von zwingender Klarheit aufstellen können. Horaz bietet in dieser Hinsicht ganz besondere Schwierigkeiten. An dem Fehler der Dunkelheit leidet er, wie schon Sueton bemerkt, ganz und gar nicht. Höchstens könnte man einigen feierlichen Oden, die er seiner Natur abgerungen hat, diesen Vorwurf machen. Aber er verfolgt in den Episteln und Satiren sein Ziel kaum je auf dem geraden und nächsten Wege. Man gerät deshalb leicht in dem Be-

streben, alles Einzelne methodisch für das Verständnis des Ganzen auszunutzen, auf Abwege. Auch diese Epistel hat viel geistreiche Einzelheiten, welche nur an einem Punkte mit der Hauptsache zusammenhängen und zu erzwungenen Erklärungen verleiten, wenn man die relative Selbständigkeit solcher Glieder nicht anerkennt.

Auf die Frage nach der Absicht des Schreibenden wird der Schüler, lateinisch denke ich ebensogut wie deutsch, etwa so antworten können: Mäcenas habe sich über das lange Fernbleiben des Horaz beklagt, habe ihm wohl gar Undankbarkeit vorgeworfen. Der Dichter erwidert ihm unumwunden, daß er den ganzen Herbst, ja noch den ganzen Winter über fern zu bleiben und erst im Frühling nach Rom zurückzukehren gedenke. Die Rücksicht auf seine Gesundheit zwinge ihn dazu. Wolle ihm Mäcenas diese Freiheit nicht gewähren, so sei er bereit ihm alle seine Wohltaten zurückzuerstatten.

Dies die tatsächliche Grundlage des Briefes. Der Schüler selbst aber muß fühlen, daß damit nicht der Eindruck, den das Ganze auf ihn gemacht hat, wiedergegeben ist. Nach jener Formulierung muß man einen gereizten Ton in der Erwiderung des Horaz zu finden erwarten. Doch dem ist nicht so. Horaz erklärt zwar in unzweideutigen Worten, den Bitten des Mäcenas nicht nachgeben zu können; aber er versteht es, dieser Erklärung den Stachel zu nehmen. Ist ferner nach dem ganzen Tone der Epistel auch nur die leiseste Gefahr, daß dieser Zwiespalt die Freundschaft lösen könnte? So sicher es ist, daß Horaz um jeden Preis den Bedürfnissen seiner Natur gemäß zu leben entschlossen ist, so klar zeigt anderseits die ganze Färbung des Briefes, daß Mäcenas bei seinem Verlangen nicht eigensinnig beharren wird.

Und welches sind die Mittel, durch welche er seiner Antwort das Verletzende nimmt? Es sind zunächst dieselben, durch welche er seiner moralischen Satire überhaupt eine einschmeichelnde Wirkung gesichert hat: er mildert die Strenge der Wahrheit, wie überall so auch hier, durch eingestreute Scherze oder durch scherzhafte Einkleidungen (ridentem dicere verum quid vetat? sat. I, 1, 24). Dahin gehört die Erzählung von der taktlosen Gastlichkeit des calabrischen Bauern, dahin die Fabel von der Maus und dem Wiesel, dahin endlich die lange Erzählung vom reichen Philippus und armen Voltejus Mena, welche mehr als die Hälfte des Briefes einnimmt.

Doch durch Scherze allein täuscht man den Freund über eine

kränkende Erklärung, die man ihm nicht ersparen kann, nicht hinweg. Daß Horaz sich gedrungen fühlte, mehr zu tun, wirft auf diese Freundschaft sowie auf den Charakter der beiden Freunde ein helles und vorteilhaftes Licht. Mäcenas zeigt den Egoismus der Liebe, der doch von allen Formen des Egoismus die verzeihlichste ist und sogar etwas Ehrendes und Schmeichelndes enthält für den, welchen er belästigt. Nicht wie einen Diener, dessen Abwesenheit ihm Unbequemlichkeiten verursacht, ruft er den Horaz zurück, sondern wie einen Freund, in dessen Umgange allein er sich der bessern Hälfte seines Wesens freudig bewußt wurde. Und Horaz, der es für Freundespflicht hielt, selbst für die Fehler des Freundes nach Entschuldigungen zu suchen (sat. I, 3, 25 u. f.), sollte für die liebevolle Ungeduld des weichlichen und kränklichen Mäcenas eine schroffe, nur durch Scherze notdürftig gemilderte Antwort gehabt haben! Was täte er nach der gewöhnlichen Auffassung des Briefes auch anderes, als daß er im Gefühle seiner Unentbehrlichkeit dem Egoismus des Freundes in einer allenfalls noch annehmbaren Form seinen eigenen Egoismus gegenübersetzte? Im Gegenteil, diese Antwort macht seinem Herzen nicht weniger Ehre als seinem Kopfe. Der Anfang ist weihevoll und im Tone des ungemischten Ernstes gehalten, ebenso frei von Scherz als von Unmut und Empfindlichkeit, und erst nachdem er zu dem Herzen des Freundes gesprochen hat (ad mare descendet vates tuus — te, dulcis amice, reviset), geht er zu einer verstandesmäßigen Behandlung der Sache über.

Mit seltener Einstimmigkeit bewundert man die Urbanität dieses Briefes. A. W. Schlegel bezeichnet die Sermonen des Horaz als die ewigen Urquellen der Urbanität. Wer diesen Begriff also sicher erfaßt hat, wird in der Erkenntnis des Horaz überhaupt ein gutes Stück vorwärts gekommen sein.

Welchen Aufschluß gewährt zunächst die Etymologie über urbanitas? Es ist die Art des Städters und zwar des Bewohners von Rom. Denn urbs ist die Stadt, Rom. Und der Gegensatz dazu? Rusticitas, die Art des Landmannes. Doch worin zeigt sich beides? Dem Äußern setzt man das Innere gegenüber, und hinsichtlich des Innern pflegt man die intellektuellen Eigenschaften von den moralischen zu scheiden. Das städtische und das bäurische Wesen zeigen sich zunächst im Äußern, in der Tracht wie in der Haltung. Auf der einen Seite gefällige Glätte und Geschmeidigkeit, auf der anderen starre Plumpheit und

anstoßende Geschmacklosigkeit. Und welche Verfassung des Innern entspricht diesem Äußern? Hier ein freundliches Eingehen auf die Wünsche und auf die Natur des anderen; dort eine beleidigende Geradheit, welche der vielfältigen Bedingtheit der menschlichen Verhältnisse nicht Rechnung zu tragen versteht. So in moralischer Hinsicht. Dazu das intellektuelle Gegenstück? Vor allem charakteristisch ist die Rede des einen und des andern. Hier eine freie Beweglichkeit, die sich zum geistreichen Gedankenspiel erhebt, dort eine Gebundenheit und Ungeschicklichkeit, die nichts bei der Behandlung zu mildern und abzustufen versteht.

Man suche nunmehr nach deutschen Äquivalenten für diese so oft bei den römischen Schriftstellern wiederkehrenden Worte. Die Urbanität des Äußern wird der Schüler Gewandtheit des Benehmens nennen, in der Urbanität des Herzens wird er wahrscheinlich die Höflichkeit wiedererkennen, die Urbanität des Geistes endlich wird er glauben passend als geistreiches, witziges Wesen definieren zu können. Ist es demnach nicht ein Mißbrauch, wenn man deutsch schreibend von Urbanität redet? Aber auch Leute von Geschmack tragen kein Bedenken, dieses Wort zu gebrauchen; ja große Schriftsteller verwenden es in den höheren Formen der Darstellung. Das Wort gehört also zu den berechtigten Fremdwörtern. Welches ist nun jener bei der Übertragung unauflösliche Rest, dem zuliebe man das lateinische Wort auch in den modernen Sprachen beibehält? Das lateinische Wort ist ja so durchsichtig. Weshalb fährt man fort, das eigentümliche Wesen des Städters lateinisch zu bezeichnen? Hat denn das Zusammenleben in Städten heute seine Wirkung eingebüßt? Welches ist der artbildende Unterschied, welcher zu dem, was wir heute städtisches Wesen nennen, gefügt, die Urbanität ergibt? Zunächst ist klar, daß wir bei dem Ausdruck „städtisches Wesen" nur an die Äußerlichkeiten des Lebens denken, wohingegen die Römer bei der **urbanitas** bald vom Äußern absahen und mit dem Worte ausschließlich eine aus verschiedenen Elementen zusammengesetzte und ebendeshalb schwer zu definierende Form des Geistigen und Sittlichen bezeichneten. Rühmt man aber auch nicht heute noch dem Aufenthalte in der Stadt eine besondere Wirkung nach, den Geist zu schärfen und den Charakter für die Bedürfnisse der Geselligkeit zu bilden? Wenn also bedeutende Männer und große Schriftsteller trotzdem fortfahren zur Bezeichnung eines

gewissen Zustandes, einer gewissen Handlungs- und Behandlungsweise das lateinische Wort zu gebrauchen, so beweist das deutlich, daß wir es hier mit einem für die Tendenz des antiken Geistes höchst bezeichnenden Begriffe zu tun haben. Dem Sinne solcher Worte nachspüren, heißt nicht in müßigen Wortklaubereien die Zeit vergeuden, sondern heißt zur Seele des Altertums selbst in Beziehung treten.

Welches ist der beste Gewinn, den ein dauernder Aufenthalt in der Stadt, Hauptstadt, Großstadt, Residenz gewährt? Jene angenehme Geschmeidigkeit des Wesens (morum facilitas ac suavitas). Diese läßt sich nur im häufigen Verkehr mit andern erwerben, die gleichfalls die natürliche Rücksichtslosigkeit ihrer individuellen Natur schon zu zügeln gelernt haben, und man wird sie deshalb nicht bei dem Landmanne oder Kleinstädter suchen dürfen, der nur mit wenigen und nur mit solchen verkehrt, die ihre Natur noch nicht durch feinere Umgangsformen geschult haben; ebensowenig freilich wird man sie bei dem einsamen Gelehrten und Denker suchen dürfen, der, nur im Verkehr mit sich, vorsichtige Rücksichten zu nehmen nicht gelernt hat. Also decken sich Urbanität und Höflichkeit? Kann man sagen, Horaz habe auf das Quälen des Mäcenas, er möge doch endlich nach Rom zurückkehren, mit diesem höflich ablehnenden Briefe geantwortet? Wie unbezeichnend wäre dieses Lob! Vielleicht ist die Urbanität, als der offenbar engere Begriff, eine Potenzierung der Höflichkeit, eine ungewöhnlich hoch gesteigerte Höflichkeit? Aber verkehrt sich die Höflichkeit, wenn sie potenziert wird, nicht vielmehr in unbezeichnende Glätte, in fade Schmeichelei, ja in offenbare Lüge? Man steigere aber die Urbanität: sie wird Urbanität bleiben und um so siegreicher den Sinn gefangen nehmen. Wo also liegt der Unterschied? Der Urbane mildert den Tadel und den Einspruch; aber er entkräftet seine wahre Meinung nicht bis zur Unkenntlichkeit, noch hebt er sie gänzlich auf, wie dies in der Art des bloß Höflichen liegt. Oder redet Horaz in diesem Briefe nicht mit einer so unzweideutigen Klarheit, daß einem an die Sprache der bloßen Höflichkeit Gewöhnten die Erwiderung fast unhöflich scheinen könnte?

Demnach sucht auch die Urbanität nach Milderungen der strengen Wahrheit. Ist sie also nicht gleichfalls der Lüge verwandt? Wie darf sie als ein Vorzug gelten? Welches ist ihre sittliche Berechtigung? Sie schont nicht die Schlechtigkeit oder gar die Verkehrtheit, sondern

die natürliche und nicht unedle Empfindlichkeit des andern und ist ihrer Wirkung darum sicherer, weil sich ihr der Sinn nicht in instinktiver Gegenwehr verschließt. Aber verhindert sie nicht doch den Sieg der einfachen Wahrheit, und wäre es uns nicht besser, wenn es nirgends weder Höflichkeit noch Urbanität gäbe? Man denke sich die Urbanität und alles, was zu andern Zeiten und bei andern Völkern sich eine in der Lebenskunst weniger erfahrene Gesellschaft an Surrogaten der Urbanität gebildet hat, aus dem Leben hinweg, und der Anstöße und Zusammenstöße werden so viele sein, daß die Menschen statt in geselliger **humanitas** bald in ungeselliger **feritas**, wie die Kyklopen, leben werden.[1]) Man erwäge, wie schwer es war, den Menschen zum Menschen zu gesellen. Sind Höflichkeit und Urbanität also Triebe

---

[1]) Der Primaner muß aus Cicero wissen, wie echt menschlich dem gesamten Altertum dieser Trieb zum Zusammenleben schien (ζῷον πολιτικόν). Er begreift danach, wie dieser Geselligkeit schaffende Trieb von den römischen Schriftstellern auch als **humanitas** bezeichnet werden konnte. Gleichwohl heißt dies der **urbanitas** zuviel Ehre antun. Denn mag sie auch echt menschliche Geselligkeit schaffen, so ist sie doch nicht selbst die schönste Blüte, welche sich aus dem Boden der menschlichen Natur gewinnen läßt. So heißt auch **inhumanitas** nicht bloß unmenschliche Härte und Grausamkeit, sondern bezeichnet auch oft genug die plumpe und ungebildete Grobheit. Sind das nun bloße Ungenauigkeiten, Schwankungen der Nachlässigkeit, wie sie auch bei den größten Schriftstellern mitunterlaufen, von denen man schweigen muß, damit die mühsam erworbene Klarheit der Schüler nicht wieder getrübt werde? Das der Anknüpfung widerstrebende Einzelne gehört nicht in die Schule; nur was typischen Wert und gewissermaßen die Tiefe des Symbols hat, läßt sich für die Zwecke eines Unterrichts ausnutzen, welchem es nicht genügt, bloß Kenntnisse mitzuteilen. **Humanitas** aber statt **urbanitas**, **inhumanitas** statt **morositas** oder **asperitas agrestis** gesetzt, bieten, wenn richtig beleuchtet, das Interesse eines psychologischen Phänomens, und dieser einzelne Fall wird zum Repräsentanten vieler ähnlichen Erscheinungen in den alten wie in den modernen Sprachen. Wenn auch nicht am Tage dieser Repetition, so doch daran anknüpfend bei nächster Gelegenheit wird man diese Abschwächung eines starken Wortes erklären müssen. Die Lösung wird ungefähr so lauten. Nur für den feingebildeten Sinn ist der angemessenste Ausdruck auch der stärkste: für die große Menge muß man gröber und stärker reden. Ja selbst wer hellen, klaren Sinnes ist, greift oft genug, um der Sache, die ihn stark erregt und sein Interesse gefangen hält, ganz zu genügen, statt nach dem genau entsprechenden Ausdruck nach der nächst höheren Potenz. Geschieht das bei demselben Worte häufiger, und geben auch angesehene Schriftsteller dieses Beispiel, so sinkt der Kurs des Wortes, und es wird bald regelmäßig durch jenes stärkere, aber nicht genau dem beabsichtigten Sinne entsprechende ersetzt.

eines entarteten, für Geradheit und Wahrheit nicht mehr empfänglichen Zeitalters, oder reichen ihre Wurzeln bis in die wesentlichen Eigentümlichkeiten aller menschlichen Anlage zurück? Sie leiten sich her aus den Schwierigkeiten, welche die ungemischte und unbearbeitete Wahrheit von jeher dem menschlichen Charakter bereitet hat. Wofür soll man aber die Urbanität halten, wenn man sie auch nicht als die höhere Potenz der Höflichkeit bezeichnen darf? Höflichkeit mag zu allen Zeiten die Tugend der wirklichen Geselligkeit gewesen sein; die Urbanität aber ist die Tugend der idealen Geselligkeit und kann nur von reich und voll ausgestatteten Menschen geübt und gewürdigt werden. Die Urbanität ist die Blüte antiker Lebenskunst, und Horaz wird mit Recht als derjenige bezeichnet, welcher sie mit dem größten Glück auf den Boden der Literatur übertragen hat. Was aber unterscheidet sie von der nivellierenden Höflichkeit, die stets in Lüge und Falschheit überzugehen Neigung hat? Sie fürchtet nicht feige anzustoßen, wiewohl sie nach Kräften anzustoßen vermeidet; sie hütet sich vor jeder Maßlosigkeit in der Erwiderung, welche den andern nicht belehrt noch bekehrt, sondern ihn nur aufbringt und in seiner Überzeugung befestigt; sie weiß mit dem Urteil an sich zu halten und die Entscheidung für eine passendere Gelegenheit aufzusparen; sie behandelt alles leise und deutet das Unangenehme an, anstatt es deutlich zu nennen und in zornigem Tone herauszuschreien (acriter elatrare, epist. I, 18, 18); der Urbane endlich versteht es, seinen Eifer zu mäßigen und die Ausbrüche natürlicher Leidenschaftlichkeit, zumal wenn der Gegenstand des Streites ein geringfügiger ist, zurückzudrängen (non propugnat nugis armatus, epist. I, 18, 16).

Doch damit ist das Lob der Urbanität, welches man mit merkwürdiger Übereinstimmung gerade diesem Briefe vor allen andern gespendet hat, keineswegs erschöpft. Virtus est medium vitiorum et utrimque reductum (epist. I, 18, 9). Bezeichnet die Urbanität wirklich nur die glückliche Mitte zwischen der bäurischen Geradheit und der falschen und faden Schmeichelei? Der Schüler wird es verneinen. Doch woran soll man anknüpfen, um mehr aus ihm herauszuziehen? Man könnte ihm bezeichnende Stellen aus Quintilian (VI, 3), aus Cicero (namentlich aus dem zweiten Buch de oratore), aus Horaz selbst citieren. Damit wäre aber wenig zu gewinnen, wenn in ihm selbst nicht schon ein zwar verschwommenes, aber der Hauptsache nach richtiges Bild der Urbanität vorhanden wäre.

Denn mehr Gewinn als von einigen Citaten darf man sich für die Aufhellung eines Begriffes aus einer Ausnutzung der vom Schüler unbewußt und allmählich gesammelten Erfahrung versprechen.[1]) Zur Stärkung seines irre werdenden Gefühls mag man ihm Beispiele und klassische Stellen bieten[2]); wenn in ihm selbst aber keine verwandte Stimmen auf unsere Fragen leise ertönen, ist die Mühe vergeblich. Zu dem Vielen, was er sich anlernt, kann er sich auch noch einige subtile Definitionen wichtigerer Begriffe anlernen; hat man sie ihn aber nicht so gewinnen lassen, daß er dabei wichtige Gebiete seines eigensten Besitzes ordnend und klärend durchstreift, so ist er durch diesen Zuwachs nicht reicher geworden, sondern schwerfälliger und hat nur gelernt, was sehr bald, ohne den geringsten Niederschlag zu hinterlassen, wieder aus seiner Erinnerung schwinden wird. Für jeden Begriff nun, der zum Allgemeingut der Sprache gehört, findet sich in unserem Innern eine Summe von Erfahrungen, obgleich wir uns nur in den seltensten Fällen auf die besondern Gelegenheiten unseres Lebens oder auf die einzelnen Stellen in Büchern, welche sie uns haben entstehen und wachsen lassen, besinnen können. Was von der Muttersprache gilt, gilt aber auch von der fremden Sprache, und zwar nicht bloß für die Begriffe, welche sich mit den entsprechenden der Muttersprache vollständig decken, sondern auch für die andern, die man nicht, ohne einen Rest zu lassen, ins Deutsche übersetzen kann. Zu dieser zweiten Klasse gehören im Lateinischen **urbanitas, humanitas, liberalitas, illiberalitas, modestia, elegantia, virtus** und viele andere. Für einen Schüler, der neun Jahre lang in täglichem Verkehr mit dem Lateinischen gewesen ist, können das unmöglich leere Worte sein: er ist ihnen oft begegnet, und, wie auch noch so schnell fließendes Wasser einen Niederschlag bildet, so müssen selbst flüchtige Berührungen minimale Beiträge zum Verstehen solcher Begriffe liefern. Im Laufe der Zeit bildet sich so eine stattliche Summe unbewußten Wissens, welche ans Licht hervorzutreiben, wenn die Zeit erfüllt ist, mit zu den Aufgaben unserer Sokratischen Hebammenkunst gehört. Die einzelnen Stellen und Beispiele, die man dann wohl anführt, um den

---

[1]) **Willmann**, Pädagogische Vorträge, IV: Der Unterricht und die eigene Erfahrung des Zöglings.

[2]) Man erinnere z. B. an Thucyd. II, c. 37 u. 40, wofern die Perikleische Leichenrede behandelt war.

Prozeß des Findens zu beschleunigen, haben, selbst wenn man deren viele bietet, nicht die Bedeutung eines vollständigen Materials, sondern unter der Voraussetzung eines schon vorhandenen, aber noch schlummernden Wissens wollen sie zum Erwecken und zum Durchprüfen des erworbenen Vorrats an Gedanken und Erfahrungen eine Anreizung bieten.

Wenn man also an dieses im Innern des Schülers vorhandene Bild der Urbanität, vielleicht auch an einige dem Lehrer geradezu bekannte Erfahrungen appelliert, die er während der Lektürestunden des letzten Jahres gemacht haben muß, so wird man ihn ohne große Mühe zu dem Geständnis bringen, daß mit Urbanität nicht bloß ein ohne Falsch geschmeidiges Wesen bezeichnet wird, welches schonend und rücksichtsvoll das Unangenehme zu mildern versteht, sondern zugleich eine feine intellektuelle Blüte, ja daß auch jene moralische Urbanität nicht mit der schonenden Gutmütigkeit des natürlichen Menschen zu verwechseln ist, sondern daß man damit eine Tugend des Herzens bezeichnet, welche sich immer nur im Verein mit einer eigentümlich glücklichen Kultur des Geistes findet. Auch von dieser zweiten Urbanität bietet Horaz im allgemeinen und dieser Brief an Mäcenas im besondern ein deutliches Beispiel. Sie liegt in der Mitte zwischen der Strenge der eigentlichen Wissenschaft und der ungebildeten Roheit, zwischen der pedantischen Genauigkeit und Gründlichkeit und der naturalistischen Nachlässigkeit. Diesen Charakter zeigen sämtliche Sermonen des Horaz. Diese Urbanität legt allerdings oft die Maske des leichtfertigen Scherzes und des oberflächlichen Hinwegeilens über die Schwierigkeiten an; aber sie bezeichnet doch eine wahre und in ihrer vollen Entfaltung seltene Eigenschaft, welche sich nur bei Schriftstellern ersten Ranges findet. Durch die gefällige Art der Behandlung weiß sie der strengen Wahrheit Anhänger zu gewinnen. Daß die Urbanität mit der wahren Tiefe und dem wahren Ernst vereinbar ist, beweist das Beispiel des Sokrates und des Plato, welche beide, trotz gelegentlicher Pedanterieen, Muster von Urbanität (ἀστειότης) sind. Der Schüler wird nämlich Neigung zeigen nicht hinlänglich hoch zu greifen und wird die Urbanität Wunder wie gewürdigt zu haben glauben, wenn er sie als weltmännische Gewandtheit auffaßt, welche den höchsten Problemen menschlichen Nachdenkens wohl eine wohlwollende Verbeugung macht, sich aber vor allem längeren Verweilen bei dergleichen und vor allem

Eindringen wie vor einer geschmacklosen und den Sinn verwirrenden Pedanterie hütet. Demgegenüber muß man betonen, daß es für Horaz, zumal in der zweiten Hälfte seines Lebens, nichts Wichtigeres gab, als sich im Verkehr mit den Philosophen und durch Einkehr in sich selbst über die Natur und die Pflichten des Menschen klar zu werden. Bald stellte er die Philosophie sogar über die Poesie. Quid verum atque decens curo et rogo et omnis in hoc sum. Urban sind seine Sermonen also nicht, weil sie etwa mit einem idealen Firnis überzogen wären, sondern im Gegenteil, weil Themata von höchster Bedeutsamkeit, welche auf das den Menschen überhaupt Interessierende zielen, mit der Leichtigkeit des wahrhaft Freien darin behandelt werden.

Machen wir davon die Anwendung auf den vorliegenden Brief. Horaz bietet auch hier, wie fast überall, wo er seine persönlichen Verhältnisse behandelt, einen Beitrag zur Kenntnis des Menschen überhaupt: auch seine individuellen Bekenntnisse werden durch eine bald latente, bald klar hervortretende Philosophie geadelt. Diesem natürlichen Zuge in die Tiefe verdanken seine Sermonen ihre unverlierbare Bedeutsamkeit: er bietet stets viel Gehaltreicheres, als man nach den zufälligen Veranlassungen für möglich halten sollte. Ohne affektierte Bescheidenheit redet er von sich und seinem Verhältnis zum Mäcenas; unmerklich aber tritt an die Stelle des Horaz das Bild eines Menschen, der in ruhigem Selbsterziehungsprozesse seinen Schwerpunkt gefunden hat und sich der berechtigten Tendenz seiner Natur zu klar bewußt geworden ist, als daß er auf das Drängen anderer hin davon abgehen könnte. Weil dieser allgemeine Gedanke die Seele von dem ist, was er dem Mäcenas antworten möchte, kostet es ihm nichts, Beispiele zu wählen, die sich mit seiner und des Mäcenas Individualität in dem, was für jenen höheren Gedanken gleichgültig ist, nicht decken. Durch diese glückliche Verallgemeinerung des Persönlichen hat der Gegenstand ein Interesse gewonnen, welches zu seiner flüchtigen Veranlassung in keinem Verhältnis mehr steht. Aber Horaz trägt seine Lebensweisheit nicht professoria lingua (Tacitus ann. XIII, 14) vor: keinerlei acutulae ratiunculae, keine Partitionen und Definitionen geben ihr das Aussehen des Erquälten, in übermenschlicher Denkanstrengung Gewonnenen; alles scheint vielmehr in natürlicher Leichtigkeit und Notwendigkeit auf dem Baume eines natürlichen und wahrhaft menschlichen Lebens gewachsen. Zum Teil ist das auf die poetischen Eigenschaften der Ser-

monen zurückzuführen. Denn Horaz ist auch hier weit mehr Dichter, als man gewöhnlich annimmt, zu leichtgläubig auf seine eigene Versicherung, daß er in den Sermonen kein Dichter sei, vertrauend. Erstens ist es grundfalsch, was man immer wieder sagen hört, die Sprache der Satiren und Episteln biete ein Bild der Umgangssprache, wie sie in den höheren Kreisen der damaligen Gesellschaft gesprochen wurde. Im Gegenteil, diese wunderbar temperierte Sprache, welche alle Nuancen zwischen dem lässigen Plauderton und dem hochgesteigerten Pathetischen durchläuft, diese nebenbei auch an syntaktischen Kühnheiten wie an Kühnheiten in der Wortbildung so reiche Sprache ist das Produkt einer künstlerischen Gestaltung. Man darf darin wohl das ideale Bild der feineren Umgangssprache erblicken, nimmermehr aber eine bloße Reproduktion des plaudernden Naturalismus. Nun ist es gerade die Urbanität, welche man als charakteristisches Kennzeichen den höheren, auch literarisch gebildeten Kreisen von damals nachrühmte: aber es ist durchaus verkehrt, in der Urbanität des Horaz nur eine Kopie und, so zu sagen, einen Widerschein von der Urbanität der damaligen höheren Gesellschaft zu erblicken. Im Gegenteil, wie der Dichter durch Ausscheiden des Gleichgültigen und durch Hervorkehren und Verstärken des Wesentlichen seiner Nachahmung des Wirklichen die höhere Schönheit der Bedeutsamkeit gibt, so hat auch Horaz aus der Urbanität der Sprechenden jene ideale Urbanität des Schriftstellers gestaltet, indem er auf die bedeutungslosen Vulgaritäten, an welchen das wirkliche Gespräch nie Mangel leidet, verzichtete und dafür den freien Geist jener temperierten Sprache, welche zwischen Ernst und Scherz in einer glücklichen und echt menschlichen Mitte schwebt, zu einem klaren Ausdruck brachte. Das gilt ebenso von seiner Sprache in den Satiren und Episteln als von der ganzen Behandlungsweise. Die naheliegende *παρέκβασις*, in welche die Urbanität der wirklichen Gesellschaft leicht überging, war geschmacklose Ungeniertheit, vgl. sat. I. 3, 49: **ineptus et iactantior hic paullo est: concinnus amicis postulat ut videatur.** Daß concinnus aber mit urbanus ungefähr gleichen Sinn hat, beweißt epist. I, 18, 6: **asperitas agrestis et inconcinna gravisque.** Dem pudor subrusticus steht die selbstbewußte Freiheit und Sicherheit des homo urbanus in Betragen und Rede gegenüber; die libertas verkehrt sich sehr leicht in licentia; aus der Sicherheit des Auftretens und Sprechens wird leicht Keckheit und An-

maßung (epist. I, 9, 11: **frontis ad urbanae descendi praemia**, was in dem folgenden Verse als Schamlosigkeit charakterisiert wird). Man hat also in der idealen Urbanität des Horaz eben deshalb eine Potenzierung und Läuterung der realen Urbanität zu erblicken, weil er von diesen natürlichen und unvermeidlichen Auswüchsen des freieren Gesprächs sich fernhält oder nur gelegentlich zum Zwecke besonderer Wirkungen einen vorsichtigen Gebrauch davon macht.

Daß die vorliegende Epistel auch diese intellektuelle Urbanität, hinsichtlich der Sprache zunächst, besitzt, kann der Schüler in jeder Zeile erkennen: nirgends weder geschmacklose Gewöhnlichkeit, noch abgeblaßte Vornehmheit, welche aus Furcht zuviel zu sagen, zuwenig sagt, überall vielmehr eine bezeichnende Frische und Ursprünglichkeit; die Urbanität der Behandlung aber zeigt sich darin, daß eine wichtige Sache durchaus gründlich und wirkungsvoll und dabei mit gewinnender Leichtigkeit erörtert wird.

Zusammenfassend können wir also sagen, die Antwort des Horaz sei erstens urban zu nennen wegen der schonenden Milde, mit welcher Gründe und Beispiele so gewählt werden, daß Mäcenas den Fall losgelöst von allem Persönlichen im Lichte des höheren Allgemeinen sehen mußte, zugleich wegen der freundlichen Worte, mit welchen Horaz sich hier und da an das Herz des Mäcenas wendet; nicht minder aber sei für einen Mann wie Mäcenas das Unangenehme, was die bestimmte Weigerung des Horaz für ihn haben mußte, durch die Urbanität der Darstellung selbst gemildert worden. Was so vorgetragen wurde, war für einen Mäcenas ohne Zweifel so genußreich, daß dem gegenüber wirklicher Verdruß in ihm nicht aufkommen konnte.

Als Frucht der vereinten analytischen und synthetischen Übungen in den Vor- und Nachbesprechungen bezeichnet Willmann (S. 95) den deutschen Aufsatz. Ohne Zweifel lassen sich auch für den deutschen Aufsatz die fruchtbarsten Themata aus Horaz herholen; ja ich gebe zu, daß viele, dem Geiste des Schülers durchaus zugängliche Themata, welche sich an die Horazlektüre anschließen lassen, für eine Behandlung in lateinischer Sprache zu große Schwierigkeiten bieten würden. Gleichwohl würden die Anstalten, die sich einen Schatten der lateinischen Aufsätze gewahrt haben, auch viele an Horaz sich anschließende Aufgaben für lateinische Bearbeitungen finden. Nach einer Erörterung des Begriffs der **urbanitas** könnte man z. B. folgende Themata stellen:

Septimam primi libri epistulam perfectum esse urbanitatis exemplar. — A. W. Schlegel Horati sermones urbanitatis vocat fontes. — De variis urbanitatis generibus. — Quid intersit inter urbanitatem et humanitatem. — Urbanitatem veritati non esse inimicam. — Veram urbanitatem omni carere mendacio. — Mera doctae tractationis severitas comparetur cum urbanae tractationis temperatione. — Horati in sermonibus urbanitatem toto, ut aiunt, caelo a falsa ista abhorrere urbanitatis specie, cui leviculos hodie scriptores videmus indulgere. — Auch ohne eine subtilere Nachbesprechung würde der Schüler in einfacher Weise in einer Klassenarbeit auf folgende Fragen antworten können: Cur Maecenati petenti Horatius recuset Romam redire. Nach gebührender Beleuchtung der urbanen Feinheit dieser Antwort aber wird er selbst dieses andere Thema nicht zu schwer finden: Quibus Horatius in illa ad Maecenatatem epistula usus sit artificiis ad mitigandam recusationis offensionem.

Andere Themata würden sich auf den Calaber hospes; auf Volteius, auf Philippus beziehen können, von welchen der erste und dritte sich durchaus nicht mit Mäcenas decken, ebensowenig als der zweite ein treues Abbild des Horaz ist: Quo iure Maecenatem Calabri illius hospitis dicat similem esse. — Voltei Menae describantur mores. — Volteius Mena comparetur cum Horatio. — Qua tandem causa adductus Philippus Volteium Menam sibi adiunxerit. — Veramne Philippus ille in septima epistula Maecenatis praebeat imaginem. — Schwieriger, aber den besseren Schülern doch zugänglich, würden einige ästhetische Themata sein, welche sich dieser Epistel abgewinnen lassen: De Horatio narratore, oder mit Rücksicht auf V. 29—33: De Horati in fabulis narrandis arte, oder Fabulae, quam Lessingius statuit, legi optime Horatius putandus est satisfecisse.

Freilich läßt sich nicht leugnen, daß sich für eine mit Produktion verbundene Repetition dieser Epistel noch ein anderes Zentrum bietet. Man könnte auch, den Andeutungen dieses Briefes folgend und namentlich die sechste und neunte Satire des ersten Buches herbeiziehend, das Verhältnis des Horaz zum Mäcenas beleuchten. Aus Horaz allein gelangt man allerdings nicht zu einem klaren Bilde von dem Charakter des Mäcenas. Man wird Seneca zu Hilfe rufen müssen (epist. 19, 92, 101, 113, 114; de providentia 3; de benefic. VI, 32). Eine nach dieser Seite gewendete Repetition würde den Schüler für folgende

Aufgaben geschickt machen: De Horatio Maecenatis amico. — Maecenatis mores describantur. — Ex cliente Horatium Maecenatis factum esse amicum, ex amico amicissimum. — De Horatio Maecenatis quasi educatore. — Unde repetendum sit, quod facilius Horatius Maecenate quam Maecenas Horatio carere poterat. — Rectene Cicero dicat in Laelio esse amicitiam nihil aliud nisi omnium divinarum humanarumque rerum cum benevolentia et caritate consensionem. — Constanter Horatium, quamvis saepe levis videatur, institutae vitae cursum tenuisse. — Impatiens otii Maecenas, Horatius patientissimus. — Horatius, quamquam delectabatur amicorum commercio, solitudinis tamen erat amans (V. 44 u. 45). — Zum Schluß noch zwei Sentenzen, welchen der Schüler, wenn er sie im Lichte dieses Briefes betrachtet, einen für eine lateinische Arbeit ausreichenden Stoff wird abgewinnen können: Parvum parva decent (V. 43). — Metiri se quemque suo modulo ac pede verumst (V. 98). Doch gehen diese Aufgaben vielleicht über das heute noch irgendwo Erreichbare hinaus.

Es leuchtet ein, daß im Anschluß an die Repetitionen, zumal wenn man sich dabei der lateinischen Sprache bedient, sich auch sehr wirkungskräftige Extemporalien zusammenstellen lassen. Hier ist z. B. der lateinische Text eines solchen resümierenden Extemporales über die urbanitas: In omnium ore est urbanitas; qualis vero sit, raro invenias qui subtiliter possit definire. Plerumque quid quaeque vox valeat, certissime ex contraria cognoscitur notione. Urbanitati igitur rusticitatem apparet oppositam esse. Ruri enim qui vivunt, asperiores et duriores solent esse; continuo contra hominum in urbe commercio quaedam morum paratur facilitas atque suavitas, quae urbanitas vocatur. Hanc vocis fuisse originem quis non videt? Agrestibus incultisque ruri viventium moribus cultos politosque urbis volebant opponere. Sed quivis tamen sentit proprium peculiaremque huius vocis vim ex hac sola oppositione non cognosci. Mox enim urbanitas de exquisitiore animi potius cultu dicebatur, ita tamen ut cotidie multi pergerent ut elegantem munditiam vestitus cultusque sordibus opponere. Accedit quod in urbem confluebant quicumque ingenio praestabant sibique fidebant. Quid mirum quod multis ne vitalis quidem videbatur vita extra urbem, quam plane singularem putarent vim habere et ad mores

formandos et ad ingenii vires acuendas. Qualis igitur est illa morum urbanitas? Urbani est hominis omnes, quantum fieri potest, vitare offensiones, iudicium cohibere, nihil temere respondere, tecte quae iniucunda ac foeda sunt significare potius quam aperte dicere ac quasi elatrare, iram denique vehementioresque animi motus reprimere. Quae quamquam multa habet similia cum politis quos vocamus moribus, tamen hoc differt, quod ex interiore quodam animi fonte fluit. Nam cum vel obtusioribus hominibus facillimum sit politos istos in aliorum commercio assumere mores, ipsa urbanitas non celeriter discitur atque a multis ne potest quidem disci. Licet igitur definire morum suavitatem, lenitatem, comitatem; hoc tamen tenendum est, veram urbanitatem numquam displicere propter inanem verborum blandorum ac nihil certi dicentium dulcedinem. Neque vero est aperte mentientis, sed reprehensionis severitatem, cum non omnis potest vitari offensio, mitigantis, ita tamen ut verus sensus a quovis non plane inepto cognoscatur etc. Je nach der Gestaltung des deutschen Textes kann ein solches Extemporale leicht oder schwer sein.

Meine Absicht war, in dem Vorliegenden das ausgeführte Beispiel einer Horazrepetition zu bieten, wie ich sie, von Zeit zu Zeit beim Übersetzen stillstehend, mit meinen Schülern anzustellen pflege. Mag man nun dieses Beispiel selbst auch noch so ungeschickt finden, so wird man, hoffe ich, doch die Absicht, welche dieser Behandlung zu Grunde liegt, billigen müssen. Unser Unterricht muß fortwährend auffrischen und den erworbenen Gedankenvorrat in steter Bewegung erhalten; aber jede Wiederholung soll zugleich eine Weiterführung sein, soll „nicht als äußerlicher, lästiger Anhang des weiterstrebenden Unterrichts mit fortgeschleppt werden, sondern sich organisch dem Lehrgange einordnen.“ [1]) „Wie die Vorbesprechung der Vorbereitung des Gedankenkreises dient, so dient diese Nachbesprechung seiner Durcharbeitung; erstrebt jene die Bildung von reichen Assoziationen, so geht diese auf Begriffsbildung aus.“ [2]) Es folgt daraus, daß die Wiederholung nicht bloß der Gedächtnisschwäche des Schülers Rechnung

[1]) „Inwieweit sind die Herbart-Ziller-Stoyschen didaktischen Grundsätze für den Unterricht in den höheren Schulen zu verwerten?“ S. 115. Berlin. Weidmann. 1883.

[2]) Willmann, Pädagogische Vorträge S. 95.

trägt, überhaupt auch nicht etwas ist, was man entbehren könnte, wenn alle Schüler aufmerksam und befähigt wären. Im Gegenteil: die Wiederholung strebt dem höchsten Ziele des Unterrichts zu, und die vorhergehende Besprechung bereitet sie vor, indem sie die groben Hindernisse, welche die Aussicht versperren, hinwegräumt. Man wird freilich auch mechanische, bloß gedächtnismäßige Repetitionen nicht ganz vermeiden können; aber selbst auf diese muß man etwas von der Seele dieser idealen, weiter führenden und in die Tiefe arbeitenden Wiederholung übergehen lassen, wenn man sie vor Fadheit bewahren will.[1]) Namentlich aber für die Gegenstände der griechischen und lateinischen Lektüre ist es von höchster Wichtigkeit, daß nach der Erörterung des Einzelnen dem behandelten Stücke eine lebendige Gegenwärtigkeit bei der Wiederholung verschafft werde. Wenn man dem klassischen Unterricht den Vorwurf macht, daß er nur mit Worten krame und das Gymnasium demgemäß als eine mittelalterliche Ruine betrachtet, welche es endlich an der Zeit sei abzutragen, so muß uns das eine Mahnung sein, das ewig Bedeutsame der alten Kultur hervorzukehren und in dem Schüler der oberen Klassen das Gefühl zu nähren, daß man ihm Brot, nicht Steine bietet. Man kann es leider nicht leugnen, daß die fein abwägende Methode der Detailforschung, wie sie heute auf den Universitäten gelehrt wird, viele nichts anderes als die wenig beneidenswerte Fertigkeit über Strohhalme zu stolpern erwerben läßt. Unser Streben muß, wenn wir den alten Sprachen im Andrange moderner Bildungselemente ihr Ansehen wahren wollen, darauf gerichtet sein, ohne Willkür, aber mit der Freiheit den Schätzen der alten Literatur gegenüberzutreten, mit welcher ein ernster und reifer Mann den Meisterwerken der modernen Literaturen gegenübertritt. Um das zu können, genügt es nicht, sich immer nur in der Peripherie des Altertums bewegt oder die Geschichte der gelehrten Beschäftigung mit diesem oder jenem Autor verfolgt zu haben, man muß vielmehr mit dem Autor selbst so innigen Verkehr gehabt haben, daß man sich ihm nähernd in ein

[1]) Willmann, a. a. O. S. 83: „Repetition und Produktion sind beide für Verarbeitung des Lehrstoffes erforderlich und ergänzen einander ... Repetieren ohne Produzieren macht das Wissen wohl zum sichern, aber noch nicht zum schnell verfügbaren Eigentum; Produzieren ohne fortgehendes Auffrischen des Gelernten gewöhnt zur Leichtfertigkeit und zum Spiel mit den Gedanken."

geistiges Zwiegespräch mit ihm gerät. Was der Fleiß der gelehrten Forschung zusammengetragen hat, soll uns fördern, darf uns aber keine Last werden, deren Gewicht die Annäherung verhindert. Die Ästhetiker sagen vom Dichter, daß er die empirischen Realitäten des gegenwärtigen Lebens und der Geschichte nicht ohne weiteres gebrauchen könne, sondern erst in den Schmelztiegel seiner Phantasie werfen müsse, um ihnen so jene bedeutsamere Realität zu geben, welche der Poesie ziemt. So soll man auch die wirklich beachtenswerten Resultate der gelehrten Beschäftigung mit einem Schriftsteller in sich aufnehmen, dann aber, genügend vorbereitet und zum Verständnis fähig gemacht, in einen freien Verkehr mit ihm treten. Mag auch auf der Universität bei dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft die leidige Notwendigkeit vorliegen, stets mehr von den Erklärern des Horaz als von Horaz selbst zu reden, so gebührt doch auf dem Gymnasium dem Autor selbst der Vorrang. Deshalb rät Herder in seinen „Briefen über das Lesen des Horaz an einen jungen Freund“, „man solle allen fremden Plunder wegwerfen und hinzueilen, das nackte ganze Bild vom Geist eines Autors zu umarmen, zu lieben, anzubeten.“ Der Philologe Heyne antwortet ihm von seinem Standpunkte mit Recht, diese Art zu lesen sei nur für den, welcher die Schale bereits durchbrochen habe. Das Einzelne müsse richtig erfaßt sein, ehe man sich in den Geist des Dichters versetzen könne, was aus einem mangelhaften, dunkeln, auf Erraten gebauten Verstehen des Originals nicht möglich sei. Herders Lehre vom Aufsuchen der geistigen Situation setzt allerdings also viel gelehrten Fleiß voraus; aber das ist eben die Aufgabe des Lehrers, sich auf diesem Wege für eine sowohl freiere als tiefere Auffassung im Interesse seiner Schüler fähig zu machen. Welches Stück des Altertums wir auch unseren Schülern vorführen mögen, wir dürfen nicht ruhen in unserer Vorbereitung, ehe es nicht für uns Lebenswärme annimmt und ein Stück von unserer eigenen Art zu sein scheint. Dann werden sich uns auch klare Ziele und fruchtbare Gesichtspunkte zeigen, welche das Vielerlei der Interpretation vor dem Auseinanderfallen bewahren. So auch allein können wir schließlich hoffen, daß auch auf uns etwas von dem hohen Geiste der alten Schriftsteller übergeht und wir so würdige Vermittler dieses Geistes werden. Für den Unterricht am Gymnasium, wie unsere Zeit ihn zu fordern berechtigt ist, genügt es

nicht, ein kleines, brauchbares Rad des fachwissenschaftlichen Erforschungsapparats geworden zu sein: wir müssen uns vielmehr tief in die Gegenstände unseres Unterrichts hineinleben, müssen sie tief in den Strom unseres individuellen Lebens leiten, müssen selbst im Verkehr mit ihnen klarer, wahrer, besser werden. Nur dann wird unser Wort mit zündender Kraft die Seele der Jugend bewegen und durch die nachhaltige Wirkung beweisen, daß auch heute noch Bildungselemente im Altertum liegen. Nichts Beschämenderes gibt es anderseits für jeden, dem es Ernst ist mit seinem Streben, als wenn er sich zu den Leuten rechnen muß, von denen schon Geßner spottend sagte, man sehe sie einen guten Teil ihres Lebens unter den weisesten Geistern der Welt zubringen und doch daher nichts als Worte mitbringen, statt ihnen gleich zu werden, statt wie sie denken, schließen, reden zu lernen!

---

10. Die Sermonen des Horaz, mit besonderer Berücksichtigung seiner **Epistula ad Pisones.**[1])

Der Unterricht im Griechischen und Lateinischen kann auf der obersten Stufe die Berührungen mit dem in den deutschen Stunden Behandelten nicht vermeiden, ja er soll sie suchen. Was von den politischen und sozialen Verhältnissen des Altertums oft gesagt worden ist, sie seien von einer typischen Bedeutsamkeit, und es sei nicht leicht, das unter mannigfaltigen Einflüssen entstandene, von dem Natürlichen oft weitab liegende und vielfach verbildete moderne Leben wirklich zu verstehen, wenn man nicht zuvor die einfacheren und eine ehrlichere Sprache redenden Gestaltungen des Altertums studiert habe, gilt ohne Zweifel auch von den Problemen der Ästhetik. Wir sehen heute in der Literatur nicht mehr etwas den Näschereien am Ende eines Mahles Vergleichbares, die Männer von männlichem Geschmacke meistens unberührt an sich vorübergehen lassen, sondern einen ernst zu nehmenden Hauptgang vom Tische des Lebens. Wie soll man nun in dem Gewirr der ästhetischen Prinzipien, die sich heute bekämpfen, zu einer sichern Meinung gelangen, wenn man nicht die gewissermaßen **ipsa natura duce** entstandenen literarischen Hauptformen der Alten kennen gelernt hat? Unsere selbständig gewordene Literatur braucht nicht mehr ängstlich in den Bahnen jener glücklichen Vergangenheit wandeln; aber diesen Dienst leisten die **exemplaria Graeca et Latina** auch heute jedem, der sich in sie vertieft, daß sie ihm für das Verständnis der

[1]) Der nachfolgende Aufsatz gibt in überarbeiteter Form das Eingangskapitel meiner „Ästhetisch-kritischen Analyse der **Epistula ad Pisones** von Horaz" wieder. Diese Schrift war durch eine Preisaufgabe der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften veranlaßt worden und ist im 56. Bande des Neuen Lausitzischen Magazins, des Organs der genannten Gesellschaft, veröffentlicht worden.

höchsten geistigen Schöpfungen eine sichere Grundlage verschaffen und ihn auf einem von zahllosen Pfaden jetzt durchzogenen Gebiete die Hauptwege erkennen lassen. Dazu kann auch Horaz einen reichen Beitrag liefern. Ehe man sich aber an seine Epistula ad Pisones macht, die seit Quintilian als seine Ars poetica citiert zu werden pflegt, muß man sich die schwer zu definierende Eigentümlichkeit der von ihm für seine literarischen und moralischen Betrachtungen gewählten Sermonenform klar zu machen suchen. Man hat sie als die Form der Formlosigkeit bezeichnet. Dem schwer zu ergründenden Geheimnis dieser Form aber nachspürend, gelangt man genau an den Punkt, wo die Natur zur Kunst wird. Wer kann leugnen, daß ein Bildungsproblem von einer so fundamentalen Bedeutung auch Einlaß in die Räume der Schule beanspruchen darf?

Horaz bezeichnet diese Gattung als sermones repentes per humum (epist. II, 1,250). Diese Wendung charakterisiert sehr glücklich die Form wie den Inhalt, wiewohl sie nicht ohne einen Anflug jener Horazischen Selbstironie ist. Seine Sermonen und Epistel wollen also das Gespräch nachahmen, und beanspruchen sie Zutritt im Reiche der Kunst, so müssen sie das ideale Bild des Gespräches bieten.

Welches sind nun die wesentlichen Eigenschaften des Gespräches? Was konnte den Dichter bewegen, für eine wenn auch noch so bescheidene poetische Gattung ein Vorbild zu wählen, welches in mehr als einer Hinsicht zur Poesie in feindseligem Verhältnis steht?

In der Tat liegen im Gespräche Keime und Anlagen, die es der Mühe wert erscheinen ließen, es zur Kunstform zu entwickeln. Schon längst hatte der epische, hatte der dramatische Dichter etwas von der Seele des Gespräches aufgefangen. Die mannigfaltigen Formen des gebildeten Gespräches aber, auch wo es nicht, wie im engern Kreise der Poesie, zu einer Leidenschaftsentfaltung hindrängt noch in eine Empfindungsstimmung getaucht ist, poetisch zu verwerten, war dem Horaz vorbehalten. Respektlos hat unsere Zeit so manche literarische Autorität, die jahrhundertelang unerschüttert dagestanden, ihres Ehrenschmuckes beraubt. Auch über den Lyriker Horaz sind die herbsten Urteile ausgesprochen worden. Aber seine Sermonen haben selbst in unserem keck absprechenden Zeitalter ihr altes Ansehen zu bewahren vermocht. Alle sind einig, daß ihnen das Lob der heitersten, geistreichsten Laune, der feinsten Urbanität, der größten Gedankenfülle,

des feinsten Kunstsinnes, sinnender, wenn auch nicht verzweiflungsvoll über den Rätseln des Lebens grübelnder Weltweisheit ohne Rückhalt zuzuerkennen ist.

Vor allem charakterisiert sich das Gespräch durch Frische, Ursprünglichkeit, Lebhaftigkeit. Von dieser Seite betrachtet ähnelt es der Poesie. Es dringt wie das Lied des Dichters aus verborgenen Tiefen und gehorcht der gebietenden Stunde. Es ist arglos wie dieses, wenn es ein echtes Lied ist, voll glücklicher Anschaulichkeit und Naivität.

Im Dienste der strengen Philosophie und zum Dialoge erhoben, mußte das Gespräch manches von seiner beweglichen und freigeborenen Natur einbüßen. Beugt es sich zu willig dem Gesetze vernünftiger und vorausdenkender Planmäßigkeit, so verliert es seine empfehlendsten Eigenschaften, wird frostig und langweilig, ja scheint bald läppisch bald tot, weil es einem Körper gleicht, dem seine Seele entwichen ist.

Der Gedanke und die Empfindung altern, während sie den langsamen Prozeß der kunstvollen poetischen Behandlung durchmachen. „Auf dem langen Wege aus dem Auge durch den Arm in den Pinsel, wieviel geht da verloren!“ Gilt das nicht auch von der poetischen Gestaltung? Dies also ist der Vorzug der Gesprächsform, daß sie von jener Wahrheit, welche die ersten Aufwallungen des Denkens wie des Empfindens uns so sympathisch macht, mehr zum Ausdruck bringt, als bei einer andern Gestaltung möglich wäre. Doch droht hier eine Klippe. Diese ersten, natürlichen Elemente des Denkens und Empfindens werden erst durch Bearbeitung zu Äußerungen der Kunst. Tragen sie doch alle die Kennzeichen, welche jede künstlerische Nachahmung, möge sie in Worten oder Tönen, möge sie in Farben oder Erz nachahmen, aus der gemeinen Wirklichkeit auszumerzen sich bemüht, um sie zu der höheren Wirklichkeit der Kunst zu erheben. Denn im Gespräche kreuzen sich fortwährend Haupt- und Nebensachen. Gewählte Schönheit des Ausdrucks und gleichmäßige, sich über die flackernde Beweglichkeit der gewöhnlichen Menschenrede erhebende Würde werden hier nicht nur nicht erstrebt, sondern, wo sie sich zeigen, als Affektation bespöttelt.

Wie kann das Gespräch also als Kunstform verwendet werden, da es doch der diametrale Gegensatz zur Kunst ist? Sind es doch nicht gleichgültige Unterschiede, die beide voneinander trennen, sondern die wesentlichsten Eigentümlichkeiten des Gespräches, welche man nicht

daraus eliminieren kann, ohne ihm seine besondere Seele zu nehmen, stehen mit ebenso wichtigen Anforderungen, die an jede Kunstform zu stellen sind, wie es beim ersten Blicke scheint, in einem unversöhnbaren Gegensatze. Es fragt sich demnach, ob und durch welche Behandlung es dem Horaz gelungen ist, diese Schwierigkeiten so glücklich zu besiegen, daß, was er in diese Form gegossen, vor dem Tribunale des guten Geschmackes als zur wirklichen Kunst gehörig bestehen kann.

Frische, Unmittelbarkeit, Beweglichkeit, natürliche Wahrheit sind Eigenschaften, die auch der Dialog eines Dramas besitzen muß. Aber selbst die Dichter, welche nicht nach der eigentlichen Idealität des Ausdrucks streben, vermeiden es doch, ihrem Dialog jenen Charakter des planlosen Herumschweifens aufzudrücken, den das Gespräch auch gebildeter und scharf denkender Menschen zu tragen pflegt. Wo zwei miteinander reden, mögen sie nun ruhig etwas erörtern, oder mag die Leidenschaft den Vorsitz führen, umschlingen sich der beiden Gedanken und bewegen sich; aber nur im allgemeinen bewegen sie sich vorwärts. Oft ermannt sich der Unterliegende zu neuem Anlauf und reißt den anderen in seiner Richtung mit sich fort. Oft hat der andere mit halbem Ohr gehört und kommt auf Dinge zurück, die abgetan sein sollten, oder die ihn die bloße Laune oder augenblickliche Verlegenheit bewegt, noch einmal vorzubringen.

Horaz bietet in seinen Sermonen nun freilich, wenn wir von einer geringen Anzahl einzelner Stellen absehen, keine Zwiegespräche; aber Gespräche sind es doch, wie der Titel sagt. Er will eben nicht docieren, sondern im Tone der gebildeten Unterhaltung zu seinen Lesern reden. Verlangt er einerseits, daß man ihm von gewissen Privilegien, welche die Unterhaltung vor dem streng und ernst beweisenden Dociertone voraus hat, Gebrauch zu machen gestatte, so verpflichtet er sich anderseits, seine Darstellung mit der leichten und heiteren Grazie des geistreichen Gespräches zu schmücken. Gern redet er den Leser direkt an, der rhetorischen Lebhaftigkeit der Sprache, in welcher er dichtet, folgend; gern läßt er sich von ihm Einwürfe machen und verteidigt sie. Aber auch wo er ganz selbst redet, ohne durch künstliche Unterbrechungen und Anreden an die, zu welchen er redet, zu erinnern, bleibt stets der Zusammenhang mit dem ima[illegible] Interlocutor gewahrt, und oft scheint die Weiterführung des G[illegible]

einem Einwande entsprossen, welchen der Dichter den stummen Lippen des in seinem Geiste vor ihm Sitzenden abgelesen hat.

Die Eigenschaften der Frische, Unmittelbarkeit, Anschaulichkeit, die im Charakter des wahren Gespräches liegen, werden nun allerdings fast allen Gattungen der Poesie zur Zierde gereichen. Hätte Horaz seine Satiren und Episteln nur in diesem Sinne Sermonen genannt, so würde es vom ästhetischen Standpunkte nicht so schwierig sein, das rechte Wort zur Rechtfertigung dieser Gattung zu finden; aber er gewährt auch jenen anderen Eigenschaften des Gespräches, die wir eben als kunstfeindliche bezeichnet haben, in seinen Sermonen Zutritt. Wo bleibt da die Kunst? Wie ist das zu erklären und zu entschuldigen? Oder ist es gar zu loben? Sollte er die Poesie damit um eine lebensfähige und der Nachahmung würdige Gattung bereichert haben?

Vor allem ist dieser allgemeine Grundsatz aufzustellen, daß auch das an sich nicht Schöne durch den Gebrauch, der davon gemacht wird, und durch seine Zusammenstellung mit anderen Elementen für Wirkungen im Reiche der Kunst verwendet werden kann. Wie manche von den rhetorischen und poetischen Figuren verdankt ihre Kraft gerade dem unschönen und irrationalen Elemente, das mit zu ihren unterscheidenden Eigentümlichkeiten gehört! Aber in der Zusammenstellung muß dieser bedenkliche Bestandteil ein untergeordnetes Moment bleiben und mehr indirekt durch den Gegensatz, den er weckt, als durch die Kraft seiner eigenen Bedeutung wirken.

So hat auch Horaz die Zufälligkeiten des Gesprächs in seinen Sermonen in ziemlich ausgedehnter Weise verwendet. Dadurch hat er ihnen den Charakter behaglichster Zwanglosigkeit aufgedrückt, ohne freilich je das Gefühl aufkommen zu lassen, als würden wir hier in wüste Unordnung gestürzt.

Zu diesen Zufälligkeiten zählen die gelegentlichen Erwähnungen von Einzelheiten und die satirischen Seitenhiebe auf bestimmte Personen, durch die sich die Argumentation, ohne deshalb je ganz stillzustehn, nicht selten unterbricht. Auch den häufigen Wechsel des Tons und die jähen Übergänge, das plötzliche Abbrechen und das unvermittelte Einsetzen neuer Gedanken rechne ich zu den Zufälligkeiten des Gespräches, die Horaz in seinen Sermonen nicht verschmäht hat. Aber alles dieses wird einem höheren Zwecke bei ihm dienstbar und zur

Entschädigung für diese, der reinen Kunst, wie es manchem scheinen könnte, widerstrebende Willkür und Nachlässigkeit werden uns Schönheiten und Vorteile geboten, die bei genauerem Hinsehen eines solchen Preises wohl wert sind.

Alles dieses rechtfertigt sich überdies hinlänglich durch den Zweck, der hier verfolgt wird. Mit dem höchsten Schönheitsideale lassen sich die Sermonen des Horaz allerdings nicht in Einklang bringen. Um wie viel *καθαραὶ ἡδοναὶ* aber würden wir uns bringen, wollten wir nur die paar ganz ungemischten Hauptgattungen gelten lassen und die zahllosen Mischgattungen alle als stillos und gegen die Heiligkeit der Kunst sündigend mit Nachdruck bekämpfen! Zwar bleibt es ein frivoles Wort, alle Gattungen seien in der Literatur erlaubt mit Ausnahme der langweiligen; aber wenn man zwischen einer so freigeistigen Ästhetik und jener ästhetischen Orthodoxie, die von keinerlei Vermischung nicht ganz homogener Elemente wissen will, zu wählen hätte, so würde man doch immer noch besser tun, der ersten zu folgen.

Und welches ist jener Zweck, der hier die Mittel heiligen soll? Horaz ist kein reiner Dichter und würde deshalb in einer jener reinen, ungemischten Dichtgattungen sein Talent nicht ganz haben entfalten können. Aber er war auch kein Philosoph in des Wortes engerer Bedeutung, d. h. kein reiner Denker, und würde deshalb auch in philosophischen Schriften, mit Würde und Ernst Themata der Moralphilosophie und Ästhetik behandelnd, nicht Vollgenügendes haben bieten können. Er war, wie Lessing sagt, ein philosophischer Dichter. Sein Blick weilte beobachtend mit einem leidenschaftslosen Interesse über dem Treiben der Menschen, und da war es ihm **difficile satiram non scribere.** Aber Horaz ist ein philosophischer Satiriker. Er ist nicht von einer Spottlust, die sich Einzelnes zu geißeln genügen lassen könnte, mag diese einzelne Erscheinung der Torheit oder Schlechtigkeit auch noch so viel Stoff zum Lachen bieten. Stets ist es ihm ein Bedürfnis, den Spott zu verallgemeinern. So nähert er sich der Philosophie, aber seine Philosophie ist eine naive. So hoch er die Philosophie als Heilmittel der Seelenkrankheiten und Leidenschaften schätzt, erklärt er sich doch gegen die starre Weisheit der Schulphilosophen, wenn sie sich mit der naiven Weisheit seines Innern im Widerspruch befindet. Zu diesem Hange zur Selbstbeobachtung und zur Beobachtung anderer, zu der aus seiner philosophischen Anlage

fließenden Neigung, die Einzeleindrücke zur Höhe des Allgemeinen zu erheben, gesellte sich bei Horaz das dichterische Talent, mit sprechender Anschaulichkeit zu schildern und belehrend zugleich die Personen, von denen oder zu denen er redet, zu charakterisieren. So entstand aus einer eigentümlichen Mischung dichterischer und philosophischer Elemente die eigentümlich gemischte Gattung der Sermonen.

Aber jener Ausspruch Lessings gibt noch kein ausreichend scharfes Bild von der Physiognomie des Sermonenschreibers Horaz. Auch Schiller ist z. B. ein philosophischer Dichter. Man müßte ihm diesen Namen zuerkennen, auch wenn er die Literatur nicht um eine köstliche Mischgattung, das philosophische Lehrgedicht, bereichert hätte. Und doch, eine wie weite Kluft trennt beide voneinander! Vor der Seele des Horaz stehen nicht glänzende Bilder, die ihn zur Verkörperung reizen; das Ideal bildet sich ihm vielmehr erst im Anschauen des Einzelnen, und es widerstrebt ihm, so hoch sich zu erheben, daß er die Wirklichkeit mitsamt ihrer Bedürftigkeit aus dem Auge verlöre. Seine Weisheit ist eine sich bescheidende Weisheit. Wie er vor zu kühnen Hoffnungen, zu weit zielenden Plänen warnt, so will er selbst den Eifer für die Tugend nicht auf die Spitze getrieben sehen:

Insani sapiens nomen ferat, aequus iniqui,
Ultra quam satis est, virtutem si petat ipsam.

Horaz mutet uns, wenn man von einer Anzahl stoisch gefärbter Stellen in den Oden absieht, keine andauernde und straffe Spannung unserer Kräfte zu, sondern bleibt sich der hemmenden Bedingungen der menschlichen Natur stets bewußt. Das macht seine Stärke aus, hier liegt aber auch seine Schwäche und Einseitigkeit. Wer diese liebenswürdige Weisheit, die stets so vorsichtig mit der menschlichen Schwäche rechnet, noch mit dem sublimere Nebenvorstellungen erweckenden Namen der Philosophie bezeichnen will, dem mag es gestattet bleiben. Vielleicht aber tut man doch besser, ihn mit Rücksicht auf die Abwesenheit aller transcendenten Anklänge bloß einen reflektierenden Dichter zu nennen.

Wenn er nun das, was er, der reflektierende Dichter, seinen Zeitgenossen zu sagen hatte, in die Form von Sermonen kleidete, so lassen sich dafür zwei Gründe, ein subjektiver und ein objektiver, beibringen. Was den ersten betrifft, so erklärt ihn die vorhergehende Betrachtung. In seinem Geiste war die Fähigkeit des abstrakten

Denkens in innigster Vereinigung mit der idealen Sinnlichkeit des Dichters, die ihm das farblos Allgemeine in ein anschauliches Einzelnes von meist typischer Bedeutung verwandelte, und zugleich mit der Gestaltungskraft des Dichters, welche Charaktere schafft und schildert und sie reden läßt, ohne sie zu einem bloßen Sprachrohr der eigenen Gedanken zu machen. Alle diese Kräfte verwendet Horaz zugleich in seinen Sermonen und erzielt dadurch einen schöneren Erfolg, als wenn er sie gesondert auf einzelne, jeder genehme Stoffe verwendet hätte. Jede der beiden Seiten seines Talentes, die gestaltende Kraft des Dichters, wie das reflektierende Vermögen des Philosophen, war nicht ausreichend stark, um damit Vollendetes zu leisten; aber in ihrer Vereinigung ergänzen sie sich und gewinnen an Macht. Aus solcher Verbindung sind die Sermonen entstanden, in denen Gedankenreichtum und poetische Frische sich einander den Preis streitig machen.

Nicht weniger bemerkenswert ist der objektive Grund, welcher ihm diese Form der Mitteilung hat wählen lassen. Die Motive, die er selbst anführt, sind mit Vorsicht zu prüfen, weil er mit schalkhaftem Übermut oft sich selbst verleumdet. Überdies spricht er sich nirgends offen darüber aus, was ihm diese Form für solche Gedanken so besonders angemessen scheinen ließ. Wir sind demnach auf Vermutungen angewiesen. Doch liegen diese Vermutungen zu nahe, als daß man sie bloß zögernd vorzubringen brauchte. Horaz besaß zu viel Kunstsinn, als daß er jede Form für jeden Stoff passend geglaubt hätte. Anderseits besaß er zu viel Ehrlichkeit und literarische Gewissenhaftigkeit, um eine Form, die mit Geschick zu handhaben er sich zutraute (sat. I, 10,46) bloß aus diesem subjektiven Grunde seiner besseren Überzeugung zum Trotz auf einen Stoff zu übertragen, der ihr widerstrebte. Wir sind demnach zu der Annahme berechtigt, daß er sich von dem Gebrauche dieser Form bei der Behandlung gerade dieses Stoffes einen besonders günstigen Erfolg versprach.

Als er sich die Jugend entschwinden fühlte, sagte er der lyrischen Poesie Lebewohl und wandte sich mit doppeltem Interesse der Philosophie zu:

Nunc itaque et versus et cetera ludicra pono;
Quid verum atque decens, curo et rogo et omnis in hoc sum;
Condo et compono quae mox depromere possim.

So lautet der Eingang der ersten Epistel (I, 1, 10 ff.), wobei jedoch zu bemerken ist, daß die dem Anfange seiner schriftstellerischen Laufbahn angehörenden Satiren von den Episteln sich durch fast nichts anderes, wie man richtig bemerkt hat, als durch die etwas größere Schärfe unterscheiden. Die Hauptgedanken der Moralphilosophie wollte er mitteilen, nicht aber um einem intellektuellen Bedürfnisse damit zu genügen, sondern um Besserung zu bewirken und dem schwankenden Leben Stützen zu bieten. Der Gesichtspunkt des reinen Erkennens ist den griechischen Philosophen ebenfalls fast allen nebensächlich. Von dem Stoiker Herillus heißt es, er habe das summum bonum in cognitione et scientia gesetzt; jedoch pflegt das als Ketzerei betrachtet zu werden, und selbst die so subtilen Stoiker erklärten sich im Prinzip gegen die *κατὰ φιλοσοφίαν λεπτολογία*, weil diese für die Zwecke der Lebensgestaltung, die dabei die Hauptsache sind, hinderlich sei. Im Grunde war die Philosophie allen, nicht bloß dem Epikur, eine *ἐνέργεια λόγοις τὸν εὐδαίμονα βίον περιποιοῦσα*, wenn sie auch nicht alle ihre Wissenschaftsfeindschaft so weit trieben, um mit diesem zu sagen nihil opus esse eum, philosophus qui futurus esset, scire litteras oder nullam esse eruditionem nisi quae beatae vitae disciplinam adiuvaret. Das Üben der Tugend war die Hauptsache. Wer dazu im Studium der Philosophie fähig geworden, dem war eine solida utilitas zu teil geworden; wessen Kopf aber nur dabei gewonnen hatte, für den war sie eine bloße puerilis delectatio gewesen. Erst wem das Studium der Philosophie auch ein studium corrigendae mentis und virtutis gewesen war, schien ihnen zur wahren *τελείωσις σοφίας* durchgedrungen. Etwas anders urteilen Plato und Aristoteles über den reinen *βίος θεωρητικός*; jedenfalls sind aber auch sie in Bezug auf die Moralphilosophie der Meinung, daß es deren höchste Aufgabe ist, eine für das Üben der Tugend und zur Erwerbung der Glückseligkeit möglichst förderliche Erkenntnis gewinnen zu lassen.

Viel stärker aber als die alten Philosophen betont Horaz diese Aufgabe der Ethik. Es kommt ihm nicht von ferne in den Sinn, wissenschaftlich und theoretisch nach dem sittlichen Ideale des Lebens, nach dem Wert oder Unwert der menschlichen Kräfte und Neigungen forschen zu wollen. Die Leidenschaften und Begierden vielmehr, in welchen er Krankheiten der Seele erblickt, will er loswerden. Deshalb wendet er sich an die Philosophie, wie der Kranke, um seinen Körper

wieder in die richtige Verfassung zu bringen, sich an einen Arzt wendet; denn er glaubt an ihre Wirkungskraft, wie Abergläubische an Zauberformeln glauben.

Aeque pauperibus prodest, locupletibus aeque,
Aeque neglectum pueris senibusque nocebit.

Doch nicht bloß für sich, auch für andere will er die Philosophie möglichst fruchtbar machen. Die Sermonenform schien ihm einer solchen Wirkung besonders günstig. Andere vor ihm hatten Philosophisches in Versen behandelt; aber bei den meisten war es ein Mißbrauch der poetischen Form gewesen. Mit den Sermonen des Horaz steht es anders. Alles darin, die Sprache, der Versbau, die ganze Art der Behandlung ist mit künstlerischer Weisheit in Hinsicht auf den gesetzten Zweck gestaltet. Die Philosophie selbst in einem solchen Tone lehren zu wollen, könnte unpassend, geschmacklos, ja frivol erscheinen; wer aber zu einem vernünftigen, der Philosophie gemäßen Leben wirkungsvoll einladen will, der konnte keine angemessenere wählen, zumal wenn wir in Betracht ziehen, welche Lebensphilosophie dem Horaz die wahre schien. Streift er doch von der Philosophie alles Systematische und Schulmäßige ab und hält sich rein an das, was für die Gestaltung des Lebens von Bedeutung scheint. Auch fehlt es seinem Philosophieren an düsteren Tönen. Jeder hat sein Glück in der Hand. Höre er nur auf die Klugheit, die ihm den Weg zeigt. Diese Abwesenheit alles Systematischen und das Vertrauen, mit welchem Horaz sich von einer vernünftigen Unterordnung unter die Absichten der Natur ein sicheres Glück verspricht, drücken seinen Gedanken einen heiteren, zwanglosen, weltfreudigen Charakter auf. Das Philosophieren verwandelt sich freilich so in ein geistreiches Reflektieren. Daß dazu aber die Form der Sermonen ein passendes Gefäß bot, leuchtet doch wohl ein.

Das Gesagte läßt sich demnach dahin zusammenfassen, daß die Form der Satire und der poetischen Epistel von Horaz mit weiser Erkenntnis seiner eigenen Eigentümlichkeit wie der Eigentümlichkeit seines Gegenstandes und Zweckes gewählt ist.

So vorgetragen schien sich die Philosophie eine allgemeinere Wirkung auf das Leben versprechen zu können. Verliert sie doch so alles Grämliche und jene strenge Ernsthaftigkeit, wodurch sie den weltlich Gesinnten in respektvoller Entfernung zu halten pflegt. Durch das heitere Aussehen, das ihr Horaz gibt, ladet sie ein, näher zu

treten, und wer sich ihr einmal genaht, den fesselt sie durch ihre geistreiche Laune und unterhaltende Mannigfaltigkeit. Denn was Cicero vom Redner verlangt, **varietate satietati occurrendum esse**, und daß er es verstehen müsse, **a severitate ad hilaritatem transducere**, das leistet Horaz auf seinem Felde hier in eminenter Weise. Die meisten Menschen sind eben **diuturnae et continuae severitatis et gravitatis impatientes.** Wer sich den Menschen aber nützlich machen will, muß sich den Forderungen ihrer Natur anzubequemen suchen. Daher bei Horaz der Wechsel zwischen allgemeiner Betrachtung und Beispielen, zwischen Räsonnement und Erzählung, zwischen Ernst und Scherz. Dem entspricht der Bau seines Hexameters, der sich von der regelrechten Würde und einfarbigen Erhabenheit des heroischen Versmaßes fernhält und hinter dem Scheine der Nachlässigkeit die höchste Kunst verbirgt. Dem entspricht auch die Mannigfaltigkeit des Ausdrucks, der zugleich von so wunderbarer Proprietät und Urbanität ist, daß auch das stärkste Lob ihm gegenüber nicht übertrieben scheint.

Nicht also bloß die für die Poesie und für die Schriftsprache überhaupt verwendbaren Eigenschaften des plaudernden Gespräches, die Frische, Ursprünglichkeit, Anschaulichkeit, hat Horaz für seine Sermonen ergiebig gemacht, sondern auch den der strengen Kunst widerstrebenden Zufälligkeiten des Gespräches, nämlich dem häufigen Wechsel des Tons, dem Fallenlassen ernst werdender Gedanken, der zwanglosen Ideenassociation, hat er in seinen Sermonen unnachahmliche Wirkungen abzugewinnen gewußt, und wohl kaum ist je ein Kritiker so grämlich gewesen, diese Mischung heterogener Elemente einfach als geschmacklos zu bezeichnen.

Aus welchem Gesichtspunkte muß man nun die Komposition der Satiren, d. h. die Gliederung und Anordnung des Stoffes betrachten, um sie mit den Gesetzen der künstlerischen Gestaltung in Übereinstimmung zu finden? Man kann im allgemeinen zugeben, daß die zwanglose Disposition, um nicht zu sagen Dispositionslosigkeit, der Sermonen ihnen den gewinnenden Charakter der Improvisation gibt, und daß diese Abwesenheit des zurecht legenden Verstandes eben deshalb gefällt, weil alles so mehr den Anschein gewinnt, als wäre es der direkte Ausfluß eines günstigen Augenblicks. Aber auch in dem künstlichen Durcheinander kann eine versteckte Ordnung sein, und wer eine offenbare Verwirrung der Hauptfäden in den Sermonen schön finden wollte,

würde ebenso irren, wie wer in den Verstößen gegen die strenge Einheit, wie solche die epische Volkspoesie zeigt, Wunder was für eine Schönheit dieser Gattung erblicken wollte (vergl. Goethes und Schillers Briefwechsel, Brief 306).

Es verdient im voraus bemerkt zu werden, daß das Disponieren zu gewissen Hauptkräften, welchen der Dichter wie der Philosoph und Schriftsteller jeder Art ihr Bestes meistens zu danken haben, in einer Art von feindlichem Verhältnis steht. Auch die geregelte, normale, gesunde Phantasie hat etwas Capriciöses. Die Caprice aber gehorcht unberechenbaren Einflüssen und ist das Schoßkind des Augenblicks. Nicht bloß der Dichter, nein jeder bedeutende Schriftsteller gehorcht der gebietenden Stunde, und wenn die künstliche Veredelung der Anlage auch dazu beiträgt, den tyrannischen Zwang der Gunst oder Ungunst, den die Stunde ausübt, zu brechen, ganz sich seiner zu entledigen, möchte weder möglich sein noch überhaupt wünschenswert. *Ὅπῃ ἂν ὁ λόγος ὡς πνεῦμα φέρῃ, ταύτῃ ἰτέον*, sagt Plato. Nicht immer bietet eine spätere Stunde die verschmähte Gabe einer früheren zum zweiten Male an.

Gleichwohl verlangen wir von einem Literaturwerke, dem wir reine Kunstschönheit nachrühmen sollen, daß es seinen Inhalt gliedere und die Gaben der Intuition und schwungvollen Begeisterung unter die Botmäßigkeit der Hofmeisterin Vernunft bringe. Viele Schöpfungen des Genies haben dabei auch, an der einen Seite gewinnend, an der entgegengesetzten Einbuße erlitten, indem sie zwar vernünftiger und übersichtlicher, aber zugleich auch kühler und nüchterner wurden.

Man glaube deshalb aber nicht, das Disponieren sei eine bloße Erfindung der Schulpedanten. Die Disposition ist *φύσει*, nicht bloß *θέσει*. Jeder klare Kopf schreibt bis zu einem Grade disponiert, auch wenn er gar nicht an die Notwendigkeit Ordnung in seine Gedankenentwickelung zu bringen denkt. Jener kunstmäßig entwickelten Disposition nämlich, die sich oft im Übermaß im Teilen und Unterteilen gefällt und die Gedanken zerfasert, steht die weniger strenge, natürliche Disposition gegenüber. Und diese zweite Art verliert noch von ihrer schon nicht großen Strenge, wenn, wie oben gezeigt, eine dem Disponieren feindselige Fähigkeit hemmend dazwischentritt, wenn satirische Laune, geistreiche Heiterkeit, sprudelnder Witz der ernsten, würdigen Bedächtigkeit über das runzlige Gesicht fahren und ihr die ruhig gleichmäßige Entwickelung der Gedanken erschweren.

Wer nun nach der Anordnung des Stoffes in den Sermonen des Horaz forscht, darf nur eine Entwickelung, wie sie im Wesen der natürlichen Disposition liegt, zu finden erwarten und muß sich außerdem noch gefaßt machen, auch diese durch hervorbrechende Laune, durch pikante Einfälle, die mehr gefällig sind, als in die Tiefe gehen, unterbrochen zu sehen. Doch wie man ein Land noch eben nennt, selbst wenn hier und da eine wellenförmige Erhebung die Gleichmäßigkeit stört, so kann auch eine Auseinandersetzung noch als gut disponiert gelten, trotzdem hier und da das Belieben des Dichters einem untergeordneten Punkte eine etwas zu ausgedehnte Erweiterung zu teil werden läßt. Nur wenn man dicht davor steht, versperren solche Protuberanzen die Aussicht; tritt man ein wenig zurück, so verursachen sie kaum noch einen leisen Anstoß. Erst wenn, auch aus einiger Entfernung gesehen, in die Breite gehende Episoden den Überblick erschweren oder unmöglich machen, darf man mit Entschiedenheit von Dispositionslosigkeit reden.

Aber selbst dann ist die Dispositionslosigkeit kein kapitales ästhetisches Verbrechen. Ein Drama kann von tadelloser Anlage sein, gut exponiert, gut verwickelt, gut entwickelt, und doch kann es schal und langweilig sein. Umgekehrt kann ein anderes nicht bloß durch psychologische Einzelheiten und Schärfe der Charakteristik, sondern auch durch dramatische Kraft sich auszeichnen und dabei doch schlecht gebaut sein. Wie eine peinliche Ordnungsliebe nicht zu den unentbehrlichen Zügen eines im höheren Sinne moralischen Charakers gehört, ebensowenig ist die Gewohnheit streng zu disponieren in den engen Kreis der allerwesentlichsten Eigenschaften eines bedeutenden Schriftstellers zu rechnen. Lessing z. B. spottet im Anfange des Laokoon über die systematischen Bücher und meint, daran sei in Deutschland kein Mangel. Sicherlich aber ist allem, was auch nur von ferne mit der Poesie zusammenhängt, in diesem Punkte alle irgend mögliche Freiheit zu gestatten. Nennt doch Goethe die Phantasie die ewig bewegliche, immer neue, seltsame Tochter Jovis und sein Schoßkind.

Denn ihr hat er alle Launen,
Die er sonst nur allein sich vorbehält,
Zugestanden,
Und hat seine Freude
An der Törin.

Und er fährt fort:

Und daß die alte
Schwiegermutter Weisheit
Das zarte Seelchen
Ja nicht beleid'ge!

Von dieser Schwiegermutter Weisheit aber ist die Disposition die richtige Tochter.

Ohne die zwingendste Notwendigkeit jedoch soll man sich nicht entschließen, gegen irgend eine Epistel oder Satire des Horaz die Anklage zu erheben, es fehle ihr an Zusammenhang, und sie biete das Bild eines ungegliederten Durcheinander. Schulmäßige Strenge der Disposition schien dem Dichter pedantisch und dem Charakter dieser Gattung nicht genehm; aber jene natürliche, aus der Eigentümlichkeit der behandelten Frage für jeden, der sie richtig gefaßt hat, sich von selbst ergebende Disposition dürfen wir ihm trotz aller zur Schau getragenen Willkür und Zwanglosigkeit wohl zutrauen. Freilich will diese Sermonenform das Ideal einer gebildeten, bald moralisierenden, bald kunstbetrachtenden Unterhaltung darstellen; aber von jener entfesselten Willkür, wo der Faden der Ideenassociation unsichtbar wird, und von den Sprüngen der wirklichen Unterhaltung, die ein längeres Verweilen bei irgend einer Sache wie eine Pedanterie fürchtet, gibt Horaz doch nur Proben, und er hütet sich wohl, seine Ausführungen in solche Zersplitterungen aufgehen zu lassen.

Wie an Ordnung, so fehlt es auch der Unterhaltung gemeiniglich an Einheit. Auch diese Forderung aber, daß das Kunstwerk eins sei, ist, wenn sie richtig verstanden wird, kein bloßer Traum der Pedanten. Was einen denkenden Kopf zur Abfassung eines Werkes treibt, ist in seiner ersten Conception ein Einfaches. Mag es auch schon in dieser Gestalt die Keime zu einer Mannigfaltigkeit enthalten, so würde doch das unbewaffnete Auge zunächst noch nichts davon bemerken und erst aus der nachträglichen Ausführung inne werden, daß gewisse leise Linien die künftige Spaltung schon andeuteten. Diese relativ einheitlichen Keimgedanken herauszufinden, ist auch für die Würdigung der Horazischen Sermonen von höchster Wichtigkeit. Stellen sie doch das Centrum vor, um welches sich die Gedanken bewegen. Je näher diesem Centrum, mit um so lauterer Stimme sind die Worte des Dichters zu lesen; je ferner davon, um so schneller

und leichter müßte die Zunge bei einer kunstvollen Recitation darüber hineilen. Ja von manchen Stellen dieser Sermonen möchte vielleicht zu gestehen sein, daß sie nicht einmal mehr in der Peripherie seines Gedankenkreises liegen und üppigen Auswüchsen vielmehr vergleichbar sind, die man auf die Laune des Augenblicks setzen muß, und die er sich mit Rücksicht auf die gewählte Form, vielleicht auch gerade, um diese Form zu charakterisieren, gestattet hat. Man kann sogar behaupten, daß der eigentümliche Geist dieser Gattung überhaupt keine reine, von allem störenden Beiwerk sich fernhaltende Entfaltung eines Grundgedankens zuläßt. Darin liegt ihre Schwäche — Mangel an Ernst, wenn man so sagen darf, an Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit —, darin liegen aber auch ihre Vorzüge — die völlige Abwesenheit ermüdender Abstraktion und docierender Langweiligkeit, wohingegen sie die farbigste Fülle und Abwechselung, die feinsten Ausbrüche der Laune bietet. Die Horazischen Sermonen zeigen den anmutigsten Kompromiß zwischen Ernst und Scherz. Von ihnen kann man in Wahrheit sagen, daß sie cum delectatione docent. Sie sind die glücklichste Form der dichterischen Didaxis, indem sie mit gleichem Geschick die Klippe der Langweiligkeit wie der gedankenlosen Seichtigkeit und glatt gefälligen Causerie vermeiden. Ernste und würdige Gedanken lauern stets im Hintergrunde.

Wie die Vollkommenheit, d. h. die reine, unanfechtbare Vollkommenheit auf allen Gebieten des Lebens wie der Kunst eine gar seltene Ausnahme ist, so werden wir auch nicht erstaunt sein, wenn die den Sermonen gestattete libertas auch bei Horaz hin und wieder in licentia ausartet. So wunderliche Sprünge aber darin auch bisweilen zu Tage treten, so sind sie doch, auch von seiten der Disposition betrachtet, etwas Besseres als eine Schüssel, auf der alles wie Kraut und Rüben durcheinander liegt.

Betrachten wir nunmehr, in welchem Verhältnis die Episteln des Horaz zu denen stehen, an die sie gerichtet sind.

Es ist ein Hauptgrundsatz der Ästhetik, daß jedes Kunstwerk den Schlüssel zu seinem Verständnis in sich tragen muß: wenn die Dichtung sich an etwas außer ihr Liegendes anlehnt, muß sie alles für ihr volles Erfassen Notwendige in sich aufnehmen und an dem richtigen Punkte dem Leser mitteilen. Horaz hat nicht bloß für den engeren Kreis seiner Freunde geschrieben. Wenn er sich auch nicht eine so

glänzende Unsterblichkeit träumen konnte, wie ihm in Wirklichkeit zu teil geworden, so hoffte er doch zu leben, solange Rom selbst die die Königin der Welt sein und der Pontifex mit der schweigsamen Jungfrau das Kapitol besteigen würde. Er wird also wohl auch seinen Episteln das für ein so langes Leben Notwendige mitgegeben haben. Die persönlichen Beziehungen in den Episteln sind am meisten von Wieland überschätzt worden, der sie zur Hauptquelle, ja zur einzigen Quelle der Erklärung macht. Aber so zufällige Veranlassungen konnten für Horaz eben nur Veranlassungen sein, nicht Hauptbeweggründe. Seine Episteln waren für alle bestimmt und behandelten, was für alle interessant und lehrreich war. Gleichwohl ist einzuräumen, daß hier und da, selbst an Stellen, wo wir es heute nicht mehr ahnen noch fühlen, eine nur dem Empfänger ganz verständliche, auf dessen, dem Dichter wohlbekannte Verhältnisse abzielende Anspielung vorkommt. Das ist aber ein neckisches Spiel von seiten des Dichters, und solche Erkenntnis aufgehellt zu haben, trägt sicherlich nicht viel zum Verständnis des Ganzen bei. Bei der Verehrung, mit der wir den Resten der alten Literatur gegenüber stehen, müssen uns allerdings auch deren Einzelheiten und geringfügigste Erscheinungen bemerkenswert erscheinen. Sind es doch eben Reste, die nach allen Seiten hin ausgenutzt werden müssen, um für das Verständnis auch des Verlorenen ergiebig gemacht zu werden. Demnach wird jede Aufklärung, auch die unbedeutendste Notiz über eine **persona Horatiana**, mit einem gewissen Dank hinzunehmen sein. Aber es heißt einen methodischen Fehler begehen, wenn man mit diesen Notizen so umgeht, wie z. B. Wieland tut und nach ihm viele andere getan haben. Nur eben auf Nebenpunkte können sie mitunter ein neues Licht werfen.

Ein kleines Gelegenheitsgedicht konnte Horaz diesem oder jenem Freunde widmen, ohne damit Hinterabsichten für einen weiteren Leserkreis zu verbinden; aber diese umfangreichen Episteln behandeln nur Fragen von allgemeinem Interesse. Ja selbst in den kleineren Episteln, die sich dem, was man im engeren Sinne einen Brief nennt, nähern, ist das Bestreben unverkennbar, den Gegenstand über das bloß persönliche Interesse hinauszuheben. Nicht einmal so viel kann man zugeben, daß die Besprechung jedesmal an den gerichtet sei, dem Horaz aus seinem Freundeskreise das feinste Urteil über diesen Punkt zutraute.

In der Ars poetica redet er z. B. die Pisonen an; allein man vergißt sie ganz während des Lesens, und an den wenigen Stellen, wo sie angeredet werden, wundert man sich fast über ihre Erwähnung. So unabhängig von der Individualität derer, an die er schreibt, hat Horaz den Stoff behandelt. Diese Pisonen, könnte man ironisch sagen, sind dem Dichter selbst ebenso gleichgültig, als sie es einem urteilsfähigen, aber ohne Voreingenommenheit zum ersten Male bei diesem Werke weilenden Leser sein werden. Wenn hier und da wieder ihr Name auftaucht, schrickt man fast zusammen, als würde man der Unaufmerksamkeit beim Lesen angeklagt. So ganz und gar verliert man sie aus den Augen, einzig mit der von dem Dichter behandelten Sache beschäftigt. Ja selbst Wieland, der doch der Meinung ist, nur wer hier die persönlichen Beziehungen voll ins Gewicht fallen lasse, könne sich davor bewahren, in dieser Epistel „ein übel zusammenhängendes, flüchtiges, mit Nebensachen und Radotage angefülltes Sudelwerk zu erblicken“, er, der zu meinen scheint, jedes Bruchteilchen jedes Gedankens ziele in den Horazischen Episteln auf die moralische oder intellektuelle Individualität des darin Angeredeten, gesteht doch in seiner Einleitung zur Epistula et Pisones, Horaz vergesse hier öfters, daß er — nicht allein sei.

Wenn Horaz an eine bestimmte Person schreibt, so bedeutet das in seinen längeren Episteln nicht viel mehr als unsere Widmungen. Nur dieser eine Unterschied ist festzustellen. Wir widmen nämlich oft aus Pietät unsere fachwissenschaftlichen Bücher selbst solchen Personen, bei denen wir nicht einmal ein Interesse, geschweige denn ein Verständnis für die behandelten Fragen voraussetzen können. So lose ist bei Horaz der Zusammenhang zwischen dem Gegenstande und der Person des gelegentlich in der Epistel Angeredeten nicht. Dafür behandelte er aber auch Gegenstände, welche in dem Gesichtskreis aller Gebildeten lagen, nämlich Probleme der Moralphilosophie und der Ästhetik. Wer überhaupt zu seinen Freunden zählen konnte, mußte solchen Auseinandersetzungen gern sein Ohr leihen. Mitunter mag auch wohl ein intimeres Verhältnis zwischen diesem Probleme und einem Einzelnen aus dem Freundeskreise des Horaz der Grund der Widmung gewesen sein. In andern Fällen wollte er dem freundlich ehrgeizigen Drängen eines Freundes willfahren. Selbst Augustus, wie aus der Vita Suetonii bekannt, geizte danach, von Horaz in der-

artigen Episteln angeredet zu werden. Jedenfalls tun wir aber den Pisonen zu viel Ehre an, wenn wir glauben, daß sie für Horaz mehr als die Veranlassung gewesen sind, seine seit langem gehegten und in langsamer Reife entstandenen Gedanken über die Poesie auszusprechen. So auch Spengel (Philol. XVIII, p. 108): „Seine Beziehungen zu den Pisonen kennen wir nicht und die wenigen Hinweisungen in diesem Briefe gestatten keine sicheren Schlüsse. Doch ist einleuchtend, das, was zunächst diesen gesagt ist, seine größere, ja allgemeine Geltung haben sollte.“ Und Lehrs cum ista, qua in hoc quidem libro uti solet, confidentia: „Nicht für die Pisonen schrieb Horaz die Ars poetica“ (p. CCX).

Die Epistula ad Pisones bedarf in mehr als einer Hinsicht einer besonderen Erklärung und Rechtfertigung. Selbst ein so wohlwollender und der Dichterindividualität des Horaz in so hohem Grade verwandter Beurteiler wie Wieland gesteht, daß die Freiheit und angenehme Nachlässigkeit des Briefstils hier nicht mehr zureichen wolle, den Dichter zu entschuldigen. Ein Autor, der sich zu nichts anheischig gemacht habe, meint er an einer andern Stelle, könne zu keiner Rechenschaft gezogen werden. Im übrigen charakterisiert er diese Spaziergängermethode, wie sie Lessing nennen würde, recht artig und ist nie um Wendungen verlegen, die das Krumme gerade erscheinen lassen. Der nächste Gegenstand, der in die Augen falle, sagte er, führe das Gespräch fort, und man befinde sich doch am Ende, ohne zu wissen wie, auf einmal da, wohin man wollte. Dann redet er wieder von der schönen Freiheit sich bloß durch seine Gedanken führen zu lassen und freut sich dem Dichter „in seinem schlendrigen Gange nachschleichen zu können“. Gelegentlich erinnert er auch, wenn er den Leser mißtrauisch vermutet, an seine eigene Eigenschaft als Dichter und gibt mit einer schalkhaften Liebenswürdigkeit zu verstehen, daß die geheimeren Intentionen des Dichters sich allerdings nur dem Dichter offenbaren. Zu Stellen, über deren tieferen Sinn wir, wie Ofellus, abnormes sapientes crassaque Minerva, beinahe hinweggelesen hätten, folgt die Bemerkung, manches, wo „wirklich die Mysterien der poetischen Kunst eingehüllt lägen, sei nur dem Adepten verständlich“. Folgen sich die Gedanken dann gar zu unvermittelt aufeinander, und vermag der gute Alte selbst darin keinen Zusammenhang zu erkennen, so versichert er uns, das gerade sei der richtig Ton, um Unberufene von der Poesie abzuschrecken, was

etwas anders ausgedrückt ungefähr heißen würde, die beste Methode des Abschreckens wäre, in so kühnem Durcheinander von den Hauptpunkten der Theorie zu reden, daß ihnen von alle dem so dumm würde, als ging ihnen ein Mühlrad im Kopfe herum. Gleichwohl können sich wenige rühmen, ein so feines Verständnis für die Art, wie Horaz seine Gedanken darzustellen und zu entwickeln pflegte, besessen zu haben, wie Wieland. Schade nur, daß er, wie Lachmann in seinem den **Fastis Horatianis** von Franke angehängten Briefe von diesem sagt, manchmal hört **quid Juppiter Junoni in aurem**, und daß er auf die persönlichen Bezüge viel zu viel Gewicht legt.

„Das Formen eines Ganzen eines plastischen Gebildes," sagt Lehrs, „wurde dem Horaz keineswegs leicht." (p. CLIX.) „Auch in der Art, wie Horaz seine Schriftstellerei trieb, zeigt sich sein Aristippismus." „In späteren Jahren sagte er sich von dieser Beschwerlichkeit (ein Ganzes zu gestalten) los." „Er nahm oder erfand sich die Form der Epistel, d. h. die Form der Formlosigkeit." „Jenen Charakter des Lockeren, Springenden, Unvollständigen, ungleichmäßig Ausgeführten muß man erwarten und anerkennen. In keinem seiner Briefe ist dies in höherem Grade der Fall als in der **Ars poetica**, und von den obigen Gesichtspunkten ausgehend, muß man ihre Form oder Formlosigkeit ganz begreiflich finden."

Ich habe oben diese „Form der Formlosigkeit", wie sie Lehrs bezeichnet, als eine vor dem Tribunal des guten Geschmacks berechtigte und für den gesetzten Zweck von Horaz überaus glücklich gewählte bezeichnet. Gleichwohl scheint es mir nicht möglich, von der Ökonomie dieser Epistel gerade im Tone der Bewunderung zu reden. Die Grenzen der dieser Gattung zu gestattenden Zwanglosigkeit sind hier allerdings überschritten; jedoch läßt sich mancherlei zur Entschuldigung des Dichters anführen, selbst wenn die anderen Eigenschaften der **Ars poetica** nicht genügen sollten, ihm für das lockere Gefüge des Ganzen Verzeihung auszuwirken. Selbst wer so gering urteilte über diese Anordnung des Stoffes, daß er nichts in unserer Epistel erblickte als eine Sammlung von **pensées détachées**, die auf die Kunst, als auf ihr gemeinschaftliches Zentrum zielen, sonst aber nicht groß etwas untereinander gemein haben, dürfte darum den Horaz doch nicht im gewöhnlichen Sinne der Nachlässigkeit anklagen. Denn nicht nur verrät alles Einzelne das reinste uud gebildetste Kunsturteil, sondern es

zeichnen sich auch alle Urteile durch die glücklichste Proprietät des Ausdrucks aus. So kann nur schreiben, wer langsam gereifte Gedanken mitteilt, die lange Gegenstand seines Interesses und stillen Nachdenkens gewesen sind.

Gewissenhafte Ordnung in der Gedankenentwickelung, könnte man entschuldigend sagen, würde einem lehrhaften Gedichte vollends den Stempel verstandesmäßiger Nüchternheit aufdrücken. Weil aber anderseits auch die Unordnung der Kunst zuwider ist, würde die höchste Kunst darin bestehen, klar und regelrecht alles zu entwickeln, jedoch durch Laune, poetischen Schmuck und anmutigen Übermut diese Ordnung zu verdecken. So pflegt ja auch die Natur alles Kantige und Eckige in den Übergängen zu verbergen. Aber auch dem gesetzlosesten Spiele der Phantasie muß, wenn anders diese Phantasie gesund ist, die Ordnung eingeboren sein. Denn die wahre Ordnung ist etwas Natürliches, und nur die Pedanterie, welche eine überflüssige Ordnung an unrechter Stelle oder eine auf die Spitze getriebene Ordnung will, ist etwas der echten Kunst entschieden Feindliches.

Diese einem klaren Kopfe, selbst wenn er der eines Dichters ist, unverlierbare Ordnung muß man auch bei Horaz voraussetzen und sie zu suchen sich bemühen, dabei jedoch bedenken, daß der Dichter stärker durch das Einzelne, stärker durch das, was zu seinen Sinnen spricht, beeinflußt wird als durch die Gesetze der strengen Logik. Darum wird er in einem lehrhaften Gedichte den Stoff nicht nach hohen Gesichtspunkten besonnen gliedern, sondern durch Einzelheiten stets angezogen, durch Einzelheiten stets zum Verweilen eingeladen werden. Man muß sich also durchaus hüten, ihm ausgeklügelte Partitionen unterzulegen. Das würde sowohl dem Dichtervermögen widersprechen, als auch mit dem heiteren Geiste seines Werkes im Widerspruch stehen.

Dem geheimen Plane und der natürlichen, aus der Sache von selbst fließenden Disposition eines bedeutenden, aber in seinem Baue anscheinend verworrenen Werkes nachzudenken, bringt Gewinn; doch muß man sich hüten, einer vielleicht gar nicht vorhandenen Ordnung nachgrübelnd, in Subjektivitäten zu verfallen. In seiner Überreiztheit sieht das übermäßig angestrengte Auge nach langem Hinblicken oft Verbindungen, von denen ein gesunder, unbefangener Blick, dem die res integra vorgeführt wird, absolut nichts zu entdecken vermag.

Bei der Beurteilung einer umfangreicheren Epistel muß ferner dies in Anschlag gebracht werden, daß, was eben von dem instinktiven Disponieren aller klaren Köpfe gesagt wurde, nur von dem gilt, was unter dem treibenden Impulse einer Gedankenerregung geschrieben ist. Sobald der Faden des Denkens durch ein heterogenes Mittelglied zerrissen ist, muß durch Absicht der Zusammenhang zwischen dem Nachfolgenden und jenem Vorhergehenden hergestellt werden. Das aber ist das Geschäft des reinen Verstandes, und oft widerstrebt es der freigeborenen Phantasie, genau in jenes verlassene Geleise zurückzukehren.

Zu einem tadellosen Baue würde auch dies gehören, daß bei einem jeden Punkte nur so lange verweilt würde, als er, mit den anderen verglichen, beanspruchen darf, mit anderen Worten, daß die Länge der einzelnen Teile untereinander in dem richtigen Verhältnisse stände. In Bezug auf diese Epistel kann man aber auch dies nicht zugestehen, daß die Ausdehnung, welche Horaz den einzelnen Punkten gewährt, mit Sicherheit auf die größere oder geringere Wichtigkeit, die er ihnen selbst beigelegt, zu schließen gestattet. Auf den Dichter — und auch in den Satiren und Episteln ist er doch immer zu einem Teile Dichter — wirkt das Gegenwärtige stets mit unberechenbarer Stärke. Der eigentümliche Geist dieser Gattung, die einen ungemischten Ernst und eine einseitig trockene Verstandestätigkeit in dem Leser nicht aufkommen lassen will, bringt es ferner mit sich, daß hier und da eine Erweiterung eintritt, zu welcher in der Bedeutung der Sache selbst keine Berechtigung zu erkennen ist. So sehen wir auch oft den Lustspieldichter, wenn die Entwickelung seines Stückes sich eine Weile zu sehr dem Ernste zubewegt hat, durch glückliche Einzelheiten, mitunter durch das Einlegen einer rein komischen Szene, die zu der Haupthandlung nur in losem Verhältnisse steht, die sich davon schleichende Heiterkeit, an der ihm vor allem liegt, zu sich zurücklocken.

An anderen Stellen läßt sich der Mangel an Zusammenhang aus der eigentümlichen Natur des Gegenstandes herleiten, welcher bei der Vielheit der möglichen Gesichtspunkte in Teilchen zu zerstieben Neigung hatte, und den zumal in der damaligen Zeit, wo die Hauptprobleme der Ästhetik noch nicht in so scharfer Abgrenzung einander gegenübergestellt waren, systematisch zu behandeln außerordentlich schwer gewesen wäre. Was es mit dem in **artem redigere** auf sich hat, wie große Anstrengungen nötig sind, um in die chaotische Vielheit

Ordnung und Überblick zu bringen, um die Begriffe zu klären und richtige Grunddefinitionen zu finden, müssen wir heute in einer vorgeschrittenen Zeit, wo wir die präzisierten Resultate so vieler Vorgänger schnell und mühelos herübernehmen, uns erst ins Gedächtnis zurückrufen. Wie schwerfällig und weitschweifig erscheint uns oft die Dialektik des Plato! Oft dreht sich alles um einen grammatischen Terminus, um ein Verhältnis, für welches damals noch nicht ein gangbarer Ausdruck gefunden war, und das heute so elementar ist, daß es kaum auch nur dem Anfänger ernstliche Schwierigkeiten bereiten könnte. Und Ähnliches ließe sich in Bezug auf Aristoteles bemerken. Dergleichen will mit den Augen der Zeit, in welcher es entstanden ist, betrachtet sein. So allein findet es seine Entschuldigung, so allein findet es seine Erklärung.

Es kann nicht zweifelhaft sein, daß Horaz manche von den Vorschriften namentlich im zweiten Teile der Epistel völlig gesondert voneinander und einzeln in Verse gebracht hat, wie ihn die Lust anwandelte, und wenn gerade dieser Gedanke in seiner Bedeutung und in seinen Konsequenzen seinem Geiste besonders gegenwärtig war. Nachher, so denke ich mir, ist es ihm selbst oft trotz aller dieser Gattung gestatteten Freiheiten recht schwer geworden, das Einzelne in einen passenden Zusammenhang einzureihen.

Die **Epistula ad Pisones** hat demnach ihr eigenes Kompositionsgesetz. Sie setzt sich aus vielen, zum Teil sehr kleinen Teilen zusammen, von welchen viele etwas so Besonderes sagen, daß es sich unter keinen allgemeinen Titel ohne Zwang fügen will. Damit soll nicht geleugnet werden, daß sich allgemeine Gesichtspunkte nachweisen lassen, von denen der Dichter geleitet worden ist.

Das unvermittelte Ansetzen des Neuen mit apophthegmatischem Abschlusse ist in der **Ars poetica** das Gewöhnliche. Meistens läßt sich das unausgesprochene Verbindungsglied leicht und sicher ergänzen. Wer wird da mit dem Dichter zürnen, wenn er die etwas zu gewissenhaften und umständlichen Übergangswendungen des Lateinischen für seine Zwecke nicht brauchbar findet? Aber an andern Stellen dieser Epistel enthüllt sich dieses ausgelassene Mittelstück nicht mit der wünschenswerten Klarheit. Könnte man annehmen, daß diese Vorschriften eine nach der andern in dieser Reihenfolge im Kopfe des Dichters entstanden und niedergeschrieben sind, so dürfte man nicht eher ruhen,

als nicht die im geheimen wirkende Kraft der Ideenassociation gefunden wäre, unter deren Einflusse Horaz auch die kleinste jener Vorschriften an diese und nicht an eine andere Stelle gesetzt hätte. Wer aber möchte sich anheischig machen, das zu beweisen? Vereinzelt tauchen viele auf den uns gerade beschäftigten Gegenstand bezügliche Gedanken aus den Tiefen des Geistes hervor und tauchen schnell wohl wieder zurück, nachdem sie einen Augenblick an der Oberfläche verweilt haben. Allmählich nehmen sie Form an während der Ruhe des stillen Reifens und springen dann plötzlich fertig von neuem hervor. So ergriff sie Horaz, und nachher, denke ich mir, hatte er oft große Mühe, sie an leidlich passender Stelle unterzubringen.

So bedenklich aber auch vielen der Zusammenhang dieser Epistel erschienen ist, so hat doch kaum ein besonnener Kritiker durch Ausscheiden von Versen[1]) den Zusammenhang herzustellen versucht, wenngleich von manchen Umstellungen vorgeschlagen wurden. Ist doch allem Einzelnen der Stempel des Horazischen Geistes mit unanfechtbarer Deutlichkeit aufgedrückt! Aber es ist uns allen eingeboren, nach der Einheit und Verbindung auch bei Werken dieser Gattung zu suchen, weil es uns kunstlos und barbarisch vorkommt, auf Zusammenhang zu verzichten und etwas in den Rahmen einer Epistel zu spannen, was stellenweis nur ein Konglomerat von Einzelbemerkungen scheinen könnte. Selbst wenn es geistreiche Einfälle sind, wollen wir ihnen nicht das Recht einer solchen Sonderexistenz zuerkennen.

Am schwierigsten zu rechtfertigen sind einige episodische Ausführungen in dieser Epistel, welche überraschend und unvermittelt anheben und in behaglicher Breite ihren befremdenden Inhalt ausspinnen. Meist sind diese Episoden üppige Schößlinge, die an einem besonders lebensfähigen und saftreichen, d. h., um ohne Bild zu reden, interessanten Punkte ansetzen. Was diese letzten anbetrifft, so sind sie dem Dichter nicht zum Vorwurf zu machen. Für einige andere Stellen aber, z. B. für die Digression über die begleitende Flöte und Lyra (V. 202—219), weiß ich keine andere Erklärung als die oben gegebene, daß sie nämlich gesondert für sich entstanden und nachher vom Dichter in einen Zusammenhang, wo sie allenfalls erträglich schienen, eingereiht worden sind.

---

[1]) V. 377 wird von Bentley für unecht erklärt.

Ich fasse das Gesagte dahin zusammen, daß die Freiheiten, welche der Sermonenform aus den oben entwickelten Gründen zu gestatten sind, noch nicht ausreichen, den Bau der **Epistula ad Pisones** zu erklären und zu entschuldigen. Horaz ist zwar weit entfernt, kompaßlos im Meere der Ästhetik hier umherzutreiben, und die Willkür seiner Anordnung ist nicht so groß, wie es nach den fast überall ausgelassenen Bindegliedern scheinen könnte; aber dennoch finden sich klaffende Stellen darin, und manche Stücke könnte man herausnehmen, ohne daß eine Einsturz drohende Lücke dadurch in dem Ganzen entstehen würde, wie man andere mit demselben Rechte an diese leer gewordene Stelle setzen könnte. Am geschlossensten ist der Zusammenhang im ersten Teile der Epistel. Es erklärt sich dies lockere Gefüge aus der stückweisen Entstehung der einzelnen Teile, die nachher ohne Fugen zu lassen, nicht verschmelzen wollten. Eine Entschuldigung aber mag die Schwierigkeit des vielgestaltigen Themas bieten, dessen reicher Strom noch nicht durch häufige Behandlungen Früherer in ein bestimmtes Bett geleitet war. Trotz des stellenweis selbst durch die Freiheiten der Epistelform nicht zu rechtfertigenden lockeren Baues jedoch darf man den Dichter nicht einfach der Nachlässigkeit zeihen. Den **limae labor** und die **mora**, die er an Roms älteren Dichtern vermißt, hat er sich nicht gespart. Jedes Stück für sich zeigt die Reife der klassischen Form. Die Schilderung der Lebensalter und so manches andere aus der **Ars poetica** loslösbare Ganze sind, wie die modernen Recensenten zu sagen pflegen, wahre Kabinettsstückchen von Geschmack und Laune und um so bewunderungswürdiger, als sie einen würdigen und reichen Gedankengehalt in sich bergen.

Das Ideal der poetischen Epistel jedoch zeigt sich erst dann verwirklicht, wenn zu jener glücklichen Proprietät des Ausdrucks, zu der Gedankenfülle, zu der feinen Urbanität eines Horaz bei aller Zwanglosigkeit der Form sich stets eine, wenn auch nicht markierte, so doch alles leise nach einem bestimmten Ziele hinlenkende Disposition gesellt. Jedenfalls steht aber auch das fest, daß selbst die größte Regelmäßigkeit des Baus für den Mangel an den höheren Eigenschaften der **inventio** und **elocutio**, durch die Horaz so glänzt, keinen Ersatz würde bieten können. Anderseits kann man sich über die Abwesenheit des **lucidus ordo** allenfalls trösten, wenn an jeder Stelle so Vortreffliches geboten wird, daß Geist und Phantasie voll beschäftigt sind und im

Genusse des Augenblicklichen zum Überschauen sich wenig getrieben fühlen.

Wir haben in der **Epistula ad Pisones** Horazens kunstphilosophisches Vermächtnis zu erkennen. Nur wenige Verse zielen auf die Zufälligkeiten der Veranlassung. Es sind der Hauptsache nach Gedanken, die er gegen das Ende seines Lebens zum Ausdruck gebracht haben würde, selbst wenn er die Pisonen niemals kennen gelernt hätte. Was er hier ausführt, warnt und lehrt, steht in zu engem Zusammenhange mit den wesentlichsten Tendenzen seiner geistigen und dichterischen Individualität, als daß nur eine genau der Bedeutung solcher Gedanken entsprechende Veranlassung sie hätte hervorrufen oder der Mangel einer durchaus passenden Veranlassung sie in seinem Innern hätte zurückhalten können.

Wie ihm ferner bei seinem Philosophieren nicht das reine, vom Handeln losgelöste Erkennen die Hauptsache war, sondern die Mitteilung verwertbarer und für die vernünftige Ordnung des Lebens möglichst fruchtbarer Gedanken, so trägt er auch in dieser ästhetischen Epistel, wenn wir von dem kleinen, literarhistorischen Teile absehen, überall Sätze vor, denen er eine praktische Bedeutung für die Bildung des zum Dichten Berufenen beimaß.

Wie ganz anders verfährt Aristoteles in seiner Poetik. Er ist überzeugt, daß der Geist der Poesie bei den griechischen Dichtern erfüllt ist. An sie verweist er. Was sie an Regeln, ihrem Genius gehorchend, befolgt zu haben scheinen, sammelt er unter Gesichtspunkte. Über Vorhandenes will er reflektieren, es erkennend begreifen. Homer, Sophokles und Euripides sind ihm die endgültigen Offenbarer der Gattungen. Nirgends aber merkt man ihm das Bestreben an, der Poesie seines Volkes eine Richtung zu geben oder sie auch nur zu mahnen, auf der von den früheren Dichtern betretenen Bahn zu bleiben.

Aber auch zu den höheren Zielen der modernen Ästhetik steht die **Ars poetica** des Horaz in einem leicht erkennbaren Gegensatze. Jene induktive Methode des Aristoteles scheint nicht mehr ausreichend. Das Licht, das ihr entströmt, leuchtet nicht weit genug. Auch in dem gewaltigsten Dichtergenius offenbart sich ja der Geist der Poesie nicht in tadelloser Reinheit. Nicht immer, wenn er dichtet, ist er ganz des Gottes voll, und seine Schöpfungen können darum nicht mehr als einfach zu verstehende und unübertreffliche und keinerlei

Tadel zugängliche Äußerungen eines unfehlbaren Naturtriebes angesehen werden. Das Gute in den vorhandenen Werken läßt in dem modernen Ästhetiker die Ahnung des Bessern aufdämmern. Über das schon erreichte Ziel hinaus sucht er das noch zu erreichende zu erblicken. Er glaubt seine ideale Aufgabe noch nicht erfüllt zu haben, wenn er den Geschmack der Zeitgenossen klärt, sie vor dem Geschmacklosen warnt und zum Studium des Schönen anleitet: er will auch den Dichtern ein Leitstern sein, um ihnen die Richtung anzudeuten, wo im Reiche der Kunst noch Land zu entdecken ist.

Horaz redet weder wie Aristoteles im Tone eines Philosophen, der die Probleme der Ästhetik rein geistig bewältigt und seine Regeln, sich treu den vorhandenen Mustern hingebend, durch Abstrahieren gewinnt, noch kann man von ihm sagen, daß seinem verzückten Blicke, wie den modernen Führern auf der Bahn der Ästhetik, ein himmelhohes Ideal der Dichtkunst vorschwebe, daß ihn zu einer metaphysischen Auffassung des Schönen befähigte. Wie sonst bei seinem Philosophieren, bleibt er auch in der **Ars poetica** mit der Wirklichkeit in Zusammenhang und sucht das Wesen der Dichtkunst aus der dichterischen Praxis der Griechen und seines Zeitalters zu erkennen. Zweierlei aber unterscheidet ihn dabei sichtbar von Aristoteles. Er will die Kunst nicht erklären, wie jener, damit sie, wie es dem denkenden Menschen ziemt, verstanden und in ihrem Wesen erfaßt werde; er beleuchtet sie vielmehr in seiner Weise, damit sie richtig geübt werde. Außerdem ist Horaz ein satirischer Ästhetiker. Irrtümer, die ihm für die Entwickelung der Literatur verhängnisvoll schienen, behandelt er im wirkungsvollen Tone des erheiternden Spottes. Überhaupt warnt er häufiger vor dem Verkehrten, als er direkt an das Richtige erinnert.

Obgleich sich also Horaz' Ästhetik durch die praktische Tendenz, welcher sich bei ihm die Ergebnisse seines Erkennens unterordnen, wesentlich von der des Aristoteles unterscheidet, ruht auf ihr doch der reinste Geist des Altertums. Nichts lag den Alten ferner als der vornehme Ton, den die modernen so gern anschlagen. Sie waren vorsichtig und zeigten mehr Neigung nüchtern als überspannt und phantastisch zu werden. Haben sie das Ziel auch nicht immer erreicht, so braucht man doch oft nur eine kleine Strecke in gerader Linie vorwärts zu gehen, um des Rätsels Lösung zu finden. Wir hingegen schießen so oft darüber hinaus, und selbst in der Richtung täuschen

wir uns. Was Jakob Bernays am Schlusse seiner Abhandlung (Grundzüge der verlorenen Abhandlung des Aristoteles über Wirkung der Tragödie. Breslau 1857, S. 183) über Aristoteles sagt, gilt auch von Horaz. Gerade in der Poetik, meint er, habe Aristoteles, um der schwankenden Natur des Stoffes das Gegengewicht zu halten, noch strenger als sonst es sich zur Pflicht gemacht, nur auf die allereinfachsten und in sich klaren Begriffe seine Regeln zu gründen. Er fährt fort: „Diese haben dadurch ein empirisches Ansehen und für manchen an die Spezereien der modernen Spekulationssprache gewöhnten Leser vielleicht einen faden Geschmack bekommen; wer sich jedoch den Sinn für die züchtige Einfalt der alten Denker erhalten hat, wird bald merken, daß, nach Solgers (Schriften II, 546) treffendem Ausdruck, alle diese empirischen Regeln unter „stiller Voraussetzung eines höhern Grundes“ entworfen sind, und schwerlich wird man das immerwährende schellenlaute Anschlagen an jenen höhern Grund, wie es die neuere Ästhetik betreibt, ihr als einen wirklichen Vorzug anrechnen dürfen.“

Aus jener praktischen Tendenz des Horaz erklärt sich eine eigentümliche Einseitigkeit seiner Ars poetica, die sich allerdings während des Lesens, solange man bei dem stets gehaltvollen und überraschend glücklich ausgedrückten Einzelnen weilt, weniger fühlbar macht, deren man sich aber deutlich bewußt wird, wenn man, am Schlusse der Epistel angelangt, auf die an der Hand des Dichters durchlaufene Bahn zurückblickt. Horaz scheint die Poesie nicht mit hinlänglicher Ausführlichkeit von ihrer materiellen Seite zu betrachten und demgemäß die Schwierigkeiten der dichterischen Praxis an einer falschen Stelle zu suchen oder wenigstens die Hauptschwierigkeiten im Dunkel liegen zu lassen.

Was den ersten Punkt betrifft, so legten die Alten stets bei ihren literarischen und ästhetischen Erörterungen dem formellen Gesichtspunkte eine größere Bedeutung bei, als uns heute zu rechtfertigen scheint. Ja wo Horaz mit kühnem Selbstbewußtsein von seinen Verdiensten um die römische Literatur redet, will es uns dünken, daß er seine unentreißbaren Adelsansprüche fast stillschweigend übergeht und mit einer befremdenden Ausführlichkeit von seinen formellen Verdiensten redet, welche allein für sich doch nicht ausgereicht haben würden, ihn der Todesgöttin zu entreißen. Nach unserer Empfindung redet er

zu stolz davon, daß er die griechischen Metra auf italischen Boden verpflanzt hat. Längst erfundene und in einer anderen Sprache gebrauchte Metra in der heimischen Sprache gebraucht zu haben, wenn diese von ungefähr gleichen metrischen und rhythmischen Anlagen ist, will uns heute nicht so gar viel dünken. Auch das scheint uns nicht etwas so Ungeheures, daß er, in Jamben dichtend, nicht bloß wörtlich einiges aus Archilochus übersetzt hat, sondern im Geiste des Archilochus zu dichten versucht hat. Mit unzweideutiger Klarheit redet er oft in stolzem Tone von den, so zu sagen, körperlichen Eigenschaften seiner Poesie; von den innern Eigenschaften hingegen schweigt er oder hat weniger bezeichnende Wendungen dafür. Gewiß bewundern auch wir heute die sprachbewältigende Kraft des Horaz und vor allem die unnachahmliche Proprietät seines Ausdrucks. Diesen „körperlichen Eigenschaften“ seiner Poesie ist es zu einem Teile zuzuschreiben, daß so viele seiner Verse sprichwörtlich geworden sind, daß den geistreichsten Schriftstellern aller Zeiten so oft sich Citate aus Horaz gerade beim Schreiben aufgedrängt haben. Aber der Schwerpunkt unserer Bewunderung liegt doch nach einer anderen Seite. Es ist der materielle Wert seiner Poesie, der ihn so viele Jahrhunderte hindurch zum unbestrittenen Liebling der Alten wie der Jungen gemacht hat. Freilich ist es nicht gut möglich, in der Kunst die Form von dem Inhalt streng zu sondern. Jedenfalls aber scheint uns heute die im engsten formellen Sinne sprachliche und metrische Kunst des Horaz von geringem Gewicht im Vergleich zu seinen andern titres de noblesse. Auch die Weltanschauung allerdings, zu deren Gesamtbilde sich seine Gedichte und Sermonen zusammensetzen, d. h. der materielle Ertrag seiner Dichtung, ganz losgelöst von der Form, kann dem modernen Menschen nicht voll und ganz genügen, so daß er in ihm einen für alle Zufälle des Lebens und für alle Krisen seines Innern zuverlässigen Freund und Ratgeber erblickte. Was uns immer wieder an ihm entzückt und seine Dichtungen mit dem Scheine unverwüstlicher Jugend umgibt, ist vielmehr die Wahrheit und Klarheit, mit welcher er die seinem glücklichen Talente zugänglichen Seiten des Lebens beleuchtet hat. Aus seiner Verherrlichung der Freundschaft, der Liebe, des Weins, des Frühlings, aus seinem Lobe des Landlebens und seinen Naturschilderungen weht uns die wohltuendste Frische entgegen. Ja trotz aller Anlehnung an die Griechen im einzelnen müssen diese Gedichte doch als originell

gelten, und eben darum sind sie selbst grämlichen Geistern gegenüber von so siegreicher Überzeugungskraft, weil sie der reinen Quelle einer unmittelbaren, unerkünstelten Empfindung entflossen sind, weil sie uns zur Poesie verklärte Naturtöne, nicht konventionelle Dichtereien und nachgesprochenen Modeenthusiasmus bieten. Horaz bleibt jedoch nicht im Banne dieser Empfindungen. Ohne ihnen ihren natürlichen Duft zu nehmen, vielmehr dadurch gerade ihre Seele nach außen kehrend, vermischt er sie mit Elementen der Reflexion. Und damit hängt etwas anderes zusammen, was uns das Eigenartige dieser Horazischen Poesie erst in ihrem wahren Licht zeigt. Seine heiteren Töne werden durch einen beigemischten Hauch von der weltfreudigen Religion des Altertums in einer schwer definierbaren Weise geadelt, die sich der Nachahmung der Horaz- und Anakreonschwärmer bis jetzt unzugänglich gezeigt hat. So allein hat er der Freude und dem Genusse wirklich weihevolle Lieder widmen können.

Sollte Horaz nun aber die wesentlichen Eigenschaften des Dichters von jenen andern nicht haben unterscheiden können, die doch erst im Verein mit den ersten eine bedeutende Wirkung zu erzielen imstande sind? Sollte er den Körper der Poesie wirklich höher geschätzt haben als ihre Seele? Betrachtet man die Summe seiner Urteile über sich selbst, betrachtet man ferner die Summe der in der epistula ad Pisones niedergelegten Vorschriften und Bemerkungen, so möchte man sich fast zu dieser Ansicht berechtigt glauben. Fast alles dort Vorgetragene bezieht sich entweder auf die poetische Ökonomie oder auf die kunstvolle, saubere und charakteristische Gestaltung der Form.

Erwägungen verschiedener Art jedoch, die sich aus der praktischen Tendenz des Horazischen Reflektierens, sowie aus dem allgemeinen Charakter der alten Ästhetik ergeben, machen die eigentümliche Einseitigkeit seiner Betrachtung und die Bevorzugung, die der Form hier zu teil geworden ist, begreiflich. Ja man kann an dritter Stelle halb erklärend, halb entschuldigend hinzufügen, die Natur der ästhetischen Probleme bringe es so mit sich, daß über die Erscheinungsformen der Kunst sich immer reicherer Stoff für die Betrachtung aufdrängt als über ihre eigentlichen, innersten Geheimnisse.

Was den ersten Punkt betrifft, so ist festzuhalten, daß Horaz nur lehren will, wovon er glaubt, daß andere es sich zu eigen machen können. Daß nur ein Teil der Kunst lehrbar ist, während der Künstler

sie ganz braucht, ist auch wohl seine Überzeugung. Eine so ernste Pflicht es nach ihm für den Dichter ist, zu lernen und zu feilen, auch er glaubt nicht, daß es damit allein getan sei. Aber jene innersten Geheimnisse der Kunst scheinen ihm dem Denken wohl nur schwer zugänglich, und wenn sie auch erkennbar sind, würde er, darüber befragt, wie Gorgias in seiner Schrift *περὶ τοῦ μὴ ὄντος*, vielleicht geantwortet haben, so lassen sie sich durch die Rede doch nicht mitteilen. Durch eine wie weite Kluft ist das Mitteilbare in Sachen der Ästhetik aber noch von dem praktisch Verwertbaren getrennt! Horaz faßt also in dieser Epistel die Poesie als lernbare Kunst ins Auge. Nicht eine „kritische Grundlegung der Ästhetik", nicht eine „Metaphysik der Kunst", nicht ein „System der Poetik" wollte er seinen Zeitgenossen und der Nachwelt bieten, sondern eine Technik der Dichtkunst sollte es werden, welche die Nichtdichter anleiten könnte, das zur wahren Kunstform Ausgearbeitete von dem flüchtig Hingeworfenen und Formlosen zu unterscheiden, und durch welche die Dichter anderseits zur Besonnenheit und zur gewissenhaften Verwertung der Darstellungsmittel gemahnt werden sollten. Natürlich nur wen die Muse mit freundlichem Blicke bei seiner Geburt zum Dichter geweiht hatte, durfte auch nach Horaz hoffen, mit Hilfe dieser Technik sich die hohe formelle Eigenschaft einer schönen und charakteristischen Gestaltung des Ausdrucks und einer harmonischen Komposition zu erwerben. Er bietet hier eine Propädeutik für das Dichtertum. Auch in Bezug auf das Schöne ist es ja schon eine virtus vitium fugere, und auch hier ist die sapientia prima, stultitia caruisse. Wem das alles zu wenig scheint, dem dürfen wir dreist mit des Dichters Worten antworten: Est quadam prodire tenus, si non datur ultra. Horaz war nicht eigensinnig und bildete sich nie ein, das letzte Wort gesagt oder Vollständiges geboten zu haben. „Si quid novisti rectius istis, Candidus imperti: si non, his utere mecum." Mit diesen Worten scheint er auch in dieser Epistel den Leser zu entlassen.

Während er so den lehr- und lernbaren Teil der Kunstübung erörtert, kommt etwas über ihn von dem Geiste jener rationalistischen Nüchternheit, welche so gern das Wunder der Kunstschöpfung hinwegleugnen möchte. Seine Ansichten über das Ideal der Poesie entsprechen in mancher Hinsicht denen des Cicero über das Ideal der Beredsamkeit. Nicht die natürliche Begabung macht es allein; auch

genügt es nicht, wenn die Routine hinzutritt: erst durch das Studium der Theorie wird die Vollendung herbeigeführt. Das Eigentümliche dieses Standpunktes im Gegensatz zur herrschenden Praxis brachte es aber mit sich, daß neben der ausführlichen Besprechung des Technischen die geheimeren Bedingungen des Kunstschaffens im Schatten gelassen werden mußten. Wir haben es hier auch bei Horaz mit einer Reaktion gegen die einseitige Verherrlichung der genialen Natur zu tun. Jede Reaktion aber schießt nach dem Gesetze des Pendelschwungs über die maßvolle Wahrheit hinaus, und erst, nachdem mit einer gewissen nachdrücklichen Einseitigkeit die Rechte des entgegengesetzten Standpunktes verteidigt sind, darf man hoffen, daß auch die relative Berechtigung der jetzt bekämpften Meinung objektiv gewürdigt werde. Demgemäß tritt in dieser Epistel an die Stelle einer ernst gehaltenen Erörterung über den psychologischen Ursprung des Kunstwerkes die Schilderung des toll gewordenen Dichters. Ohne Zweifel hat Horaz zu gering über die natürliche Dichteranlage geurteilt, wenn er ihr, so zu sagen, die Tendenz beilegt, sich ohne den Zügel der Theorie und der Kritik ins Tolle zu potenzieren. Der wahre Dichter, darf man ihm antworten, ist, wie der gute Mensch nach Goethe, in seinem dunkeln Drange sich des rechten Weges wohl bewußt. Auch ist die Theorie doch erst späteren Ursprungs, und das Genie selbst ist, wie Lessing sagt, der Urquell der Regeln. Die satirische Nebenansicht in dieser der Hauptsache nach didaktischen Epistel läßt den Horaz länger, als in einem reinen Lehrgedichte nötig gewesen wäre, bei den für den Satiriker dankbaren Torheiten der Pseudogenialen oder ihrer Genialität zu sehr oder ausschließlich vertrauenden Genialen verweilen. Das eben ist das Schwere, aber zugleich Erfrischende und Anreizende an den Horazischen Satiren und Episteln, daß der satirische Übermut so oft den Gedanken, den er umspielt, übertreibt und gelegentlich sogar irre leitende und offenbar nicht ernst gemeinte Argumente ins Feld führt, welche dem verständigen Leser eine heilsame Unruhe bereiten und die Widerlegung oder modifizierende Zusätze herausfordern. Sicherlich hat Horaz gewußt, daß der hehre, seherische Zustand der dichterischen Verzückung von der wüsten und dabei so affektierten Tollheit originalsüchtiger Narren verschieden ist. Eine kraftvolle und anschauliche Schilderung dieses Zustandes aber, für den er, wie sich nachweisen ließe, ahnungsvolles Verständnis hatte, lag nicht in dem Kreise der

seinem Talente ganz zugänglichen Stoffe. In seinen Oden finden sich dahin zielende Versuche; aber es sind keine glücklichen Versuche. Die Erregung scheint dort eine gemachte, und diese kalten, konventionellen Töne finden nicht den Weg zu unserem Herzen.

Als zweiter Erklärungsgrund für die auffallende Bevorzugung, die Horaz in dieser ästhetischen Epistel dem Technischen und Formellen zu teil werden läßt, war oben der allgemeine Charakter der antiken Ästhetik angegeben worden. Es hieße den Alten unrecht tun, wollte man einfach behaupten, ihr Reflektieren über die Dichtkunst beschränke sich auf die Form der einzelnen Gattungen; aber die in den Tiefen ihrer sinnlichen und plastischen Natur wurzelnde Neigung vor allem, um nicht zu sagen ausschließlich, durch ein gründliches Verständnis der Form sich eine Einsicht in das Wesen zu eröffnen, ist unverkennbar und lehrt uns manches erst verstehen, was sonst wunderlich scheinen möchte. Die Form war ihnen mehr als ein übergeworfenes Kleid, das dem darunter verhüllten Körper angepaßt ist. Ihre Dichter und Denker standen der Zeit näher, wo die verschiedenen Stimmungen, Leidenschaften, Charakterformen und Handlungsarten, denen bestimmt war, im verdeutlichenden Spiegel der Poesie zu erscheinen, im Kopfe der erfindenden Dichter so durchaus angemessene Formen erstehen ließen, daß man in diesen Formen einen Teil der sichtbar gewordenen Seele selbst erblicken durfte. Mit der Zeit aber hat sich dieses Band gelockert. Eine Form, die nur als eine überkommene gehandhabt wird, gerät leicht in Widerspruch mit dem Inhalt, den sie umkleidet. Der Inhalt kann auch dann sehr ehrwürdig sein; aber man darf nicht mehr hoffen, ihn von Grund zu erfassen, wenn man seine Einkleidung ganz zu verstehen sucht. Unsere Dichter dichten heute meistens in Formen, für die sie wohl Verständnis besitzen, die sie sich aber schwerlich selbst genau so erfunden haben würden. Die Form hat demnach den größten Teil ihrer offenbarenden Kraft verloren und verdient nicht mehr ein so hohes Interesse, als ihr die Kritiker des Altertums ausnahmslos geschenkt haben.

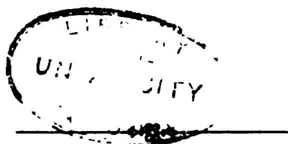
Dazu gesellt sich ein zweiter unterscheidender Zug, der die alten Kritiker über einen gewissen Punkt hinauszudringen verhindert, und der gleichfalls für sie charakteristisch ist, weil er uns die Kehrseite von den Vorzügen der antiken Natur zeigt. Sie besaßen nicht die grüblerische und ihre Empfindungen bis in die Ursprünge hinein zer-

fasernde Sentimentalität der Neuern. Deshalb lag es ihnen auch fern, die Dichternatur und das Entstehen der Dichtung psychologisch erklären zu wollen. An Stelle der psychologischen Zurechtlegung, auf welche die moderne Methode zielt, finden wir bei ihnen eine naive und mythologische Deutung. Der Dichter ist ihnen ein Gefäß der Gottheit. Durch seinen Mund sprechen die Götter. Im Symbol des Schönen offenbarten sie voraus, „was erst, nachdem Jahrtausende verflossen, die älternde Vernunft erfand“. Im Zustande ekstatischer Selbstvergessenheit tönt der Mund des Dichters fremde, höhere Weisheit wieder.

Drittens schien gegen den Vorwurf, Horaz habe die eigentlichen Hauptsachen im Verhältnis zur breiten Behandlung weniger wichtiger Teile zu kurz abgefertigt, dieses angeführt werden zu können, daß sich über die innersten Geheimnisse der Kunst überhaupt nicht so viel sagen lasse wie über ihre Erscheinungsformen. Wortreich genug ist von vielen in unserer Zeit darüber geredet worden; aber der positive Ertrag so vieler weitschweifigen Untersuchungen ist im Verhältnis zur aufgewendeten Kraft, was die höheren und allgemeinen Fragen betrifft, ein geringer gewesen. Und das ist natürlich. Denn jene Fragen, die man mit Cicero als **intimae artis** bezeichnen kann, spielen in das Gebiet des Transcendenten über, und es ist deshalb objektiv unmöglich mit unserer „für immanenten Gebrauch bestimmten Sprache“ bis unmittelbar an sie heranzugelangen. Bei der Behandlung der höheren Probleme, die wir in diese **Epistula ad Pisones** vermissen, sieht sich die Ästhetik gewöhnlich gezwungen, den Boden des sichern Räsonnements zu verlassen und sich entweder in Poesie oder in Mystik zu verkehren. Auf diesem Gebiete leisteten die kritischen Meister unserer romantischen Schule ihr Bestes und glaubten aus dieser Höhe mit einem Blick „mitleidiger Nachsicht“ selbst auf die Kritik eines Lessing herabblicken zu können, weil sich auch diese nur mit Äußerlichkeiten abzuplagen schien. Nicht alles sei Chimäre, sagt A. W. v. Schlegel in seinem Aufsatz über Schillers Künstler, wovon sich nicht in deutlichen Begriffen Rechenschaft ablegen ließe. Durch diese Erklärung will er seinen antirationalistischen und mystischen Standpunkt rechtfertigen. Er redet mit Wärme von Ahnungen der Wahrheit mit nur dunkel wahrgenommenen Mittelideen. Die Begeisterung finde auch Wahrheit und eile oft der Erkenntnis voraus. Poetischer über Kunst schreiben heißt ihm nicht „weniger wahr und gründlich“ schreiben, sondern sich fähiger

zeigen in das Innere teilnehmender Seelen zu dringen und den Ausdruck so tief als möglich aus seinem Innern zu schöpfen. Ja der Instinkt für das Schöne scheint ihm sicherer auf die rechten Wege zu leiten als die weit später entwickelte Vernunft.

Ganz anders Horaz. Seine Ästhetik verläßt nirgens den sichern Grund des wirklich Diskutierbaren. Bestimmte Verkehrtheiten seiner Zeit haben ihm seine Regeln eingegeben, sowie seine sittliche Satire nicht mystisch geschaute, sondern mit irdischem Auge wahrgenommene Verkehrtheiten der menschlichen Natur sich zum Zielpunkte wählt. Aber nur von einigen kleineren Abschnitten dieser Epistel kann man behaupten, daß sie wegen dieser zeitlichen Beziehung trockenen Blüten gleichen, in denen längst das Leben erstarrt ist. Das meiste, was wir hier lesen, ist trotz seiner zeitlichen Färbung so frisch und so beherzigenswert, als ziele es auf die Kunstübung unserer Zeit. Horaz hatte eben ein ideenhaftes Auge: die zufällige Einkleidung verhüllte ihm nicht das Wesen des Innern. Auch er betrachtete die moralischen und ästhetischen Fehler sub specie aeternitatis. So gelang es ihm, seinen Besprechungen fast überall den Charakter einer allem Wechsel der Zeiten trotzenden Allgemeingültigkeit zu geben.



Inhalt.

Herrosé & Ziemsen, Wittenberg.


124784
LC1013
W4
v.2



